

SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung.

VIII Jahrgang. 1893. Sechzehnter Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn
(Appelhans & Pfenningstorff).

Inhalts-Uebersicht

des

Sechzehnten Bandes.

Achter Jahrgang.

1893.

Aufsätze und Berichte.

Novellen und Erzählungen.

Gedichte.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Anregungen und Antworten.

Bemerkungen und Besprechungen.

Theosophische Vereinigung.

Abbildungen.

Kunstbeilagen.



SPHINX

Monatsschrift

für

Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung.

März | 1893 | XVI. 85.

Brau[illegible]weig.

C. A. Schwe[illegible] und [illegible]

(Appelhans [illegible])

Kegan Paul, Trench, [illegible]bner & C[illegible] London [illegible]

O. New[illegible] Co., 84 [illegible]

C. Klincksieck, 11 ru[illegible] [illegible]: Ho[illegible]

Amerika: [illegible] Agenten [illegible]

The International [illegible] Co., 29– [illegible] York.

Australien: W. H. Terr[illegible] [illegible] Melbourne

Der **Abonnementspreis** beträgt viermonatlich (ein Band): einzelne Hefte:

für Deutschland und Österreich . .	**M. 6,—;**	**M. 2,— (portofrei)**
„ **das Ausland** „ „	„ 7,—.	„ 2,25
„ **Frankreich**	**9 frs.**	**2 frs. 80 cts.**
„ **England, Indien und Kolonien**	**7 sh. stlg.**	**2 sh. 3 d.**
„ **Amerika**	**$ 1,75 cts.**	**$ —,55 cts.**

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig** entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung“ erhalten die „Sphinx“ gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte gratis.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!
Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVI, 85. März 1893.

Lebe deinem höchsten Ideal getreu!

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich überwindet!

Goethe: Die Geheimnisse.

Dank ihrer günstigen Entwickelung im früheren Leben vor ihrer jetzigen Geburt überwiegt in einigen heute Lebenden so sehr ihr höheres göttliches Selbst, daß sie kaum noch in einen ernsten Kampf mit ihrem niedren, tierischen Selbst geraten; ihrer aber sind nur wenige, sehr wenige. Groß dagegen ist die Masse derjenigen Menschen, die noch immer so vollständig in dem äußeren Bewußtsein ihres niedren Selbstes leben, daß sie sich des auch in ihnen zu dem Idealen aufstrebenden Naturtriebes kaum bewußt werden. Wir Andern schwanken zwischen beiden Seiten unsres Wesens hin und her und ringen uns bewußtermaßen aufwärts aus der Finsternis des niedren Selbstes zu den immer lichtern Höhen der in jedem Menschen keimenden Gottesnatur.

Wohl jeder, der dies liest, hat in sich schon jenes Wachsen oder Reifen dieses Keimes erfahren. Plötzlich tauchte einmal in ihm das Gefühl und danach das Bewußtsein auf, wie schal und leer das Leben war, mit dem er seinen Tag ausfüllte, oder gar totschlug, wie klein die Interessen und wie schwach die Ideale, die im Mittelpunkte seines Gesichtskreises standen.

Was war es, das ihn plötzlich dies bemerken ließ, das ihn aufweckte aus dem Schlendrian des Alltagssinnes? War es ein schweres Schicksal, das ihn traf und ihn zuletzt in seinem Innern Trost suchen und die Ruhe finden ließ? War es ein „sonderbares" Buch, das von den Anderen verlacht, ihm aber eine längst geahnte und gesuchte Wahrheit offenbarte? War es das Gespräch mit einem Manne, der in seinem Thun und Reden eben solche Wahrheit zum praktischen Ausdruck brachte und in dem er ein Vorbild des eigenen Wollens fand?

Kam auch die Anregung von außen: daß sie ihn anregte und nicht alle Andern, ist Beweis, daß in ihm selbst der reife Keim, der Trieb, die Ursache des neuen Lebens lag, das nun seitdem in ihm geweckt ist. — Es ist gut, sich dies bisweilen zu vergegenwärtigen. Was helfen alle äußeren Anregungen durch Zeitschriften und durch Vereinigungen, wenn nicht jeder,

dem sie nützen sollen, sich klar macht, daß es nur darauf ankommt, daß er in sich das höhere, göttliche Selbst aufblühen und zur Frucht reifen läßt! Was hilft auch alle Weltverbesserung, wenn sie nicht mit der eigenen Selbstverbesserung beginnt!

Und was ist denn der leitende Gesichtspunkt dieser Selbstverbesserung, dieses Aufblühens des göttlichen Selbstes?

Man hat viel — und mit Recht — davon geredet, daß es das Wachsen der Liebe, der selbstlosen Liebe sei, der Liebe, welche immer mehr und immer völliger das eigene äußere Selbst vergißt und in dem immer größeren Ganzen lebt, sich immer inniger und unpersönlicher in andere Wesen versenkt und immer klarer dort sein eigenes höheres Selbst wiederfindet. — Freilich ist dies die am meisten bemerkbare Erscheinungsform dieses Entwicklungsvorgangs. Jeder wird denselben in sich selbst beobachten und daran auch die Reife anderer erkennen können. Wird man aber seinen Stand danach allein bemessen dürfen?

Kaum; denn dies betrifft ja nur alle Beziehungen des eigenen Wesens zu anderen Mitwesen; zunächst jedoch haben wir es mit der Beziehung unsres äußeren persönlichen Selbstes zu dem innern göttlichen Ich in uns zu thun. Und es ist klar, daß dabei nur wir selbst in Frage kommen und sonst niemand. Wer z. B. strebt, keusch zu sein, wird nichts erreichen, wenn es ihm nicht gelingt, auch für sich selbst allein in seinem Thun und Denken keusch zu sein; und wer sich selbst beherrschen will, der soll es nicht nur Anderen gegenüber thun, sondern auch maßhalten im Wollen und im Thun, wenn er allein ist. Auch dabei, und dabei vor allem, muß er auf die Töne in den feinsten Seiten seines Gewissens horchen.

Will man also in einem einzigen Worte kennzeichnen, worin der Vorgang aller Selbstentwickelung besteht und was der Inbegriff auch aller Ethik ist, so reicht dazu das Wort Selbstlosigkeit nicht aus; es ist vielmehr Selbstüberwindung. Und was dieses Wort im eigentlichsten Sinn bedeutet, wird auch wohl nach dem oben Gesagten klar sein. Das, was überwunden wird, ist das Selbst der äußerlich bewußten tierisch-menschlichen Persönlichkeit. Dies niedre Selbst wird aber aufgegeben nur zu Gunsten jenes höheren gottmenschlichen, doch immer noch zunächst individuellen Selbstes, in dem sich das „Ebenbild" des höchsten Selbstes, das wir „Gottheit" nennen, abspiegelt. Die Selbstüberwindung ist die Auferstehung des innersten Selbstes. Doch ist dies nicht blos ein einmaliger Entschluß, sondern ein dauernder Vorgang; denn das jeweilig herrschende Ich, so hoch es stehen mag, ist kein vollendetes Gebilde: immer wieder muß gestritten und gesiegt werden! Je höher, reiner, edler dabei sich das Ideal gestaltet, das wir in uns zu verwirklichen bestrebt sind, desto reiner kommt in uns auch jenes „Ebenbild" der Gottheit zum Ausdrucke.

Kein andrer Wahlspruch giebt daher eine so deutliche und treffende Erklärung dafür, wie man das Gebot: Vollende Dich! zur Ausführung zu bringen hat, als der Wahlspruch der „Theosophischen Vereinigung":

Lebe deinem höchsten Ideal getreu!



A-U-M.

Von

Menelos.

Ich trat in eines Tempels Halle, wo ein Lehrer stand und lehrte. Die Blicke Aller waren nach seinem Munde gerichtet, und Schweigen herrschte rings, denn dieses war Gesetz für Alle, welche dort versammelt waren. Beim Eintritt hörte ich noch die Worte: Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Ich fragte in meinem Innern, ob dies der Weg zu Gott, zum „Wort", zum Logos in uns sei? Darauf erwiderte der Lehrer Folgendes:

Die Vereinigung mit dem „Wort" herbeizuführen, Gott zu verwirklichen, ist Ziel und Zweck aller Geschöpfe. Immer hat es hochbegnadete Menschen gegeben, welche den Weg zu ihm gefunden und auch gegangen sind, unbeirrt vom äußern Schein und unbeirrt vom Spotte jener, die in ihrem Streben nur Narrheit erblickten und sie gar verfolgten.

Wenn du, Erdenmensch, dich vorbereitet hast, diesen Weg zu betreten, dann habe Acht, welche Weisung dir das lebendige Wort in dir erteilt. Beobachte sie genau, laß alles übrige bei Seite und widme ihm dein Leben. Damit soll nicht gesagt sein, daß du in trauriger Selbstpeinigung durch dieses irdische Leben schreitest, sondern daß du hilfreich wie jenes barmherzige Wort, dich deinen Mitmenschen näherst, damit sie ergriffen (von der Barmherzigkeit) auf dieses Wort zu hören lernen, zuerst durch dich und dann in ihnen selbst. Wenn dann die geheimnisvolle Thräne ihrem müden Auge entquillt und die geheimnisvolle Macht zu wirken beginnt, welche das Herz im Busen wendet, dann mögen sie wissen, daß die Axt an die Wurzel gelegt ist. Dann haben sie selbst die Axt zu ergreifen und der giftige Baum der Selbstsucht wird dröhnen bei jedem Schlage, der

Aum ist die heilige Silbe des Sanskrit, welche in der indischen Mystik den dreieinigen Gedanken an das Ewige ausdrückt und daher in der praktischen Schulung der Brahmanen eine hervorragende Rolle spielt. (Der Herausgeber.)

gegen ihn geführt wird. Es wird ein beseligender Mut diejenigen erfüllen, welche diese Arbeit im Schweiße ihres Angesichtes weiter führen. Wann wird der Baum fallen? Nicht heute und nicht morgen. Es wird ein langes Tagewerk sein, und zwischen Abend und Morgen werden sie ausruhen, um neugestärkt das Tagewerk fortzusetzen, denn nur am Tage können sie wirken. Wehe, wenn sie die Nacht überrascht, ehe sie jenen Teil ihrer Aufgabe erfüllt haben, die ihnen aufgetragen war!

Die Vereinigung mit dem Logos ist das schwierigste Werk, ja unmöglich, insofern der Mensch nicht aus sich, aus selbsteigener Macht dieselbe bewirken kann; und dies lehrt die Erfahrung. Kein Mensch vermag die Spitze des Berges zu erreichen, ohne mühevolles Hinanklimmen, und er wird rasten müssen, so oft die Müdigkeit ihn zu Boden drückt und seine Atemkräfte erschöpft sind. Er wird sich mit Kleidern bekleiden müssen, welche ihn auf seinem Gang nicht hemmen, er wird alles Drückende ablegen müssen; frei wird er sich fühlen müssen, umweht von reinen Lüften, dann wird mancher Quell bald hier bald dort aus dem Gesteine sprudeln und ihn laben und stärken auf seinem Wandergange. Und wenn er manchen Gipfel schon erstiegen und Umschau gehalten, wird er, den Blick hinabgewendet nach dem Thale, aus dem er heraufgekommen, Freude empfinden, und diese Freude wird ihm Kraft verleihen weiter zu streben nach jenem höchsten Gipfel, der noch immer aus unübersehbarer Höhe auf ihn herniedergrüßt, gleich dem wolkenumgürteten Sinai. Aber es sind geheimnisvolle Mächte, welche ihn zum Ziele ziehen. Die Quellen, aus denen er unterwegs trinkt, stärken ihn nicht allein, sie reinigen ihn auch. Nichts würde diesem Wanderer mehr schaden, als wenn er sich dem Gedanken überließe, durch sich selbst rein werden zu können. Er könnte in diesem Falle seinen Weg nicht mehr fortsetzen, denn dieser Gedanke würde ihn in eine Bildsäule von Stein verwandeln.

Wer diesen Pfad beschritten hat, der lege unter seine Füße Demut und stütze sich auf den Stab der Geduld.

Du Wanderer auf jenen Gipfeln, du Ueberschreiter der Höhen, auf welche das Sonnenlicht fällt, selten durch eine Wolke getrübt, hinaufgetrieben aus dem Ocean des Leidens, du sahst die Sonne aufgehen im Thale, und des Abends spät, wenn unten alles schlummert, da leuchtet sie dir noch in unvergleichlicher Klarheit. Du weißt, daß auch hier oben sie wieder dir untergehen wird, aber ihr letzter Blick wird dir geheimnisvoll entgegenstrahlen, ihre Wiederkehr dir kündend. Dann wird dich Ruhe umfangen, und in dieser Ruhe wirst du begraben sein, bis der erste Strahl dich wieder weckt vom Aufgange. In diesem Augenblicke wirst du dich nicht mehr auf jenem Gipfel finden, auf dem du dich zum Schlummer neigtest; du wirst wieder in jenem Thale stehen und wirst wieder nach jenem Gipfel spähen, der still zu dir herunterblickt, von dem dir zwar die Erinnerung erloschen, daß du ihn schon erstiegen und auf ihm dich zum Schlummer niederlegtest. Aber sein Anblick wird dich locken und wenn du den Kindestraum hinter dir hast, wirst du dich wieder auf den Weg

machen, und der Weg wird dir leichter sein, weil du schon einmal ihn gegangen, und dein Fortkommen wird schneller sein und du wirst den schon einmal erklommenen Gipfel früher erreichen. Dort angekommen wird die Sonne noch hoch stehen und du wirst Zeit haben, noch ehe sie sinkt, den nächsthöheren Gipfel zu erklimmen. Auf diesem Wege werden die Quellen spärlicher fließen und du wirst anfangen müssen, den Quell der Labung in dir selbst zu suchen; denn jene Wasser, aus denen du auf deinem ersten Gang getrunken, sind in dir nicht versiegt; sie sind während der Nacht hinabgesickert in den tiefen Schacht deiner Seele und zusammengeflossen zu einem kristallklaren Quell, der nicht mehr versiegbar ist. Ist dieser Quell dir erschlossen, dann fürchte nichts mehr. Zwar wiederum sinkt die Sonne, wiederum wirst du in Ruhe begraben sein, aber es wird keine Nacht mehr sein, die dich umfängt, sondern Dämmerung. Nicht mehr von Nacht zu Nacht, sondern von Dämmerung zu Dämmerung wirst du rasten. Wie oft noch, weiß ich nicht; dein Klimmen wird das Maß dir sein auf deinem Bergespfade und dann, wenn du so hoch gekommen, daß dir die Sonne nicht mehr untergeht, dann wird Sinai immer noch in seinem Wolkengürtel auf dich herniederblicken. Dann wird die höchste Prüfung dich erwarten. Wirst du dich gleichstellen mit dem Geheimnis jener Wolke — oder wirst du, Seliger, in jener Wolke aufgehen wollen? Weh dir, wenn du das Erste wagst! Aus jener Wolke werden dir Blitze entgegenschießen, die dich wieder hinunterschleudern zum Abgrund, dem mühselig du entstiegen bist. Hast du aber aus freier Wahl dich fest entschlossen dich ganz aufzugeben, dann wirst du neue Tafeln dort empfangen, um sie herabzubringen zu den Menschenkindern, welche noch im Thale wohnen. —

— Aum! —





Psalmen.

Von

Franz Evers.

Der vierte Psalm.

Herr der Himmel! Ewiger Allgeist!
der Du die Welten gewollt im Dunkel Deiner Gedanken —
Urgrund des Ewig-Männlichen und des Ewig-Weiblichen —
der Du zeugst und gebierst und mühelos ausgiebst aus der Ueberfülle Deines Seins:
Du bist die ewige Ruhe des Alls und sein lebendigstes Leben!
Du höchste Liebe ohne Mitleiden und ohne Gewissen:
Du kennst kein Gesetz über Dir, der Du Dein Eigner bist und unser aller Gesetz! —
Und wenn ein Mensch zu wollen wähnte, und wenn ihn eine große Glut durchflammt: es ist Dein Wirken!
Alles was in uns ist, was aus uns herausquillt und neue Welten schafft: das bist Du!
Du bist der große Geist, der Schöpfer alles Geschehens:
Deine Gedanken sind eitel Licht; aber den Menschen, den Menschen des Leibes scheinen sie dunkel, dunkel wie der tiefe Taumel ihrer Nächte!
Du Ewig-Einziger! Dein Atem weht überall!!!

Der fünfte Psalm.

Und ich danke Dir, der Du in mir bist!
Und ich danke Dir, der Du über mir bist!
Ich habe Dich gefühlt — und Deine Flammen haben mich trunken gemacht!
Mein Auge war durstig nach den Melodien Deines Lichtes — und mein Herz klopfte Dir entgegen.
Und ich habe Dich gefunden: in mir, in meinem Innersten.
Wer Dich da erkannt hat, der kennt keine Reue mehr und keine schleichenden Schmerzen;
der weiß nichts von Sünde und ahnt sein wahres Ich.
Oh Du Großer Geist, Du All-Liebe, ich danke Dir!

Der sechste Psalm.

Ihr Thoren, die ihr euch sträubt gegen das Licht und böse Reden macht, laßt doch die murrenden Mienen und euern ärmlichen Aerger.
Was hilft euch denn die Griesgrämigkeit und eure Sucht der Dunkelheit und des stinkenden Dunstes.
Laßt die tückischen Blicke, die voll Hohn und Haß umherlauern, die den Tag vergiften möchten und des Tages Prediger.
Ihr werdet doch noch lachen und lustig sein und euch des Lichtes freuen, und noch viele von euch werden Psalmsinger werden!
Was hilft es denn, dies Schreien und Sträuben gegen die Frühe und gegen den Künder der Frühe, der da kommen soll.

Wahrlich, er wird kommen wie ein großes Werden und wird sich auf euch senken und in euch wie ein Feuergeist!

und wird euch befruchten mit dem Samen der Liebe und der Sonne seiner Erlösung:

Einer, der da ist — ein Segner und Seelenbändiger, ein Wollender und Willensucher.

Der wird euch noch fröhlich machen, ihr Lästerer und Feinde der Frühe, und wenn ihr ihn auch schlüget und seinen Leib zu Tode brächtet.

Wahrlich, er ist der Sohn der Wiederkehr und der Held der großen Güte:

er ist ein Starker, der schafft und zerschneidet, der neu aufrichtet und vernichtet:

er hat die Welt unter sich und über alles Gewalt!

Der wird euch noch lustig machen, und eure Lust wird eine göttliche Lust sein.

Ihr Thoren, lästert mir doch nicht länger und sträubt euch nicht gegen die strömende Frühe!

Der siebte Psalm.

Ich lag in Träumen, und eine neue Nacht brachte mir einen neuen Tag —

ich lag im Sehen, und eine neue Sonne brachte mir eine neue Wahrheit.

Meine offenen Augen schauten auf, und sie sahen die heimliche Gnade — und meine Seele trank vom Becher der Trunkenheit.

Meine Seele ward glühend von der Glut des Gottestaumels; sie wurde weltklug und weise und wußte überallhin.

Und sie eiferte mit mir, daß sie mir die stille Weisheit herbeilockte.

Und das war ihr erstes Schenken: daß sie mich schweigen lehrte!

Nun liegt sie in mir wie ein blauer Waldteich, und aus ihren heimlichen Tiefen leuchtet eine weite Wunderwelt.

Die stille Weisheit ist die umschattete Ruhe im Licht, sie ist das Wissen im Wachsen nach oben und nach innen.

Und wer sie erkennen will und ihr letztes Rätsel lösen, der komme nackt um die Mittagsstunde, zur Zeit des größten Glanzes — und tauche in ihre Tiefen.

Der wird sie erkennen, wenn er Augen und Ohren öffnet; denn sie spricht auch zu ihm mit leiser heimlicher Stimme.

Der wird vorbereitet für den Tempel des Geistes und darf in das Allerheiligste treten.

Er steht in der Vorhalle des Tempels an den sieben Säulen des Mittags — und er sieht deren sieben Wahrheiten.

Und von den sieben Wahrheiten will ich euch noch singen, ihr Wanderer!





Meister der Mystik.

Eine Unterhaltung,

mitgeteilt von

Wilhelm von Saintgeorge.

Ein Gespräch, wie das folgende, wird uns, wie allen andern Theosophen, so oft abgenötigt, daß dessen Wiedergabe hier einem Bedürfnisse manchem unsrer Leser entgegenkommen mag. Ein Besucher (B) tritt in das Arbeitszimmer eines Theosophen (T) mit der Frage:

Es ist oft von „Meistern" der Mystik die Rede in der „Sphinx" und in der ganzen theosophischen Litteratur, so namentlich in der gehaltreichen kleinen Schrift: „Licht auf den Weg!" Was versteht man eigentlich unter solchen „Meistern"? Giebt es auch noch heute solche „Meister"? Können Sie mir beweisen, daß es wenigstens einen solchen giebt?

T. Womit soll ich Ihnen das beweisen?

B. Oh —! Stellen Sie mir doch einen solchen Herrn vor! Oder führen Sie mich brieflich bei ihm ein!

T. Was für einen Herrn meinen Sie denn, bei dem Sie eingeführt sein möchten? Wie stellen Sie sich denn solchen „Meister" vor? Und was erwarten Sie von ihm?

B. Nun, ich meine, er müßte wohl aussehen wie ein besonders edler und hervorragender Mensch, nur sehr viel weiser sein als ein Mensch und übersinnliche Kräfte beherrschen, die die Menschen noch nicht kennen.

T. Was für Kräfte denn?

B. Er wird doch mindestens hellsehend sein; vielleicht kann er auch frei in der Luft schweben oder durch seinen bloßen Willen Dinge bewegen ohne sie anzufassen, Gegenstände dematerialisieren und in der vierten Dimension verschwinden lassen oder auf diese Weise Sachen aus der Ferne herbeischaffen oder beliebigen Personen durch seinen Willen fernhin Nachricht geben oder sie irgendwie beeinflussen oder sonst dergleichen; Sie kennen das ja doch!

T. Also solchen Menschen würden Sie für einen „Meister" halten? Das Meiste davon macht Ihnen ja jeder geschickte Taschenspieler vor, und Sie werden wahrscheinlich doch kaum imstande sein, herauszufinden, ob Sie getäuscht werden oder nicht.

B. Ich meine aber einen Menschen, der so etwas echt vormacht, mit sogenannten „übersinnlichen" Mitteln und Kräften.

T. Um solche Menschen zu finden, brauchen Sie auch nicht weit zu reisen, denn dergleichen Wunderthaten geschehen ja bei guten spiritistischen „Medien"; und wenn sich deren auch in Deutschland nur wenige finden, so giebt es um so bessere in Italien, Frankreich, England und Amerika. Hat doch durch solche Wunderthaten erst kürzlich Frau Eusapia Palladino die Professoren Lombroso und Schiaparelli und ein halbes Dutzend ihrer exakten Kollegen „bekehrt"! Wollen Sie denn die Frau Palladino für einen „Meister der Mystik" halten? Oder etwa Daniel Home, der wiederholt zu einem Fenster hinaus und durch die Luft zu einem andern Fenster wieder hereingeschwebt ist? Oder Henry Slade, mit dem Professor Zöllner experimentiert hat? Oder das Schulkind Florence Cook, durch die der große englische Physiker und Chemiker William Crookes die viel besprochenen Materialisationen und Dematerialisationen einer „Katie King" exakt beobachtet hat? Und kann nicht jeder gute und geübte Hypnotiseur andere Personen leicht auf weite Entfernungen in Raum und Zeit hinaus magisch beeinflussen und sie beliebig suggerieren? Ja noch mehr: Thun unsere hypnotisierenden Aerzte mit ihrer Suggestionstherapie, mit der sie ungezählte ihrer Patienten magisch heilen, nicht sogar wirklich Gutes, Nützliches und bringen ihren Mitmenschen Heil? — Solche „Meister" können Sie allein doch leicht finden!

B. Nein, das ist es allerdings nicht, was ich suche. Ich sehe wohl ein: das Wunderthun ist Nebensache.

T. Nun, welchen Anforderungen soll der, den Sie suchen, denn entsprechen?

B. Sollte er sich nicht im Besitze eines Wissens zeigen, das über das unsrige hinausgeht und zur Förderung der menschlichen Kultur beiträgt?!

T. Und wenn er das nun thäte, sind Sie dann gewiß, daß Sie ein solches Wissen auch als solches erkennen würden? Sind Sie sicher, daß die heutige Kulturmenschheit dasselbe nicht verlachen und als wertlosen Unsinn bei Seite werfen würde? Hat man nicht die Verkünder aller neuen Erkenntnisse, Erfindungen und Entdeckungen verfolgt, verstoßen und gekreuzigt? Hat man nicht Bruno verbrannt, und Gallilei foltern wollen? Hält man nicht noch heute allgemein die analoge Folgerung auf ein vier-dimensionales Dasein für eine Verücktheit? — Nach welchem Maßstabe wollen Sie beurteilen, ob ein neues Wissen wertvoll oder nur ein thörichtes Hirngespinst ist?

B. Wohl danach, ob es sich praktisch bewährt, und außerdem nach meinem eigenen Gefühl. Was mir einleuchtet, ist für mich eine neue Wahrheit.

T. Ganz recht: „für Sie". Dasselbe aber gilt für alle Zeitgenossen, denen eine neue Wahrheit gegeben wird. Nur das **ist** eine „neue Wahrheit", was als solche verstanden wird; — und werden nicht zu jeder Zeit solche neue Wahrheiten ausgegeben oder alte Weisheiten in immer neuer Form den Menschen verständlich gemacht, auch immer neue wissenschaftliche Entdeckungen und neue technische Erfindungen gemacht? Also die Verkünder solches neuen Wissens gelten Ihnen als „Meister". Weshalb suchen Sie dieselben denn bei mir?

B. Ich meine, daß ich doch wohl manche Erkenntnisse verstehen würde, für die das Geistesleben unserer gegenwärtigen Kultur noch nicht ganz reif ist; und ich würde doch wohl einen Meister, der ein solches Wissen lehrte, als solchen erkennen, wenn ich ihn sähe und sprechen hörte.

T. Die Weisheit solcher Meister fand und findet sich zu aller Zeit sogar gedruckt, seitdem es Druckerpressen bei uns giebt; man nannte sie auch in den früheren Jahrhunderten Theosophie, und deren neueste und vollständigste Darstellung in den zwei Bänden der Secret doctrine von H. P. Blavatsky liegt der europäischen Kulturwelt schon seit fünf Jahren in englischer Sprache vor,[1]) vollständig unverstanden und verachtet von dem gegenwärtigen Geistesleben unserer Rasse. Der Inhalt dieses Buches soll von einem Meister hohen Ranges gegeben worden sein. Lesen Sie es doch, wenn es das ist, was Sie suchen!

B. Das will ich thun. Doch wenn ich überlege, was ich eigentlich suche, so ist es doch noch etwas mehr: ich möchte einen solchen „Meister" selbst sehen und sprechen. Vielleicht könnte er mich anleiten, wie ich mich selbst allmählich auf seine Daseinsstufe oder wenigstens auf eine höhere Entwicklungsstufe, als meine gegenwärtige, erheben kann! Giebt es solchen Meister?

T. „Meister" giebt es selbstverständlich, sogar von sehr verschiedenen Stufen; aber das, was Sie fordern, ist nicht die Aufgabe von „Meistern".

B. Warum „selbstverständlich?" Weiß doch heute Niemand etwas von solchen Meistern!

T. Freilich nicht! Aber nur deshalb nicht, weil man sich nicht die logische Notwendigkeit klar macht, daß allem planmäßigen Werden ein Plan zu Grunde liegen muß, daß alles Streben der Entwicklung, in jedem Einzelwesen wie im Ganzen, einen Zweck, ein Ziel haben muß, das schon von vornherein in ihm veranlagt war, so wie die Pflanze in dem Samenkorn, das Tier im Ei und jedes Ideal in dem Gedankenkeim, aus welchem

[1]) The secret Doctrine, the synthesis of science, religion and philosophy. By H. P. Blavatsky. — London 1888 bei der Theosophical Publishing Co. 7. Duke Street, Adelphi, London W. C. (£ 2. 2 sh.) — Eine sich hieran anschließende deutsche Darstellung dieser Anschauungen, soweit sie sich mit dem Vorstellungsmaterial der heutigen Naturwissenschaft und Philosophie geben ließ, findet sich in der kurzen Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe". Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus. 4. Tausend. Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen. Braunschweig 1891 bei C. A. Schwetschke und Sohn. (3 Mark).

es erwächst. So ist auch das System der Welt immer vorhanden, wenn gleich die einzelnen Flutwellen der Entwicklung, die Pflanzen, Tiere, Menschen, eine Rasse nach der andern, erst in das System hinein und durch dasselbe hinfluten. Die „Ideen“ sind ewig, sagte Platon; und die ganze Stufenleiter aller Wesen zwischen der Urkraft des Weltalls (der Gottheit) und den Molekülen oder den Atomkräften muß jederzeit irgendwo verwirklicht sein; alle Formen der Entwickelung sind immer irgendwo in der Formenwelt vorhanden. Man kann die Organisation der Welt einer Pyramide vergleichen, deren Grundlage die größte Wesenszahl mit kleinstem Wirkungsumfange und deren Spitze die Centralkraft des Weltalls mit ihrem allumfassendenden („allmächtigen“) Kraftbereiche ist. Da diese Centralkraft schon von Anfang unsres Weltalls dagewesen und die Ursache seiner Entwicklung sein muß, so können sich auch alle Daseinsstufen zwischen ihr und den geringsten Daseinformen anfangs nur gleichsam von oben her entwickelt haben; und, sind irgendwann vor Zeiten noch niedere Formen nicht entwickelt gewesen, so müssen jedenfalls die höheren immer schon dagewesen sein. Was wir jetzt die Evolutionsperiode auf der Erde nennen, ist nur die Rückkehr der stofflichen Entwickelung zu ihrem Ursprunge, der „Gottheit“; und auf diesem Wege liegen mithin vor uns ausgebildet alle jene Stufen, die im Anfang *vor* der unsrigen entwickelt wurden. — Ferner kann man auch die Organisation des Weltalls einem *Staate* vergleichen. Wohl wechseln die Personen in den Aemtern, aber die Aemter bleiben; und je näher dem Staatsoberhaupt, desto geringer ist die Zahl der Beamten, doch desto größer auch die Machtbefugnis eines jeden. Ebenso ist es in der Stufenleiter aller Wesen in der Welt. Die „Meister“ sind die oberen Beamten, deren Sorge und Sachwaltung wir „Kulturmenschen“ sogut wie alle andern Wesen unterstellt sind (obwohl die „Kulturmenschen“ so wenig davon wissen, wie die Tiere).

B. Aber vordem sagten Sie doch, es sei *nicht* die Aufgabe der „Meister“, die Menschen zu führen, und nun „sind wir doch ihrer Sachwaltung unterstellt?“

T. Das ist nur eine Frage näherer Bezeichnung: für welche Entwicklungsstufe Sie den Ausdruck „Meister“ gelten lassen wollen. Soll *jeder* so heißen, der andere führt und anleitet, obwohl er doch nichts wesentlich anderes zu sein sich fühlt als die, welche er leitet, dann eben führt ein *solcher* „Meister“; und es ist klar, daß ein jeder höher Entwickelte stets diejenigen leitet, welche auf der nächst niederen Stufe stehen. So haben alle Meister immer noch wieder Meister über sich, denn auf der „Jakobsleiter“ der Entwicklung von uns aufwärts bis zum Ende hin sind unzählige Stufen zu unterscheiden. Diejenigen „Kulturmenschen“ jedoch, die schon *unmittelbar* bewußt von einem „Meister der Mystik“ geleitet werden, sind bereits weit über das *gewöhnliche* Menschentum hinaus entwickelt; und eben diese sind es, welche als die ältern Brüder die jüngeren führen, ihnen helfen und sie anleiten, soweit sie sich solcher Führung würdig machen.

B. Meinen Sie damit Wesen wie Jesus Christus oder Buddha Gautama?

T. Nein. Beide waren wirklich „Meister“, wenn auch zu Lebzeiten auf sehr verschiedenen Stufen stehend. Gemeinsam ist beiden, daß sie für das Ganze wirkend, dabei öffentlich hervortraten, was bei „Meistern“ überaus selten geschieht. Diese Alle leben zwar nur für das große Ganze, aber es ist für sie nicht gerade an der Zeit zu lehren. Nur von Zeit zu Zeit ist für die Menschheit eine Wiederauffrischung der Grundlehren und der Richtschnur des Verhaltens auf dem Wege zur Gottheit notwendig, und diese Auffrischung zu bringen, ist dann freilich ein „Meister“ erforderlich.

B. Wer sind denn die „Führer“, von denen Sie sprachen, welche „als ältere Brüder die jüngeren auf diesem Wege anleiten“?

T. Führer auf dem Wege der Mystik waren manche der Apostel und der Jünger jener Meister, und sie sind es noch. Auch sind als solche für die spätere Zeit die meisten Begründer klösterlicher Orden zu erwähnen. Aber nach Beispielen brauchen wir hier nicht so weit in Raum und Zeit zurückzugreifen. War doch Deutschland schon vom ersten Aufblühen des deutschen Geisteslebens an das eigentliche Land der Mystik in der westlichen Kulturwelt! „Meister Eckhart“ war ein solcher Führer im Anfange des 14. Jahrhunderts, nach ihm Tauler, Nikolaus von Basel und die andern „Freunde Gottes“ jener Zeit. Seitdem ist die Kette der Mystiker hier zu Lande niemals abgerissen, wenn auch nicht die Namen öffentlich bekannt geworden sind, bis drei Jahrhunderte später wieder einige mit Schriften hervortraten. Unter diesen ist wohl Jakob Böhme der bekannteste. Im 17. und 18. Jahrhundert bildete sich die geheime Bruderschaft der Rosenkreuzer als die Schule deutscher Mystik aus; und, hat auch dieser Bund mit der Notwendigkeit seiner Geheimhaltung zu existieren aufgehört, so lebt sein Geist doch jetzt noch in ewiger Verjüngung fort; es taucht bald hier, bald dort ein Mystiker auf, der auch andere zu führen weiß. Der letzte dieser Art, der Bücher schrieb, die für die Gegenwart noch völlig ausreichen, war Johann Baptist Krebs, der 1774—1851 lebte und dessen Schriftstellername J. Kerning[1] war.

B. Worin bestehen denn die Anweisungen solcher Führer auf dem Weg zum Ziel der Mystik? Was hat man zu thun, um auf diesem Wege voranzukommen?

T. Das ist mehr oder weniger deutlich in den eben erwähnten Büchern angegeben. Ausführlicher freilich, aber meistens auch unnötig umständlich sind die Anweisungen der indischen Mystik.[2] Einfach und kristallklar

---

[1]) „Der Weg zur Unsterblichkeit“ und „Schlüssel zur Geisteswelt“, Nro. 1 und 2 der „Theosophischen Bibliothek“, die jetzt bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig erscheint (Nr. 1: Mk. 1, Nr. 2: Mk. 1,50; den Mitgliedern der „T. V.“ wird Nr. 1 zu 75 Pf. und Nr. 2 zu Mk. 1,15 gegen Einsendung des Betrages an die Verlagshandlung geliefert.)

[2]) Yoga. Die praktische Mystik der Indier. Im Novemberheft 1892 der Sphinx XV, S. 9.

sind dagegen die kurzen und markigen Sätze der kleinen unschätzbaren Schrift „Licht auf den Weg".[1])

B. Solche Bücher und Anweisungen zu lesen, ist gewiß sehr förderlich. Indessen scheint mir doch, daß die mündliche Unterweisung und Anleitung viel wirksamer sein muß.

T. Ohne Zweifel! Mehr als das: es sind nur wenige, in früheren Leben weit Vorangeschrittene, die jetzt als Führer dienen, welche ihre eigene Führung jetzt auf innerlichem Wege erhalten; die andern kommen ohne äußere Führung überhaupt wohl kaum voran.

B. Dann kommt mithin alles darauf an, daß man solchen „Führer" findet? Wie und wo kann ich nun meinen Führer finden?

T. Seinen Führer findet nur — aber auch jeder solcher findet ihn —, wer dazu wirklich reif geworden ist. Vorerst kommt also alles darauf an, zum Finden solches Führers heranzureifen. Und die Reife kennzeichnet sich nicht sowohl dadurch, daß man die nötigen Anweisungen erhält, als dadurch daß man sie begreift. Wer dazu nicht reif ist, der liest sie, hört sie, sieht sie, und weiß nicht, daß er sie liest und hört und sieht.

B. Das ist einleuchtend. Es geht hiermit offenbar so, wie mit den neuen Wahrheiten, die man für Thorheit hält, wenn man sie nicht versteht. Wie nun jedoch erlangt man wohl die Reife des Verständnisses für solche praktische Mystik.

T. Dazu ist wohl eine Einzelanweisung zu geben ebenso unnötig wie unmöglich. Viel ist darüber schon in den früheren Bänden der „Sphinx" geschrieben.[2]) Sicher ist, daß die Schnelligkeit des Heranreifens in direktem Verhältnis steht zur Innigkeit des Sehnens und zur Sinnigkeit des Strebens nach dem Ziele. Offenbar ist selbst heißestes Sehnen fast fruchtlos, wenn das Streben ohne richtiges Verständnis seines Zieles bleibt, wenn beispielsweise Mystik und Magie, wie oft geschieht, verwechselt werden, wenn man also nach der höheren Bewußtseinsstufe strebt, nur um des Mehr-Wissens und -Könnens willen, das damit verbunden ist (das ist Magie und Okkultismus), nicht um der Liebe zu dem größeren Ganzen und zu allen seiner Einzelwesen willen (Mystik und Theosophie).

B. Wie wenige von uns heute lebenden Kulturmenschen werden aber wohl Aussicht haben auch selbst nur dies Anfangsziel der Mystik zu erreichen?

T. Von der großen Masse der Kulturmenschen freilich nur wenige, sehr wenige; denn dazu muß der Mensch erst wieder natürlich werden und sich seiner natürlichen Kräfte und Gaben wieder bewußt werden, jener inneren Anlagen, die jeder Mensch mehr oder weniger mit auf die Welt

[1]) Zweite Auflage in Th. Griebens Verlag (L. Fernau) Leipzig 1888 (1,20 Mk.).

[2]) So beispielsweise „Das Ziel der Mystik" Juli 1888, „Der Weg zum Ziel der Mystik" Februar 1890, auch „Medium und Adept" Juni 1886 und „Wer ist ein Adept?" Mai 1889; aber auch sonst vielfach, namentlich in den „kürzeren Bemerkungen".

bringt, aber die durch das heutige widersinnige Kulturleben und die widernatürliche Erziehungsweise fast ganz unterdrückt, ertötet sind. Mehr Aussicht aber scheinen mir die meisten derjenigen zu haben, welche sich zu unserer Bewegung hingezogen fühlen, und die in der Regel auch der Theosophischen Vereinigung beitreten.

B. Wieso das? Warum gerade diese? Leben sie naturgemäßer? oder sind sie wohl natürlicher erzogen?

T. Das wohl leider in den meisten Fällen nicht. Aber Sie wissen doch, daß jeder Mensch sein eigenes Entwickelungsprodukt ist, und daß, um zur mystischen Entwicklung reif zu werden, wiederum mehr als ein Erdenleben nötig ist. Um nun mit den Anlagen des Geistes und Charakters geboren zu werden, die einen in die inneren Kreise unserer Bewegung hineinziehen, muß schon im Vorleben eine Bethätigung in dieser Richtung stattgefunden haben; diese Geistesrichtung gilt es jetzt nur fortzusetzen und den Trieb dazu zu kräftigen. Dazu die Gelegenheit zu bieten, das eben ist der Sinn und Zweck unsrer Bewegung; und dieselben Individualitäten, die wir jetzt uns in der „Theosophischen Vereinigung“ zusammenfinden, sind auch meistens diesmal nicht zum ersten Mal beisammen. Wir haben einander schon in früheren Leben in dieser Strebensrichtung zu fördern gesucht. Sollten wir dieses Mal nicht wohl in größerer Anzahl zum Ziel gelangen? Dazu aber freilich scheint mir für den Einzelnen ein Hauptpunkt ganz besonders wichtig.

B. Nun, und dieser ist?

T. Wenn zweifellos das Wesen des Meisters der Mystik darin besteht, daß er nicht für sich lebt, sondern für die Andern, füs das große Ganze und für alle Einzelnen, die es bedürfen und verdienen, dann wird man den Anfang des Weges zum Ziele um so eher finden, je mehr man sich in der rechten Weise und im Sinne der Theosophie und Mystik für Andere bethätigt und für Alle lebt. Das eigene Vorankommen hält Schritt mit dem Lebendigwerden des Bewußtseins von der Wesenseinheit und der Solidarität unserer Aller. Im Uebrigen verweise ich Sie nur auf die Paragraphen 17 bis 20 des ersten Buches von „Licht auf den Weg!“ und auch auf die Anmerkungen dazu.

B. Haben Sie das Buch zur Hand, so bitte lesen Sie mir doch die Stelle vor.

T. „Suche den Weg. — Suche den Weg in Verinnerlichung. — Suche den Weg, indem du kühn aus dir selber heraustrittst. — Suche ihn nicht nur in einer Richtung allein. Einer jeden Sinnesart scheint zwar eine Richtung die meist versprechende. Aber nicht durch Hingebung allein wird der Weg gefunden, noch durch frommes Sinnen, durch emsiges Vorwärtsstreben, durch selbstlose Arbeit, durch eifrige Beobachtung des Lebens. Vereinzelt hebt dich jedes eine Stufe, aber alle Stufen bilden erst die Leiter. Auch menschliche Laster werden Dir zu Stufen, wenn Du sie eines nach dem anderen besiegst; und ebenso notwendig sind die Tugenden; sie sind um keinen Preis zu missen; doch, wenn sie Dir auch

günstige Umstände schaffen und Dir eine frohe Zukunft bereiten, sie sind nutzlos, wenn sie vereinzelt bleiben. Nur wer sein ganzes Wesen weise nützt, der wird den rechten Weg betreten. Ein jeder Mensch ist schlechterdings sich selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben. Aber dann nur ist ers, wenn er seine ganze Individualität sicher erfaßt, und kraft des in ihm neu erwachenden geistigen Willens diese Individualität als nicht sein eignes Selbst erkennt, vielmehr als dasjenige Ding, was er sich unter Mühsalen zum eigenen Gebrauch allmählich schuf und mittels dessen er, wenn sein Bewußtsein erst zu höheren Stufen der Erkenntnis herangewachsen ist, einst jenes ewige Leben zu erringen hofft, das jenseits alles individuellen Daseins liegt. Wenn er erkennt, daß nur zu diesem Zwecke sein so wunderbar verwobenes Leben da ist, dann erst, aber dann auch sicher, ist der Weg gefunden. — Suche ihn, indem Du in die wunderbaren und geheimnisvollen Tiefen Deines eigenen Innersten hineintauchst. Suche ihn durch Prüfung jeglicher Erfahrung, mit Benutzung Deiner Sinne, um das Wachstum und das Wesen Deiner Individualität zu ergründen, sowie auch die Schönheit und das Dunkel jener andern Gottesfunken, die sich neben Dir emporringen als Glieder Deiner eigenen Gattung. Suche ihn in der Erforschung der Gesetze des Daseins, in der irdischen Natur und im Gebiet des Uebersinnlichen; und suche ihn in tiefster, treuester Hingebung an jenen Stern, der dämmernd in Dir strahlt. Wie Du ihn stetig hütest und verehrst, wird sein Licht stetig stärker strahlen. — Alsdann kannst Du sicher sein, daß Du den Anfang Deines Weges gefunden hast. Und hast Du dessen Ende erst erreicht, dann wird sein Licht zum ewigen Lichte!"





Aegyptens große Pyramide,

Ein Tempel der Einweihung in die Mysterien.*)

Von

Eduard Maitland.

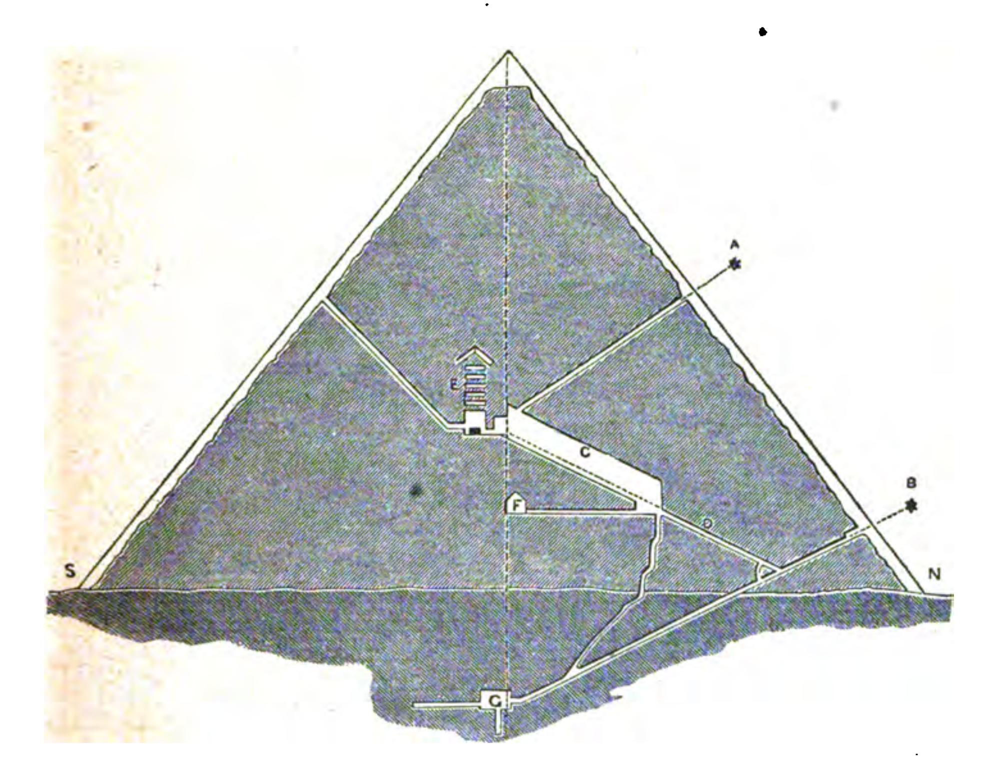
In allen Teilen der Welt des Altertums finden sich noch Denkmäler der heiligen Mysterien und Zeugnisse für die Ceremonien, bei den Einweihungen in dieselben.[1]) Die Orte, an denen diese statthatten, waren gewöhnlich unterirdische Labyrinthe, natürliche oder öfter noch künstliche; und die Ceremonien versinnbildlichten die verschiedenen Stufen der geistigen Wiedergeburt, so wie sie sich allmählich im geheimsten Innern der Menschenseele gestaltet.

Die Katakomben Roms dienten den ersten Christen zu ähnlichen Zwecken, obwohl dies nicht die ersten Beweggründe waren, weswegen die Christen sich dorthin zurückzogen. Auch Forschungsreisende, welche die Gänge unter dem großen Tempel von Edfu untersuchten, erzählen, wie sie mit überaus großen Schwierigkeiten durch einen Tunnel, der nur etwa 80 cm hoch und 115 cm breit war, in eine große Halle gelangten, die mit heiligen Gemälden und Hieroglyphen verziert war. Anlagen zu ähnlichen Zwecken haben uns die Ausgrabungen bei Hermione in Griechenland, sowie bei Nauplia, Gadara, Ptelion, Phyle und an andern Orten enthüllt. Und alle Berichte stimmen darin überein, daß die Mysterien verschiedentlich in Pyramiden und Pagoden gefeiert wurden und in Labyrinthen mit Gewölben, weiten Seitengängen, offenen geräumigen Galerien und zahlreichen geheimen Höhlungen, Durchlassen und Hallen, die stets im geheimnisvollen Allerheiligsten endeten. Bei Gelegenheit einer Beschreibung der Katakombe in Ober-Aegypten, die Biban el Moluk genannt wird, erwähnt Belzoni eine Alabaster-Kiste, die er dort fand und von der er

*) Uebertragen aus „The Perfect Way" von Dr. Anna Kingsford und Edward Maitland, London bei Field & Tuer, 1. Aufl. 1882, 2. Aufl. 1887, 3. Aufl. 1892.

[1]) Aber nicht allein in der alten Welt ist dies der Fall, auch in Amerika finden wir in Mexiko und in Peru die gleichen Ueberreste, welche von Mysterien zeugen.

meinte, daß sie wohl als Sarg gedient habe, die aber vielmehr den geheiligten Laden glich, welche stets bei den religiösen Gebräuchen verwendet wurden, zu denen solche Labyrinthe dienten. Aehnliche Anlagen von hohem Altertum finden sich vielfach in Ober-Aegypten und tragen in ihren hieroglyphischen Bezeichnungen das Zeugnis, daß sie zu gleichen Zwecken bestimmt waren. Die Geschichte von dem Labyrinth in Kreta und dem Minotaur, der alle vernichtete, die dort hineindrangen, bis ihn Theseus schließlich überwand, ist ein Gleichnis der Mysterien und kennzeichnet nur die Gefährlichkeiten der Prüfungen, denen die nach der Einweihung Begehrenden sich zu unterziehen hatten.



Von allen solchen noch vorhandenen Denkmälern ist aber das großartigste die bekannte große Pyramide bei Giseh, [1]) deren Zweck und Erbauungsplan lange Zeit hindurch der Wissenschaft ein unergründliches Rätsel blieb. Dieser künstliche Steinberg ist jedoch nichts anderes als ein religiöses Sinnbild.

[1]) Unweit des alten Memphis, dessen Ruinen etwas südlich von Giseh liegen. In dessen Nähe, etwa 15 km von Giseh, steht die größte der ca. 30 noch erhaltenen Pyramiden, die man auch nach ihren Erbauer Cheops (Chufu) nennt. Sie erhebt sich am Rande der lybischen Wüste auf einen Hochplateau, das etwa 40 Meter über der Nilebene gelegen ist. Die Pyramide ist 147 m (486' engl.) hoch und jede Seite ihrer Grundfläche 230 m (734') lang. H. S.

Aeußerlich stellt es das Aufstreben der Seele dar[1]), die sich selbst erhebt und einer Flamme gleich von der materiellen Ebene gen Himmel steigt, und sich zur Vereinigung mit der Gottheit aufschwingt; das Irdische, Sichtbare geht dabei in das Ewige, Unsichtbare auf, in das reine Sein. Die Stufenbildung der Außenwände der Pyramiden versinnbildlichen die sehr vielen verschiedenen Stufen, welche die Seele in ihrem Emporringen zu erklimmen hat; und der letzte Schlußstein, welcher einst die Spitze krönte, ist das Bild des vollendeten Gottmenschen des Christus (des „Gesalbten"), wie Paulus an die Epheser (II, 20) schreibt: „Christus ist der Eckstein, zu welchem sich der ganze Bau in einander fügt als ein heiliger Tempel des Herrn und in welchem auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geiste.[2])

Innen aber soll die Pyramide, sowohl dem Wesen als auch dem Charakter nach, die verschiedenen Stufen der Seele darstellen, von ihrem ersten Eintauchen in die Materie an bis zu ihrer endlichen siegreichen Erlösung und Rückkehr zum Geiste. In diesem Sinne sind die verschiedenen Schachte, Gänge und Kammern zu verstehen, wie sie die hier beigegebene Abbildung des Durchschnittes der Pyramide veranschaulicht.

Der unterste von den Schachten[3]) (B), durch welche Licht von außen in das Innere hineinfällt, zeigt genau auf diejenige Stelle am Himmel hin, welche ungefähr um das Jahr 2500 vor unserer Zeitrechnung der untere Kulminationspunkt des Nordpolarsterns war; und diese Zeit wird daher als diejenige der Erbauung dieser Pyramide angenommen.[4]) Durch diese Anlage des Eingangsschachtes wird der Gedanke dargestellt, daß die Seele als ein Lichtstrahl kommt von Gott als dem Polarstern und der Quelle aller Dinge, deren siebenfältige Gestaltung sich durch das ganze Weltall hinzieht, wie die sieben Sterne des Gestirns, das wir den „großen

---

[1]) Zugleich versinnbildlichen die ägyptischen Pyramiden auch das schöpferische Streben der Natur, und stellen die Grundsätze der Geometrie und höheren Mathematik, Astronomie und Astrologie dar. **H. S.**

[2]) Die Angabe von Manetho und Herodot, daß diese Pyramide von den Aegyptern erbaut worden sei unter der Zwangherrschaft eines fremden verhaßten Volkes, welches zeitweilig die Herschaft über sie erlangte, kann als die kindlich buchstäbliche Wiedergabe einer mystischen Legende angesehen werden, welche darstellte, daß der Körper oder Staat des ägyptischen Volkes solche Pyramiden auf Geheiß seiner Seele oder Priesterschaft errichtet habe, als ein Zeichen der Macht der Seele über den Körper und des Geistes über die Materie. **H. S.**

[3]) Es ist ein 109 m (330') langer Stollen, dessen Eingang B 16—17 m (50') hoch über der Grundfläche der Pyramide liegt.

[4]) Der Nordpol war damals etwa 3° 40' vom Himmelspol entfernt. Nach Sir John Herschell hatte dies im Jahre 2170 v. Chr. statt; nach andern Annahmen aber war dies auch im Jahre 3350 v. Chr. der Fall, oder vordem ca. 80,000 v. Chr. (drei siderische Jahre früher). Bunsen meinte, die Cheops-Pyramide könne wohl ein Alter von 20,000 Jahren haben, andere Archäologen nehmen 5- bis 6000 Jahre an. Am meisten aber neigt man sich der Ansicht zu, daß Cheops wohl vor 5000, also etwa um 3350 v. Chr., gelebt und seine Pyramide erbaut habe. **H. S.**

Bären" nennen und die alten Mystiker als „Siebenfältiges" bezeichneten, sich ewig um den Nordpolstern drehen.[1])

Das untere Ende dieses Schachtes endet in einer Kammer (G), die senkrecht unter der Spitze der Pyramide liegt.[2]) Dieser Raum ist der einzige in dem ganzen Bauwerke, welcher nicht gepflastert ist und stellt als solcher den bodenlosen Abgrund der Verneinung und der daraus sich ergebenden Selbstvernichtung dar. Der Lichtstrahl, der vom Himmel bis dorthin scheint, findet dort sein Ende; und das ist das Los der Seele, welche in das Stoffliche eintauchend, unbeugsam ihr niederwärts gerichtetes Streben fortsetzt.

Die Pyramide aber soll gerade den Weg der Erlösung darstellen. Deshalb findet sich nicht nur von jenem ersten Schachte, ehe nur die Grundfläche erreicht ist, ein aufstrebender Gang (D) in gerader Richtung auf die Mitte der Pyramide zu, sondern selbst von der unterirdischen Kammer führt auch wieder noch ein direkter, wenn auch verschlungener, fast senkrechter und unbequemer Schacht hinauf nach jenem andern aufstrebenden Gange und trifft eben da mit ihm zusammen, wo derselbe sich zu einer hohen Galerie (C) erweitert. Von dem obern Ende dieser Galerie führt wieder ein enger Durchlaß in das „Königs-Zimmer", welches als der hauptsächlichste Raum im Inneren der Pyramide deren Mittelpunkt bildet. Sowohl die engen Eingänge, wie auch die zum Teil gewundenen schwer zu passierenden Schächte, die teilweise nur auf Händen und Füßen zu durchkriechen sind, schließen völlig die frühere Annahme aus, daß solches Bauwerk als Kornkammer oder als Grabmal gedient habe; denn Ungeschicklichkeit in unzweckmäßiger Konstruktion kann nimmermehr hier die Erklärung sein, wo soviel Ueberlegung und geschickter Arbeitsaufwand überall ersichtlich ist.

Die „Königs-Kammer", in der die Gänge enden, ist ein großes hochgewölbtes Zimmer, welches sechs Decken oder Wölbungen (E) eine über der anderen hat, und zwar so, daß alle zusammen sieben große Steine ausmachen, von denen die beiden obersten dachförmig einen Winkel bilden. — In der Mitte dieses Zimmers steht eine große Lade, die aus einem einzigen Porphyrsteine gehauen ist und als Sarkophag bezeichnet wird.[3]) In diese Lade hatte sich der zur Einweihung Herangereifte, der erfolgreich alle Prüfungen bestanden hatte, die in den unteren Gängen versinnbildlicht waren, hineinzulegen, gleichsam seinen Körper als den Leichnam in das

[1]) Wenigstens sich zu drehen scheinen. In demselben Augenblicke, wenn zur Zeit der Erbauung der Pyramide der Polarstern durch den Schacht hinunterleuchtete, kreuzte immer der Stern Alcyone (in den Plejaden), um den sich unser Sonnensystem dreht, den lokalen Erdmeridian, unter welchem die Pyramide erbaut ward. **H. S.**

[2]) Etwa 100 Fuß (33 m) unter der Grundfläche der Pyramide, also 586′ (180 m) unter der Pyramidenspitze.

[3]) Man hat diese Lade sogar als Kornkiste aufgefaßt. Man könnte diesen Sarkophag dagegen auch als geistiges „Taufbecken" bezeichnen. In daselbe legte sich der Neophyt hinein und erhob sich nachher daraus als wiedergeborener Meister (als Adpet). **H. S.**

Grab zu legen, damit bildlich allen irdischen Begierden entsagend. Als Einweiher und Leiter der ganzen Ceremonie diente ein Weib — eine Priesterin —, welche die „Mutter“ genannt wurde, und die als Taufpate des Einzuweihenden die Göttin Isis, d. i. die Allseele und den Geist der Menschheit vertrat.[1]) Durch diese Begräbnis-Ceremonie wurde, wie gesagt, der Tod des Neophyten hinsichtlich aller materiellen und sinnlichen Dinge dargestellt und dann seine Erreichung der Daseinsstufe eines „Wiedergeborenen“ gefeiert. Dem entspricht im Rahmen der katholischen Kirche die Weihe, bei der die sich dem „religiösen“ Leben Widmenden ein endgültiges Gelübde ablegen, welches sie von der Welt trennt. Dieses Begräbnis endete, wie noch jetzt in der katholischen Kirche, mit der „Auferstehung“ des Neu-Eingeweihten, der, nachdem er jene Grab-Lade verlassen hatte, mit den Kleidern und Abzeichen seiner neuen Stellung geschmückt wurde und von seiner Taufpatin den neuen Namen als Geweihter erhielt. Als solcher diente in den ägyptischen und verwandten Mysterien der Name Issa, der Sohn der Isis durch Einweihung, und mithin das Kind der Seele oder der „Same des Weibes“. Auf diese Weise ward die Erlangung des ewigen Lebens durch „Christus“ versinnbildlicht, die zweite oder neue Geburt des Wiedergeborenen, die nur durch ein allmähliches und mühsames Aufsteigen während vieler Erdenleben, einem nach dem anderen, erreicht wird und zu seiner Vollbringung ein so inniges Verlangen, so große Ausdauer und so unbezwinglichen Mut erfordert, daß nicht nur viele Begehrenden schon von vorne herein davor zurückschrecken, sondern daß auch manche, die schon weit auf diesem Wege vorangeschritten sind, noch wieder umkehren. Mit diesen Ceremonien war offenbar der Jesus unsrer Evangelien als „Eingeweihter“ in solche Mysterien genau vertraut. Das zeigt sich u. a. aus seiner Erwähnung der „Wiedergeburt“ und jener Form, in die er seine Warnung kleidete (Matth. VII, 14): „Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führet; und wenige sind ihrer, die ihn finden!“[2]) So also wurde

[1]) Eingeweiht in diese Mysterien wurden nur Könige und Priester. Dabei vertrat dann jedesmal der eingeweihte Priester den Gott desjenigen Tempels, zu dem er gehörte; der einweihende Priester aber stellte die All-Gottheit dar, gerade wie der Papst St. Peter oder Christus selbst vertritt, wenn er im Allerheiligsten fungiert, und vom göttlichen Geist erfüllt sein soll, wenn er in Glaubenssachen entscheidet. Daß in der Pyramide eine Priesterin fungiert haben soll, erscheint uns zweifelhaft. **H. S.**

[2]) Wie es auch unsere Abbildung zeigt, ist die Galerie C ein bequemer, (8 bis 9 Meter hoher) „breiter Weg“ aber von deren oberen Ende führte in das Allerheiligste der Pyramide (die sog. „Königs-Kammer“) eine niedrige und „enge Pforte“, ein „schmaler Weg“, der nur 145 cm (56½′) hoch ist, so daß ein erwachsener Mann sich bücken muß, um hindurch zu gehen. — Von der Königskammer und der großen Galerie führen nach oben zwei Luft- und Lichtschachte, deren einer, nach Norden gerichteter (A) genau auf die Stelle des Himmels gerichtet ist, welche zur Zeit der Erbauung dieser Pyramide der obere Kulminationspunkt des Polarsterns war. Es wird hieraus zu schließen sein, daß die Einweihungs-Ceremonie zwölf Stunden dauerte und begann, wenn der Polarstern an seinem untern Kulminationspunkt stand, und endete, wenn er seinen oberen Kulminationspunkt erreicht hatte. **H. S.**

hier die Einweihung in die großen Mysterien gefeiert, welche in einer Ceremonie endete, welche die „Himmelfahrt" genannt wurde.

Die kleineren Mysterien, deren einzelne Handlungen als Taufe oder Gelöbnis, als Versuchung und als Leiden bezeichnet wurden, sind in der großen Pyramide an den Raum geknüpft, den man das „Königin-Zimmer" (F) nennt. Dies liegt beträchtlich tiefer als die „Königs-Kammer", senkrecht unter derselben. Zugänglich ist sie durch einen wagerechten Gang, an dessen Anfange der fast senkrechte Schacht mündet, der in das unterste Gemach oder Verließ (G) hinabführt und hier den Abgrund darstellt, in den alle die hinabstürzen, welche auf ihrem Wege zur Wiedergeburt scheitern und die Gefahr, welche diejenigen überwunden haben, die zur Einweihung in das höhere Geistesleben gelangen.

Die „Königin-Kammer" diente auch als Festsaal, in dem die Vollbringung der drei oben bezeichneten Aufgaben festlich gefeiert wurde. Erst danach ist der Voranschreitende vorbereitet, zu den großen Mysterien überzugehen, deren letzter Auftritt sich im „Königs-Zimmer" abspielt. Dieser Raum versinnbildlicht das „Himmelreich", welches der Eingeweihte erwirbt durch das, was man die „göttliche" oder „himmlische Ehe" nennt, eine Handlung, die ihn völlig von seinem vergangenen Leben trennt. Die sechs vorhin erwähnten Decken dieser Kammer (E) bezeichnen die sechs „Kronen" des Wiedergeborenen, die Taufe, die Versuchung, das Leiden, das Begräbnis, die Auferstehung und die Himmelfahrt. Der letzte Zweck aller dieser Schulungen ist die vollständige Erlösung, welche in ihrer Verwirklichung der höchsten Glückseligkeit der Seele als „die Ehe des Sohnes Gottes" bezeichnet wird. Und in dem letzten Lichtschacht (A), der von der Königs-Kammer aufwärts nach dem oberen Kulminationspunkte des Nordpolarsterns hin gerichtet ist, wird die Rückkehr der vollendeten, siegreichen Seele zu Gott bei ihrer endlichen Erlösung aus der Materie versinnbildlicht. So werden durch die beiden Lichtschachte, den untern und den oberen, die zentrifugale und die zentripetale Strebensrichtung der Seele gekennzeichnet, Wille und Weisheit oder Lust und Liebe, die verursachenden Triebkräfte der „Schöpfung" und „Erlösung".





Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
und Herr von Egydi.

Von

Hugo von Gizycki,
Oberst a. D.

(Zur Orientierung unserer Leser.)

Der erste Paragraph der Satzungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur lautet:

„Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen.

Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten".

Die Presse hat an diesem Paragraphen alles Mögliche auszusetzen gehabt; und doch habe ich gefunden, daß von den verschiedenen Fassungen, welche vorgelegen haben, die beste gewählt worden ist. Man sagt, der Paragraph sei ganz unklar und unbestimmt, so z. B. seien die Begriffe Gerechtigkeit und Menschlichkeit sehr dehnbar, jeder Einzelne verbinde damit andere Vorstellungen. Letzteres will ich gern zugeben. Aber wenn man diese Begriffe definiert hätte, so würde man entweder nur eine solcher Vorstellungen zum Ausdruck gebracht und jeder anderen Vorstellung damit vor den Kopf gestoßen haben, oder aber man hätte eine Definition gegeben, welche vermöge ihrer Allgemeinheit nicht mehr besagt haben würde als: Gerechtigkeit ist Gerechtigkeit, Menschlichkeit ist Menschlichkeit. Gerade darin, daß auf eine Definition dieser Begriffe verzichtet wurde, sehe ich einen Hauptvorteil der Fassung dieses Paragraphen, indem nunmehr jedem Einzelnen ein freier Spielraum gelassen wurde, vermöge dessen jede Individualität zur vollen Geltung kommen konnte. Insbesondere erschien es mir richtig, daß die Gesellschaft sich unabhängig von allen Verschiedenheiten der religiösen Anschauungen machen wollte. Denn diese Worte besagen, daß keine religiöse Richtung angetastet werden solle. Eine Einigung ist auf religiösem Gebiete auch schwer zu erzielen, jeder Versuch dazu verletzt leicht. Welche Religion aber einer auch bekennen mag, die

praktischen Konsequenzen, welche sich aus derselben für sein Handeln ergeben, bleiben dieselben. Um diese praktischen Konsequenzen allein durfte es sich in der Gesellschaft handeln, denn sie sind eben ethischer Natur. Allerdings hat es eine Zeit gegeben, zu welcher der Jude den Nichtjuden, der Christ den Nichtchristen für nicht gleichberechtigt hielt, ihn sogar mit Feuer und Schwert glaubte verfolgen zu müssen. Aber diese Zeit ist doch für die große Masse der Deutschen vorüber. Im Mittelalter wäre die Gründung einer deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ein Unding gewesen; man würde schon die Keime einer solchen Gesellschaft in den Flammen des Scheiterhaufens erstickt haben. Wir stehen aber jetzt am Ende des 19. Jahrhunderts und haben uns den veränderten Bedürfnissen anzupassen. Wir müssen doch nun endlich mit dem, was uns unsere größten Denker und Dichter gelehrt haben, Ernst machen. Sie alle bekennen, daß über die letzten und höchsten Probleme ein Wissen unmöglich ist, daß hinsichtlich derselben man nur zu glauben und sogar das Allerverschiedenste zu glauben vermag. Für den Einzelnen kann ein solcher Glaube ebenso unerschütterlich dastehen wie die Richtigkeit eines mathematischen Lehrsatzes. Aber jeder noch so unerschütterlich Glaubende wird bei einiger Bildung sich sagen müssen, daß dieser sein Glaube nur subjektiv richtig ist, daß er keinen Anspruch auf objektive Richtigkeit erheben darf, denn sonst wäre er kein Glaube mehr, sondern ein Wissen. Das Welträtsel hat wissenschaftlich aber noch Niemand gelöst. Es war deshalb meiner Ansicht nach durchaus richtig, daß man endlich einmal einen gemeinsamen neutralen Boden zu gewinnen suchte, von welchem aus man praktisch vorwärts kommen konnte. Der nie zu stillende metaphysische Drang jeder gesunden Menschenseele, welcher in den verschiedenen Religionsformen zum Ausdruck gelangt, mußte als heiligstes Kleinod jedem Einzelnen unangetastet bleiben. Nur dasjenige durfte aus dem Gebiete des Glaubens ausgeschaltet werden, was bereits der Wissenschaft angehört; dasjenige hingegen, was jenseits der Grenzen jeder nur möglichen Wissenschaft liegt, mußte Jedem überlassen bleiben, sich in seiner eigenen Weise zu deuten.

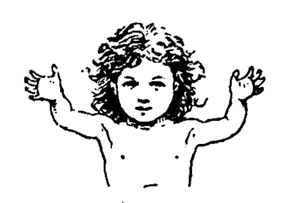
Dies war der Standpunkt, welchen ich einnahm, als ich in diese Gesellschaft eintrat; und obgleich ich wohl wußte, daß an dieser Auffassung des Paragraphen von allen denjenigen gerüttelt werden würde, denen überhaupt jede Religion fehlt, so nahm ich jedoch an, daß die leitende Strömung nicht die der Religionslosigkeit werden würde. Leider habe ich aber bald die Erfahrung machen müssen, daß die überwiegende Zahl der Mitglieder hinsichtlich der Religion doch anders als ich denkt, daß sie dieselbe als etwas für den Menschen ziemlich Ueberflüssiges betrachtet, welches kaum im stande sei, den Menschen ethisch zu fördern. Ja einzelne wenige, aber in der Gesellschaft sehr einflußreiche Mitglieder, sprachen es mir gegenüber sogar offen aus, das alles Metaphysische ein bloßes Hirngespinst sei, daß also auch der Glaube an Gott und Unsterblichkeit jedes zureichenden Grundes entbehre, sogar schädlich sei, da er den Menschen daran hindere,

sich auf eigene Füße zu stellen und in genügender Weise selbst für sich zu sorgen. Wenn es aber nichts Metaphysisches giebt, dann ist das Universum nur der Kampfplatz blinder Naturkräfte, der Mensch nur ein vorübergehendes Gebilde derselben. Von einer Bestimmung oder gar einer höheren Bestimmung des Menschen kann dann garnicht die Rede sein. Dann kann es vernünftiger Weise allein darauf ankommen, eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, durch welche diese zwecklose Existenz wenigstens mit einem Maximum des möglichen allgemeinen Lustgefühls verbunden ist und die nicht zu vermeidende Not auf ein Minimum gebracht wird. Dann hat jeder Einzelne natürlich zu beanspruchen, daß er in seinen äußeren Verhältnissen seinen Mitmenschen vollständig gleichgestellt werde; alle Standes- und Klassenunterschiede müssen dann also wegfallen. In wie weit eine derartige Gesellschaftsordnung durchführbar und mit welchem Maß von Wohlbefinden für den Einzelnen sie verbunden ist, mag ich nicht entscheiden. Aber ich kann nicht zugeben, daß derartige Bestrebungen unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen sind; behaupte vielmehr, daß sie den Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen geradezu den Krieg erklären. Gegen diese sich in der Gesellschaft geltend machenden Tendenzen habe ich aus innerster Ueberzeugung an den maßgebendsten Stellen Verwahrung eingelegt, und da diese sich als nutzlos erwies, bin ich, um mein Gewissen nicht zu belasten, aus der Gesellschaft ausgetreten. Wenngleich mir der Vorstand in, wie ich überzeugt bin, aufrichtiger Weise für die Rückhaltlosigkeit gedankt hat, mit der ich bei Konstituierung der Gesellschaft aufgetreten bin, so konnte er mich doch schließlich nur als ein Hindernis für die nunmehr sich geltend machende Strömung betrachten. Dazu kam, daß mein Glaube an eine Geisteswelt mich des Spiritismus als höchst verdächtig erscheinen ließ. Derartige Geisteskranke müßten aber, wie man sich auszudrücken beliebte, der Gesellschaft unbedingt fern gehalten werden. —

Es ist bei Begründung der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur Vielen unverständlich geblieben, weshalb Herr von Egidy jede Beteiligung mit Entschiedenheit ablehnte. Ist doch sein einiges Christentum unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen. Versteht doch gerade Herr von Egidy unter einigem Christentum einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten. — Sein guter Genius hat ihn geleitet, jede Beteiligung an der Gesellschaft abzulehnen; denn wäre er aktives Mitglied derselben geworden, so würde er bereits heute ein toter Mann sein. Wodurch unterscheiden sich denn nun die beiderseitigen Bestrebungen? — Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur negiert in ihren einflußreichsten Mitgliedern jede Religion; Herr von Egidy ist bestrebt, sämtliche Religionen als gleichberechtigt unter dem Banner des einigen Christentums liebevoll zu vereinen. Bei Herrn von Egidy finden wir eine geradezu bewunderungswürdige religiöse

Toleranz; sie entspringt bei ihm aber nicht aus religiösem Indifferentismus, sondern aus tiefster Religiosität. Das Ziel, welches ihm vorschwebt, ist ein zweifellos richtiges; nur darf man nicht erwarten, daß es so schnell erreicht werden wird. Ehe die Menschheit dieses Ziel erreicht, hat sie noch viele Stufen zu erklimmen. Die nächste Stufe für uns, der protestantischen Kirche Angehörenden, dürfte die sein, die von unserem Doktor Martin Luther eingeleitete Reformation zu Ende zu führen, d. h. diejenigen Bestandteile unseres Glaubens auszuscheiden, welche die theologische Forschung namentlich des letzten Jahrhunderts als gänzlich unberechtigt ergeben hat. Ein geläutertes protestantisches Christentum! Darauf kommt auf religiösem Gebiet zunächst Alles an. Für das Weitere haben wir vorläufig nicht zu sorgen, in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß, was auch die Mephistophilosophen krächzen mögen, das gloria in excelsis stets das Höchste bleiben wird, für welches sich edle denkende Wesen werden zu begeistern vermögen.

Berlin, den 25. Januar 1893.



Bemerkung des Herausgebers.

Der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes hat seit vielen Jahren in lebhafter Weise an unserer Bewegung Teil genommen und auch die Begründung unsrer „Theosophischen Vereinigung" als reges Mitglied vom Anfang an unterstützt. Gleichzeitig aber wurde Oberst von Gizycki nicht nur — wie auch ich — von vorne herein Mitglied der Gesellschaft für ethische Kultur, weil wir das Gute fördern, wo immer wir es finden und soweit wir irgend können, sondern er beteiligte sich auch — wie allbekannt — in hervorragender Weise daran, diese Gesellschaft ins Leben zu rufen und zu ihrem Gedeihen beizutragen. Viele Mitglieder sind seinem Rufe folgend derselben beigetreten — wohl in der Erwartung, daß diese Gesellschaft sich durch Verinnerlichung weit über die materialistische Geistesströmung der letzten Jahrzehnte erheben würde. Wenn sich Oberst von Gizycki nun veranlaßt fühlt, ganz aus der ethischen Gesellschaft auszuscheiden, so liegt in seiner obigen Erklärung darüber ein Schriftstück vor, das von besonderer Bedeutung ist für das Kulturleben der Gegenwart.

Wir teilen auch die hierin ausgesprochene Ansicht, daß die Bethätigung des Herrn von Egidy für das protestantische Christentum und darüber hinaus von großem Werte und von segensreicher Wirkung ist. — Das aber bedarf hier wohl keiner besonderen Hervorhebung, daß wir und daß die „Sphinx" nicht auf einem konfessionellen Standpunkt stehen, daß wir also weder den Protestantismus, noch dem Katholicismus, noch irgend eine Kirche oder Synagoge oder irgend eine besondere Religion vertreten, sondern lediglich die gemeinsame göttliche Weisheit aller Wissenschaft und aller Religion.

Hübbe-Schleiden.





Die Mystik des Islam.

Von

Adolf Engelbach.

*

Ehe wir uns über unsern Gegenstand verbreiten, erscheint es uns notwendig, gegenüber der modernen Auffassung des Wortes „Mystik“ die Etymologie und den Sprachgebrauch des Wortes mysterium festzustellen. Der älteste Gebrauch des Wortes findet sich in den Religionen des Heidentumes und bedeutet Geheimlehre. Die richtige Ableitung giebt Suidas, indem er sagt: Mysterien (μυστηρια) wurden sie genannt von μυειν το στομα (den Mund schließen), es sind Lehren, welche nur im Verborgenen mitgeteilt und mit Stillschweigen bewahrt werden sollten.

Die Pythagoräer und Platoniker bedienten sich des Wortes in einer ganz anderen Bedeutung, indem sie die in den Mysterien gebräuchlichen Bezeichnungen auf die Wissenschaft überhaupt, namentlich auf die Philosophie anwendeten. Insbesondere gilt das von den Neuplatonikern, welche die Aristotelische Philosophie, insofern sie sich mit dem Begriff beschäftigt, sowie die gesamte Realwissenschaft „kleine Mysterien“, die platonische Philosophie dagegen die großen Mysterien nannten; jene Philosophen aber, welche bis zur Vollendung hindurchgedrungen waren, als Mysten oder Hierophanten bezeichneten. Der Unterschied zwischen den Neuplatonikern und den andern Philosophen bestand in dieser Hinsicht besonders darin, daß diese Ausdrücke für die Ersteren keine bloße Symbole bedeuteten, sondern vielmehr die Sache selbst, indem der Neuplatoniker in dem geheimnisvollen „Einswerden“ mit Gott den höchsten Punkt der Weisheit fand, und dies letztere war auch der Grund, weshalb diese Bezeichnungen im 3. und 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine besondere spekulative Bedeutung erhielten. Worin der höchste Moment der Mysterienfeier gipfelte, ersieht man bei Plotinus, welcher in der VI Enneade sagt: „Es ist das höchste Streben nach Vereinigung, um womöglich zu schauen, was im Heiligtume (το ἄδυτον, das Innerste des Tempels) ist“.



Ebendaselbst sagt er, diese Lehren seien als Mysterien zu betrachten, welche man nicht profanieren dürfe. Daß das Wort μυω bei diesen Neuplatonikern nicht bloß, wie ursprünglich, zur Bezeichnung des verschlossenen Mundes allein, sondern auch des allem äußeren verschlossenen Auges gebraucht wurde, erhellt aus einer Stelle bei Proclus:[1])

„Wenn die Seele sich in ihr eigenes Wesen wendet, und zuerst ihre eigenen Verhältnisse enthüllt, erblickt sie zuerst sich selbst nur; jedoch tiefer in die Erkenntnis ihrer selbst eindringend, findet sie den Geist in sich und alle Ordnungen der Dinge. Und dringt sie in ihr Innerstes (gleichsam in das ἄδυτον der Seele), so kann sie auf diese Weise das Geschlecht der Götter und die Einheiten aller Dinge mit geschlossenem Auge (μυσασαν) schauen".

Ein dritter Sprachgebrauch des Wortes Mystik erscheint in der christlichen Kirche. Nachdem schon Paulus an dem Altar des „unbekannten Gottes" den Athenern den Christus verkündet hatte, schlossen besonders die alexandrinischen Kirchenlehrer ihre Lehren in mancher Hinsicht an das im Heidentume verbogene Tiefere an. So kam es, daß Gebräuche und Benennungen, die in Beziehung zu den heidnischen Mysterien standen, in das Christentum herübergenommen wurden. So sagt Origenes, daß das Christentum der pythagoräischen Lehre ähnlich sei, indem es außer dem Exoterischen etwas habe, was nicht für die Menge in Erscheinung trete. Auch Basilius unterscheidet im Christentume die Lehren, welche allgemein ausgebreitet werden, von denen, die verschwiegen werden, und nennt die ersteren Kerygmata, die letzteren aber Dogmata. Derjenige aber, welcher vorzüglich die Mysterienausdrücke in's Christentum übertrug zugleich unter Hereinführung neuplatonischer Lehren und Ideen, war der im 5. Jahrhunderte unter dem Pseudonym Dionysius Areopagita bekannte Schriftsteller. Der Zweck seiner Schriften war, das Christentum als platonische Mysterieneinheit darzustellen. Nach ihm besteht das höchste Ziel des Christentumes in der Theosis und Henosis. Auch er nahm wie Proclus das Wort „Myo" in der Bedeutung „die Sinne verschließen". Die Bedeutung, welche er in den Worten Mystikos gegeben, wurde von der christlichen Welt angenommen, und wir sehen bis zum Zeitalter der Reformation die mystische Theologie gegenüber stehen der scholastischen Theologie. Während die letztere sich die begriffliche Entfaltung der Glaubenslehren und deren Beweisführung zum Ziele setzte, beschäftigte sich die erstere mit dem Leben Gottes im Menschen, d. h. mit dem Christus in uns.

Die Worte Mystizismus und Mystik wurden in der neueren Zeit sehr schwankend in Bezug auf ihren Gebrauch, insofern man ganz verschiedene Geistesrichtungen so zu bezeichnen versuchte. Nun kann das Wort Mystizismus dreierlei bedeuten. Einmal jene Geistesrichtung, welche erkennt, daß es in der Wissenschaft Gebiete gebe, deren Inhalt sich begrifflich nicht darstellen lasse; ferner eine Geistesrichtung, in welcher Gefühl und Phantasie vorherrschen, und welche in Folge dieses Uebergewichtes nicht im Stande ist, die Gegenstände begrifflich zu ordnen und zu sichten.

[1]) Theol. Plat., I. I. c. 3.

Drittens aber, und zwar im engeren Sinne, versteht man unter Mystik jene besondere Gemütsrichtung, welche ihr Einzelsein als in jeder Beziehung vom Ursein bedingt erkennt. Das Charakteristische dieser Gemütsrichtung besteht in einem beständigen Hinschauen und Hinhorchen auf die Regungen und Laute [1]) des Unendlichen im Menschen, und ist ein Handeln des Geistes. Dieses Handeln wird vorzugsweise Mystik genannt, indem der Geist das Auge, durch welches die Welt in ihn hineingeht, verschließt und sich nur zu den verborgenen, geheimnisvollen und innersten Aeußerungen seines Seins hinwendet.

Mystik in abstracto nach der bisherigen Darstellung findet sich selten. Ihr Beginn oder ihre Fortentwickelung ist meistenteils verknüpft mit irgend einer geschichtlichen Religion, von denen jede einzelne Belehrungen über das Wesen des Urgrundes und dessen Verhältnis zum Einzelsein enthält. Mystisch und beschaulich veranlagte Gemüter empfangen die ersten Anregungen durch die Offenbarung des Unendlichen in ihrem Innern, entweder aus ihrer positiven Religion, oder sie setzen ihre inneren Erfahrungen, insofern sie unabhängig von der Offenbarung durch starke Lebensäußerungen auf jenen geheimnisvollen Grund ihres Seelenlebens von selbst aufmerksam wurden, in Verbindung mit den Aussagen ihrer Religion. Unter der letzteren Gattung von Mystikern giebt es nun zweierlei Arten: sehr kindliche, aber bei lebendigem Gefühl einer gleich lebendigen Phantasie oder Begriffserkenntnis entbehrende; und solche, welche mit lebendigem Gefühle große Thätigkeit der Phantasie oder Begriffserkenntnis verbinden. Erstere unterwerfen ihr in Bewegung gebrachtes Leben völlig der Offenbarung, so daß dieselbe Norm wird für ihr ganzes inneres Leben, und sie werden dadurch wahre Mitglieder ihrer Religionsgemeinschaft. Die zweite Gattung hingegen betrachtet die Aussagen der Offenbarung nur als Symbole für ihre Seelenzustände, und wenn ein solcher Mystiker im mohammedanischen, indischen oder christlichen Geiste redet, so beschreibt er doch nur Zustände des Gemütes, welche mohammedanischen, indischen oder christlichen analog sind, nur daß die Darstellung nach der jeweiligen Gangbarkeit wechselt.[2])

Hauptgrundsatz der Mystik ist: Die Gesamtheit der Erscheinungswelt ist relativ das Wesen Gottes, der aus seinem dunklen Centrum an's Licht geborne Gott. Ferner behauptet sie, daß der Geist der lebendigste Quellpunkt des unendlichen Gotteslebens sei; im Innersten des Geistes werde das ursprüngliche Sein des Ewigen am offenbarsten. Ferner erkennt der bessere Mystiker an, daß unter den Offenbarungen Gottes in seinem Innern die höchste die seines Gewissens sei. Die Aussprüche desselben erkennt er als Atemzüge des lebendigen Gottes, und er ordnete sich seinem Gesetze unter; dieses Gesetz ist „das Licht in uns".

---

[1]) „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste!"

[2]) Goldmünze bleibt immer Goldmünze, ob das Bild der französischen Republik, oder des deutschen Kaisers, oder des Großmoguls sich darauf befindet.

Wir nennen daher denjenigen einen Mystiker, der, auf dem engen Pfade wandelnd, sich bewußt ist seiner nahen Verwandtschaft mit allem Wesen von der Plejas bis zum Sandkorn; der sich verschlungen weiß in den göttlichen Lebensstrom, der durch das Universum ausgegossen ist, und dabei erkennt, daß in seinem eigenen Herzen der lauterste Lebensborn Gottes quillt; welcher hinwandelt durch die dem Beschränkten und Endlichen zugekehrte Welt, und das Auge in das Centrum seiner Seele richtet, auf den geheimnisvollen Abgrund, wo die Unendlichkeit in die Endlichkeit einströmt, im namenlosen Anschauen sich sättigend des in seinem Innersten sich aufthuenden Heiligtumes, und entzündet und umfangen von einer seligen Liebe zu dem geheimnisvollen Grunde seines Daseins.

So beschaffen ist sein inneres Leben. Sich äußernd sucht er seine Brüder in das Geheimnis seines eigenen Geistes einzuführen, zu gleicher Lebenshöhe emporzuziehen. Sein Leben gleicht einem Wasserspiegel, der seine Wellen an sich hält, um auf seiner unbewegten Fläche das Angesicht der Sonne sich spiegeln zu lassen. Festgehalten von der Liebe ruhen die unruhigen Wellenkrümmungen der Eigenheit, damit in der bewegungslosen Seele sich das Ewige frei bewege und in dem Gesetze Gottes das Leben der Seele aufgehe.

In diesen Worten ist das Ideal eines Mystikers gezeichnet, welches selten gefunden werden mag. Der größte Feind desselben ist die Spekulation; ganz in seine Anschauungen und Gefühle versenkt, verschmäht er des Zusammenhanges seines inneren Lebens und seiner Anschauungen sich in begrifflicher Betrachtung bewußt zu werden. Dieser Zustand birgt eine große Gefahr in sich, nämlich die Gefahr des geistigen Todes. Wer kein objektives Offenbarungswort hat, oder nicht durch Erfahrung und Erlebnis sich von der Unumstößlichkeit eines solchen Offenbarungswortes überzeugt hat, wird niemals menschlicher Spekulation Trotz zu bieten vermögen; aber Mystiker, welche durch das Christentum den „Vater" in dem „Sohne" kennen lernten, konnten den in ihnen verborgenen Gott als einen freundlichen lieben. Doch in dieser Mystik liegt deshalb eine so große Gefahr, weil sie die Selbstsucht in sich trägt, was, wenn sie sich auf dem Boden des Christentums bewegt, nicht der Fall sein kann, aber sie ist immerhin das reichste und tiefste Erzeugnis des menschlichen Geisteslebens, die lebendigste und erhabenste Offenbarung aus dem Gebiete der Natur.

Wir finden die Mystik im Orient besonders bei den Indern und bei den Mohammedanern. Ist das Bewußtsein des Unendlichen im Inder erwacht, so wird sein Blick darauf so unbeweglich gerichtet, daß ihm der Sinn für alles Einzelne, Endliche völlig verschwindet; er schaut nur an, und wird sich selbst dessen kaum bewußt. Die Folge davon ist, daß der indische Mystiker weder in Kunst noch Wissenschaft ferner erzeugend auftritt, während der abendländische Mystiker mehr oder weniger sich beider Gebiete bemächtigt, um das Endliche in der Idee des Unendlichen zu verklären. Abstrakt aufgefaßt ist die indische Mystik das großartigste System; was der Mystiker des Abendlandes verdeckt sagt, spricht der indische

unumwunden aus. Durch das Innerste aller Wesen geht ein großer Faden, an welchem sie alle gebunden sind; dieser große Faden ist Gott, so lehren die Upanischads. Selbst die Sünde des Menschen muß atma, d. i. Gottheit, werden; dieses Atma ist das Erkennen, und voll Freude und Licht. Brahm spricht: Wer mich kennt, wird kein Sünder, er mag thun, was er will, er fällt nicht von dem Gipfel seiner Höhe.[1])

Weniger abstrakt ist die mohammedanische Mystik. Wollte man aus dem Koran allein die Person Mohammeds beurteilen, oder aus den geschichtlichen Daten, so geben dieselben keinen Anlaß, bei ihm ein tieferes Gemütsleben zu vermuten, denn seine Religiosität deutet vielmehr auf einen abstrakten als gemütvollen Deismus. Aber es sind Ueberlieferungen vorhanden, für deren Echtheit innere und äußere Gründe sprechen, aus denen hervorgeht, daß ihm tiefere Erregungen nicht abgesprochen werden können. Schon in den ersten zwei Jahrhunderten nach Mohammed findet man bei seinen Anhängern einen großen Reichtum mystischer Frömmigkeit, wie aus den Handschriften ersichtlich ist. Man findet dort Aeußerungen, wie sie in in der reinsten Mystik des Christentums vorkommen. Auch findet man schon zu Ende des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung das Wort Sufi zur Bezeichnung einer bestimmten Gattung religiöser Menschen, und das Wort Sufismus bedeutet eine gemütvolle Mystik. Als Stifter der Sufi wird Abu Said Abul Cheir genannt, welcher auf die Frage, was Sufismus sei, antwortete: „Was du im Kopfe hast, laß fahren; was du in der Hand hast, wirf fort; was auch dir entgegenkommt, weiche nicht!" Dschuneich, der größte Scheich der Sufi, giebt folgende Erklärung: „Zweck des Sufismus ist, den Geist zu befreien von dem Andrange der Leidenschaften, die Angewöhnungen der Natur ablegen, die menschliche Natur ausziehen, die Sinne unterdrücken, geistige Qualitäten annehmen, durch die Erkenntnis der Wahrheit erhoben werden, was gut ist, auszuüben". Abul Hussein Nuri bemerkte: „Sufismus ist weder Vorschrift noch Lehre, er ist etwas Angeborenes. Wäre er Vorschrift, so könnte er durch Anstrengung befolgt werden, wäre er Lehre, so könnte er erlernt werden. Vielmehr ist er etwas Angeborenes, nach dem Ausspruche des Korans: Ihr werdet mit der Anlage Gottes erschaffen. Daraus folgt, daß Niemand, weder durch Anstrengung noch durch Lehre, sich die Anlage Gottes verschaffen kann".[2])

Am meisten wurde die Mystik bei den persischen Sufis ausgebildet, die sich zu einer Art mönchischer Brüderschaft vereinigt hatten. Ihre Geisteserzeugnisse atmen eine tief innerliche Mystik.[3])

---

[1]) „Und wären deine Sünden wie Scharlach, ich werde sie weiß waschen, wie der Schnee ist".

[2]) Sollte in diesem Ausspruche nicht der Begriff der „Gnade" enthalten sein?

[3]) Die Lehrsätze dieser Mystiker sind von F. A. G. Tholuk, 1821 Professor in Berlin, in dem Werke „Sufismus, sive Theosophia Persarum pantheistica", wissenschaftlich entwickelt worden. Die vorliegenden Mitteilungen sind der Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik desselben Gelehrten auszugsweise entnommen.

Diese morgenländische Mystik verhält sich nun zur abendländischen wie Gefühl und Bild zum Gedanken. Der abendländische Mystiker sucht sein inneres Leben in Begriffen oder geordneten Bildern darzustellen, während der orientalische als ein in magnetisches Hellsehen versunkener Prophet erscheint. Der abendländische Mystiker sieht sich in seinem Gefühlsleben durch die sich aufdrängenden Gedanken geschwächt, der morgenländische versinkt bei seiner Abstraktion von allem Einzelnen in der Idee des Unendlichen, wie in einem Abgrunde. Die Kunstgriffe, deren sich der Orientale bedient, um zu dieser Abstraktion zu gelangen, resultieren theoretisch und praktisch aus dem kühneren Streben des Morgenländers und dessen kühnerem Durchbruche zum Extrem, als dies bei dem Occidentalen der Fall ist. Was die praktische Seite der Mystik betrifft, so macht der Orientale dieselbe selten zur Leiterin des Lebens, und sie erscheint dort als Quietismus, wirkungslose Beschaulichkeit; theoretisch verdeckt der Abendländer die pantheistischen Sätze der Mystik, während sie der Orientale offen und unumwunden darlegt. Indes, wem schon einmal und wieder einmal Blitze der Gottheit durch die Wolke seines innersten Menschen entgegengeschossen, der wird, das Leben dahintenlassend in der Zersplitterung und unter Schatten, eingehen lernen in das Heiligtum seiner eigenen Brust, wenn ihm der Hierophant vorangeht. Denn Mystik ist das heiligste und eigentümlichste Lebensgebiet des Menschen, nicht aber, wie flaches Raisonnement es darzustellen bemüht ist, ein krankhafter Zustand niederer Lebensäußerungen.

Mystik wird im Oriente nicht gelehrt, sondern der P i r (erfahrener Mystiker) teilt seine Mystik dem Schüler auf magisch-magnetischem Wege mit, durch persönlichen Umgang, nicht auf dem Wege verstandesmäßiger Entwicklung. Daß die Mystik im Abendlande verschiedenartigere Gestaltungen aufweist, liegt einerseits darin, daß das Christentum mehr dazu beiträgt, in jedem Einzelnen ein eigentümliches Geistesleben zu entfalten, andererseits darin, daß das Morgenland einförmiger in seiner Lebensentwickelung ist. Auch sprachlich drückt sich der Unterschied zwischen dem morgen- und abendländischen Mystiker in der Redeweise aus. Der Orientale reiht Bilder an Bilder, welche vielfach etwas Ungeheures, Riesiges an sich tragen, und deshalb ergreifender sind, während der Occidentale alles in der Reflexion mit auffaßt, was er irgend dienlich findet, um den Zuhörer zu überzeugen.

Betrachtet man den Inhalt des Korans, so findet man denselben wenig geeignet, das Gemütsleben zu erregen; auch seine Glaubenssätze sind der Mystik nicht günstig. Die gemütvolle Seite desselben zeigt sich nur in der Ansicht von diesem und dem jenseitigen Leben, und es gehört zu den rührendsten Dichtungen der orthodoxen Mohammedaner, wenn sie von der Flüchtigkeit dieses Lebens sprechen, welches sie „Haus der Vernichtung“, und von dem Heimgange in jenes Leben, das sie „Haus des Bleibens“ nennen. Der mystische Stoff, welcher dem Koran fehlt, wird dem Mohammedaner aus der Tradition (Hadiß) zugeführt. Der-

gleichen mystische Ueberlieferungen, die Mohammed zugeschrieben werden, lauten:

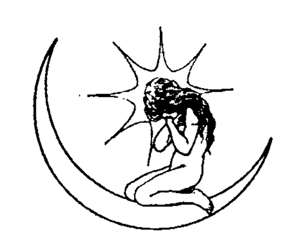
„Der Gläubige ist Gott am nächsten, wenn er betet".
„Wenn ich einen Knecht liebe — spricht Gott — werde ich sein Auge, Ohr und Mund, so daß durch mich er hört, sieht und spricht". —
„Erde und Himmel — spricht Gott — fassen mich nicht, aber es faßt mich das Herz meines Gläubigen". —

Noch ein Gebet Sajibs mag hier zum Teil angeführt werden, das den Untergang des Menschengeistes in Gott zum Gegenstande hat, und das er seinem Werke voranstellte.

Herr, aus Deiner Quelle schenk mir
einen vollen Becher ein;
laß mein Auge hell und sehend
und mein Herz laß wachsam sein!
Jede Regung meines Geistes
zieht die eigne Straße hin;
sammle bei dem Mahl der Einheit
meinen so zerstreuten Sinn.

Wein vergießen wir, wenn zitternd
unsre Hand den Becher hält,
Herr! stärk meines Arms Gelenk mir,
wenn er Deinen Becher hält!
Düster ist des Herzens Kammer,
daß ich Dich nicht sehen kann,
an der Liebe Gluten zünde
Du mir eine Leuchte an!
Sieh, der Liebe Gang wird unfrei
durch des Leibes schweres Kleid
Gieb dem Geiste ein Gewand, Herr,
das ihm passe, leicht und weit!

Oh so lange war ich Umkreis,
jede Stund an anderm Ort,
laß mit starkem Fuß mich stehen
jetzt als Centrum fort und fort!
Heldenblicke stets zu schauen:
nicht beständig Segen schafft!
Hast Dein Schau'n Du mir gegeben,
gieb mir auch zu Schauen Kraft!





Ein echter Diener Gottes.

Von

Raphael von Koeber,

Dr. phil.

✻

Ein Fremder, der zur Zeit durch die Straßen von Petersburg geht, wird oft überrascht durch einen großen, den Verkehr störenden Volksauflauf. Er vermag dessen Ursache nirgends zu entdecken. Hunderte von Menschen beiderlei Geschlechts, aller Klassen und Lebensalter, stehen erwartungsvoll vor einer Hausthüre oder in den Räumen des Bahnhofs, oder laufen einem gewöhnlichen Mietswagen nach, in welchem nur ein unscheinbarer Geistlicher sitzt, wie man solche jeden Augenblick in den russischen Städten sieht. Was ist los? fragt man erstaunt. Was hat die Leute zusammengeführt? Es kann doch nicht dieser schlichte Priester sein, dem sie nachjagen?

Allerdings, kein anderer: es ist der „Vater Johannes“ von Kronstadt! Er war vorhin in jenem Hause, und vornehm und gering wartete über eine Stunde auf der Straße, bis er herauskam. Auch der Bahnhof war voll Menschen, nur weil man den „Vater Johannes“ dort zu sehen hoffte. Wem es nicht gelang, läuft jetzt seinem Wagen nach. Das Gleiche wiederholt sich in jeder Stadt, die Johannes besucht. Er ist gegenwärtig der populärste Mann in Rußland. An tausend Briefe, aus allen Gegenden des weiten Reiches, laufen täglich bei ihm ein. Von früh bis in die Nacht ist sein Haus in Kronstadt bestürmt von Fremden und Einheimischen: die einen suchen bei ihm Rat oder geistige und materielle Hülfe, die anderen kommen, seinen Segen zu empfangen oder ihm zu beichten; die dritten treibt die bloße Neugier, den Mann zu sehen und zu sprechen, von welchem soviel Wunderdinge erzählt werden.

Seine Persönlichkeit soll fascinierend wirken auf alle, die in Berührung mit ihm kommen oder einem von ihm geleiteten Gottesdienste beiwohnen, sie mögen Fremdgläubige oder Ungläubige sein. Einen solchen Gottesdienst schildert als Augenzeuge ein Petersburger Korrespondent der Berliner „Neuesten Nachrichten“ (v. 13. Nov. 1892).

„Die lange kirchliche Handlung“, schreibt er, „schien eine Minute zu dauern; man vergaß vollständig, daß man auf Erden war. Und nach dem Schluß drängte sich die Menge in heiliger Ehrfurcht um den Priester, seine Hände, seine Gewänder mit Küssen bedeckend, und selbst in der Gruppe atheistisch gesinnter Studenten, in der kurz vor Anfang der Messe ziemlich ungeniert über den „Heiligen“ und seine „Mätzchen“ gespottet wurde, sah ich nur thränenfeuchte Augen und ehrfurchtsvoll gebeugte Kniee“.

Was hat nun dem Vater Johannes seinen Ruf verschaffen können, den Ruf eines „Heiligen“ dem, wie das russische Volk meint, „nichts unmöglich ist“?

Wir wollen zuerst, nach einer allem Anschein nach zuverlässigen, russischen Quelle,[1]) über die äußeren Lebensverhältnisse des seltenen Mannes berichten.

Er ist geboren im hohen Norden Rußlands, im rauhen, unfruchtbaren Gouvernement Archangelsk. Sein Vater, ein armer Geistlicher niederen Ranges, hatte eine zahlreiche Familie, und die ersten Erfahrungen des Knaben waren Not und Hunger leiden und leiden sehen. Mit 9 Jahren trat Johannes ins geistliche Seminar zu Archangelsk. Nachdem er hier die Studien beendet, wurde er, in Anbetracht des Fleißes und der guten Aufführung, die ihn auszeichneten, in die geistliche Akademie zu Petersburg versetzt. Das Ideal seiner ersten Jugend war, als Mönch und Missionar in die weite Welt zu gehen; jedoch das Schicksal wollte es anders und er ist nie über die Grenzen des europäischen Rußlands hinaus gekommen. Noch während seines Aufenthaltes auf der Akademie überzeugte er sich, daß die Reichshauptstadt selbst ein Nest von Unglauben und Irrlehren sei, die zu bekehren und zu bekämpfen ein Diener Gottes sich zur ersten Pflicht machen müsse. So beschloß er, Weltgeistlicher zu bleiben und sein Land nicht zu verlassen, und nahm im Jahre 1855, wo er mit der Würde eines Kandidaten der Theologie die Akademie absolvierte, die erste ihm gebotene Stellung an als Priester an der St. Andreaskirche zu Kronstadt. Dieses Amt verwaltet er — ein angehender Sechsziger — bis auf den heutigen Tag, jede weitere Beförderung ablehnend.

Rastlose Thätigkeit im Dienste Gottes, schrankenlose Menschenliebe und Selbstaufopferung — dies ist der einzige Zweck seines Lebens, das schon insofern ein „heiliges“ genannt werden darf. Dem Gesetze der orthodoxen russischen Kirche zufolge mußte Johannes als Weltgeistlicher in die Ehe treten. Er heiratete die Tochter seines Vorgängers im Amte. Die Ehe blieb kinderlos. In den ersten zwei Jahren sahen sich beide kaum einige Minuten am Tage, da Berufspflichten und die ausgedehnteste persönliche Ausübung jeder Art von Wohlthätigkeit die ganze Zeit des Priesters in Anspruch nahmen und ihm nicht erlaubten, sein eigenes Glück und Behagen zu suchen. „Glückliche Menschen“, pflegte er seinem Weibe zu sagen, „giebt es auch ohne uns genug, Elisabeth; weihen wir also unser Leben dem Herrn und den Bedürftigen!“ Die junge Frau fügte sich und wurde, als hätte sie ein Gelübde gethan, die eifrigste Gehülfin ihres Mannes, eine „barmherzige Schwester“ in des Wortes edelster und tiefster Bedeutung.

„Ich lebe nicht mir, sondern meinen Nächsten; und der Grundsatz all meines Handelns ist die strengste Wahrhaftigkeit gegen mich selbst, un-

---

[1]) Vater Johannes von Kronstadt. Eine Skizze v. N. N. Jiwotoff. Separatabdruck der Zeitung „Denj“ (der Tag) St. Petersb. 1890.

bedingte Pflichttreue und die sorgfältigste Aufsicht über mein inneres Leben". Diese authentischen Worte des Kronstadter Priesters charakterisieren seine ganze Persönlichkeit; in ihnen liegt auch zum großen Teil das Geheimnis seiner Popularität und seines Einflusses. Seine Bedürfnislosigkeit, Uneigennützigkeit, Mildherzigkeit und Bescheidenheit müssen, in einem materiellen, egoistischen Zeitalter, wie das unsrige, als beispiellos bezeichnet werden. Von den sehr bedeutenden Summen, über die er jährlich verfügt und die er leicht verdoppeln könnte, bleibt ihm nicht das Geringste übrig, so daß seine Frau oft in Verlegenheit ist, die laufenden Tagesausgaben und den Haushalt zu bestreiten. Alles wird unter die Armen verteilt oder auf die Stiftung von Wohlthätigkeitsanstalten und -Vereinen verwendet.

Das Werk der offiziellen Wohlthätigkeit des Johannes sind die zahlreichen Stiftungen, welche unter dem Gesamtnamen des Kronstädter „Hauses der Arbeit" oder „Arbeiterheims" bekannt und berühmt sind. Gleich nach seinem Amtsantritt war die erste Aufgabe unseres Priesters, das Loos des ärmsten Teils seiner Gemeinde zu verbessern. Bereits in den 60er Jahren begann die Presse von der Einrichtung eines Arbeiterheims in Kronstadt zu sprechen; und es dauerte nicht lange, so war das Projekt in den Grundzügen auch schon verwirklicht. Gegenwärtig hat die Stiftung ein großes und durch reiche Beiträge immer wachsendes Kapital, gegen 20 Filialen, eine Kirche, drei große Haupt- und verschiedene andere Gebäude, in welchen mehrere Tausend Menschen Unterkunft, Pflege und Beschäftigung finden.

Das Ganze sieht wie eine kleine Stadt aus und umfaßt folgende Anstalten, davon jede einem speziellen Zwecke dient:

1) Eine Nachtherberge für 300 Männer und Frauen. Die gänzlich Mittellosen bekommen ihr Lager und zum Frühstück einen Krug Thee mit Brot umsonst; die Uebrigen für den minimalen Preis von 3 Kopeken (ca. $1\frac{1}{2}$ Pfg.). Im Winter beherbergt diese Anstalt die meisten Schiffs- und Hafenarbeiter Kronstadts.

2) Eine Arbeitsstube für Frauen, worin Kinder und Erwachsene unentgeltlichen Unterricht im Nähen, freie Kost und Arbeitslohn bekommen.

3) Ein Buchbinder- und Schuhmachergeschäft, das schon viele arme Knaben zu tüchtigen Handwerkern ausgebildet hat.

4) Eine Volksküche, in welcher jeden Tag ungefähr 600 Personen für den denkbar geringsten Preis ihre Beköstigung finden.

5) Eine Versorgungsanstalt für alte obdachlose Frauen, die buchstäblich von der Straße aufgenomen werden und volle Pension haben.

6) Ein Spital nebst einer ambulatorischen Klinik und Apotheke.

7) Ein großes Auditorium, worin an Sonntagen sehr stark besuchte Vorträge für das Volk gehalten werden.

8) Eine öffentliche Bibliothek mit einem Lesezimmer, die einzige in Kronstadt.

9) Eine Bibliothek für Kinder, wohl die einzige in Rußland.

10) Eine Buchhandlung, die zu geringen Preisen allgemein nützliche und populäre Schriften verkauft.

11) Eine mit allen Hülfsmitteln gut versehene Elementarschule, worin 200 Knaben und 150 Mädchen unentgeltlich unterrichtet werden.

12) Zeichenkurse, an denen jeder für 2 Rubel jährlich teilnehmen kann.

13) Ein Waisenhaus für 100 Kinder mit vollständiger Pension und mit Schulunterricht.

14) Ein Tagesasyl für aufsichtslose Arbeiterkinder.

15) Das eigentliche Arbeitsheim oder die Werkstatt, worin einige hundert Arbeitsunfähige irgend eine leichte aber nützliche Beschäftigung finden, für die sie 15—20 Kopeken pro Tag erhalten, um damit die Kosten ihres Unterhalts in der Anstalt zu decken. Endlich

16) Die Abteilung für auswärtige Hülfe; Austeilung von Geld, Kleidern ꝛc. In dieser Weise werden jährlich gegen 3000 Bedürftige unterstützt.

Vater Johannes ist nicht nur die Seele dieser großartigen Stiftung, sondern auch die Hauptquelle ihres materiellen Wohlstandes. Wie groß seine Beiträge sind, ersieht man aus den gedruckten, jährlichen Berichten der Anstalt. So betrug die Einnahme im Jahre 1890 im Ganzen 57,236 Rbl., die Spenden des kaiserlichen Hauses mit einbegriffen. Von diesem Gelde gehörten aber dem Vater Johannes, dessen Name unter den Vorstehern des Instituts auf sein ausdrückliches Verlangen nie erwähnt wird, nicht weniger als 43,963 Rbl.!

Dieses gänzliche Verzichten auf allen Besitz und diese Wohlthätigkeit entspringen nicht nur aus der natürlichen Güte und Mildherzigkeit des Priesters. Sie haben auch noch einen anderen, so zu sagen theoretischen Grund. Es ist einmal das Streben, die Gütergemeinschaft der ersten Christen wieder einzuführen, sodann die Erkenntnis, daß alle Menschen, als Kinder Gottes, ebenbürtig sind. Mit Vorliebe entwickelt Johannes diese Anschauungen in seinen Predigten.

„Die ersten Christen", sagte er einmal, „wußten nichts von Mein und Dein: sie waren Ein Körper und Eine Seele. Wie sollten sie also eine Trennung der Güter auch nur für möglich halten! Armut entschuldigt nie die Versäumnis der Wohlthätigkeits- und Barmherzigkeitspflichten. Kein Mensch ist so arm, daß er nicht seinem Nächsten helfen könnte. Denn Trost durch ein gutes, freundliches Wort und wahres Mitleid kann jeder dem Unglücklichen entgegenbringen. Ihr sollt aus freien Stücken und gerne helfen, in christlicher Liebe und mit Achtung vor dem Notleidenden, ohne einen Gedanken an Vergeltung im Diesseits oder Jenseits. Und da es besser ist, einem Unwürdigen Gutes erwiesen als einen wahrhaft Bedürftigen abgewiesen zu haben aus Furcht, dieser könnte ein Unwürdiger sein: so überlegt und zögert nicht, sondern helft, nach Christi Worten, allen, die euch anrufen, ohne auf Herkunft, Geschlecht und Glaubensbekenntnis zu sehen".

Johannes ist kein eigentlicher Redner; sein Vortrag ist nicht glänzend und soll sogar formell ziemlich mangelhaft sein. Aber er besitzt — was mehr heißen will — die Gabe, das Selbstdenken seiner Zuhörer anzuregen und in allgemein faßlicher Weise, oft durch Gleichnisse — wie Sokrates und Christus zu lehren pflegten —, selbst dem Ungebildeten religiöse und moralische Wahrheiten beizubringen. Auch ist der gute Priester immer bereit, in Privatgesprächen seine Predigten zu erläutern, und nicht selten opfert er mehrere Stunden, um die Fragen eines Wißbegierigen zu beantworten oder die Bedenken eines Zweifelnden zu heben.

Die Gabe des Vorherwissens und die magische Kraft des Gebetes besitzt er — die Glaubwürdigkeit unserer russischen Quelle vorausgesetzt — im hohen Grade. Nachstehendes spricht dafür:

Zwei junge Leute begeben sich nach Kronstadt, um mit Johannes etwas zu „schwatzen"; die versteckte Absicht war, ihn aufzuziehen.

— Ist Hochwürden zu Hause? — „Ja". — Empfängt er? — „Was ist euer Begehr?" — Wir suchen unser Seelenheil, geistige Speise, Belehrung. Hier unsere Karten.

Das Dienstmädchen entfernt sich, den Besuch zu melden, und die Spötter treten in das ärmliche Empfangszimmer ein. „Er wohnt nicht wie ein vornehmer Herr", bemerkt der eine, sich umschauend. — „Ja, das muß ich auch sagen. Und mit seinen Revenüen!" — „Geizig wird er sein".

In diesem Tone ging nun das Geschwätz weiter. Es vergeht eine gute Stunde. Die beiden Laffen werden ungeduldig. — „Er läßt uns antichambrieren, wie ein Minister. Sollte man nicht noch einmal anfragen?" Wo aber ist die Magd? Die zweite Stunde vergeht. Endlich zeigt sich das Dienstmädchen.

„Was ist denn mit Hochwürden, warum kommt er nicht heraus?" — Er ist beschäftigt. — „Hat er gesagt, wir sollten warten?" — Er hat nichts gesagt. — „Sie hat ihm aber doch unsere Karten gegeben?" — Gewiß. Er betrachtete sie und warf sie in den Papierkorb.

Die Freunde schauten sich an. „Gehe Sie noch einmal und sage, daß wir ja bald drei Stunden auf ihn warten. Wir müssen ihn notwendig sprechen". — Nach ein paar Minuten kehrt das Mädchen zurück mit einem Präsentierbrett, auf dem zwei mit Wasser gefüllte Gläser stehen; in jedem Glas ein Löffel. „Dies schickt Ihnen Hochwürden, meine Herren". — ?!? — „Sie sind ja des Schwätzens [1]) halber da. Schwatzt nun mit den Löffeln im Glase. Hochwürden aber haben keine Zeit zum Schwätzen und sind bereits in die Kirche gegangen." Still und beschämt entfernten sich die Jünglinge. Die Lust, mit Johannes zu „schwätzen" war ihnen vergangen. —

Ungleich merkwürdiger ist, was von den Heilungen erzählt wird, welche Johannes kraft seines Gebetes bewirkt.

Im Jahre 1880 lebte in Kronstadt eine angesehene Beamtenfamilie F. Die alte Mutter des Herrn F. war seit vier Jahren an der Wassersucht krank und bettlägerig. Die berühmtesten Aerzte Peterburgs, u. a. auch der im vorigen Jahre gestorbene Professor Bótkin, haben sie behandelt und endlich aufgegeben. Einstimmig erklärten sie, daß selbst dann, wenn die gewünschte Operation wider alles Erwarten glücken sollte, die Kranke höchstens noch sechs Tage leben könne. Als die Aerzte gegangen waren, verlangte die alte Frau allein zu bleiben. Sie betete und ließ dann Johannes zu sich rufen. — Er kam und brachte eine Stunde an ihrem Bette zu. Beim Fortgehen segnete er sie und sagte zum Herrn F.: „Ich bitte Sie, morgen mit Ihrer Mutter in die Kirche zum Gottesdienst zu kommen". — Wie! Meine Mutter verläßt ja seit vier Jahren das Bett nicht, und morgen soll ihr eine schwere Operation gemacht werden! — „Es ist gar keine Operation nötig", erwiderte Johannes, „und ich hoffe, daß es Ihrer Mutter nicht schwer fallen wird,

[1]) Hier ist im russischen Text ein unübersetzbares Wortspiel: schwätzen = umrühren (boltátj.)

morgen in die Kirche zu gehen". — Nein, Hochwürden, dies ist ein Ding der Unmöglichkeit! Die Aerzte untersagten ihr jede Bewegung, und wer weiß, ob sie bis morgen noch lebt. — „Erfüllen Sie ja meine Bitte", wiederholte Johannes.

F. kehrte zur Mutter zurück. Er fand sie ganz verändert: munter und strahlend vor Freude. „Mir ist so wohl", sprach sie, „als hätte ich die Operation bereits glücklich bestanden".

Die Familie ruhte in dieser Nacht nicht. Die Kranke aber erholte sich zusehends, und fühlte sich gegen Morgen so kräftig, daß sie das Bett verlassen und, unterstützt von den Ihrigen, durch alle Zimmer gehen konnte. Und als ein paar Stunden darauf die Kirchenglocken den Beginn des Gottesdienstes ankündeten, war sie so weit hergestellt, um ohne fremde Hülfe zur Messe zu gehen. Nach drei Tagen waren die letzten Spuren der Krankheit verschwunden und die von allen ärztlichen Autoritäten Aufgegebene lebt gesund noch jetzt.

Johannes besuchte in Petersburg oft die Familie S. In demselben Hause wohnten auch drei Studenten. Die jungen Leute machten sich nicht selten über die große Popularität des Priesters lustig, und beschlossen einmal, seine „übersinnlichen" Gaben irgendwie auf die Probe zu stellen, fest überzeugt, daß er sie nicht bestehen, und sich lächerlich machen würde. Eines Tages, als Johannes wieder zum Besuch bei S. war, kamen sie auf den Gedanken, folgende Komödie aufzuführen. Einer von ihnen legte sich ins Bett und spielte den schwer Kranken; der andere kniete weinend neben ihm und stellte den untröstlichen Bruder vor; der dritte ging in die Wohnung von S. und bat Johannes, den „Sterbenden" zu besuchen und für ihn zu beten.

„Ich versage keinem meine Hülfe und Fürbitte", erwiderte der Priester, „und werde bei euch vorsprechen. Doch wisset, daß ihr Gott versucht!" Der junge Mensch wurde verlegen, bestand jedoch auf seiner Bitte und behauptete, sein Freund liege im Sterben. — „Gut", sagte Johannes, „ich komme sogleich".

Es vergingen keine zehn Minuten, bis er bei den Studenten erschien. — „Wo ist euer Kranker?" fragte er trocken, das Wort „euer" besonders betonend. Man führte ihn in die Nebenstube: der „Kranke" stöhnte, sein „Bruder" schluchzte laut. Johannes bieb in der Mitte des Zimmers stehen; seine Blicke suchten ein Heiligenbild. Vergebens! Da beugte er, wo er stand, die Knie und rief: „Herr, gieb ihnen nach ihrem Glauben!" Nach diesen Worten erhob er sich rasch und verließ, ohne Abschied zu nehmen, die Wohnung.

Als die Thüre hinter ihm zu war, erscholl lautes Gelächter in der „Krankenstube".

„Nun steh' auf, er ist fort ..... Steh' doch auf, mach keine Possen, die Luft ist rein! ..." Aber es waren keine Possen mehr! Der junge Mensch lag regungslos; seine Glieder, seine Zunge waren vollständig gelähmt, und nur die Augen sprachen.

Entsetzen bemächtigte sich der Kameraden. Drei der besten Aerzte wurden sofort herbeigerufen; alle konstatierten einen schweren Schlaganfall, von dem, wenn überhaupt, man nur nach Jahren sich erholen könne. „Irgend ein großes Unglück muß Ihren Freund getroffen haben", bemerkten sie. „Sein ganzes Nervensystem ist völlig zerrüttet".

Die jungen Leute verschwiegen den Aerzten den wahren Sachverhalt, und reisten, der Verzweiflung nahe, mit dem ersten Zuge in aller Frühe nach Kronstadt zu Johannes. Erst am Abend, hieß es, würde er zu sprechen sein. Als sie aber zur genannten Stunde sich bei ihm meldeten, empfing er sie nicht und ließ nur sagen, daß er gar nichts für sie thun könne.

Die ganze Nacht hielten die Aermsten Wache vor seinem Hause, und als er endlich am Morgen heraustrat, warfen sie sich ihm zu Füßen und flehten reuevoll um Gnade. Johannes hob sie auf, hieß sie in die Kirche gehen und hielt ihnen dort eine lange Strafpredigt. Darauf betete er mit ihnen und entließ sie freundlich mit den Worten: „Gehet in Frieden und lobet den Herrn".

Am Abend desselben Tages kehrten sie nach Hause zurück; ihr Freund machte ihnen die Thüre auf. „Ich bin gesund", sprach er; „nur noch etwas schwach". Es stellte sich heraus, daß er von seinem Lager sich erhob zur selben Stunde, da Johannes mit den beiden anderen in der Kirche betete. —

Der letzte Fall, den wir noch anführen müssen, trug am meisten dazu bei, Johannes den Ruf eines Wunderthäters zu bringen.

Ein reicher Goldgrubenbesitzer in Jekaterinburg (am Ural) wurde bei der Besichtigung seiner Bergwerke verschüttet. Man zog ihn schwer verletzt und ohne ein Lebenszeichen heraus. Kein Arzt war zur Stelle. Der Aufseher des Schachtes telegraphierte sofort nach Kronstadt und ersuchte Johannes, für seinen Herrn zu beten. Endlich kam auch der Arzt. Er erklärte den Zustand für hoffnungslos; nur ein Wunder könne ihn retten. Es vergingen bange Stunden. Da, auf einmal, als man ihn schon tot glaubte, stellte sich beim Kranken der Atem wieder ein. Man sah nach der Uhr: ein Viertel vor 3, nach der Petersburger Zeit 2 Uhr 15 Min. Die Atemzüge wurden immer häufiger und ruhiger. Abends öffnete er die Augen, am nächsten Tage saß er schon im Bette. Die Genesung folgte bald. Die Rückantwort des Johannes lautete: „Um 2 Uhr 15 Min. habe ich für den Kranken gebetet".

Mögen auch alle diese merkwürdigen Begebenheiten keine „Wunder" sein: die Persönlichkeit des Kronstädter Priesters ist es jedenfalls.





Ein Gegner des Spiritismus.

Von

Carl du Prel,

Dr. phil.

Professor Dr. Ludwig Büchner, welcher den Spiritismus nur vom Hörensagen kennt, welcher niemals ein Medium gesehen und noch weniger mit einem solchen experimentiert hat, welcher auch die spiritistische Litteratur nicht kennt, kurz welcher ohne jede Erfahrung in diesem Gebiete ist, dabei aber — was geradezu einem Unfehlbarkeitsdünkel gleichkommt — den ungeheuerlichen Anspruch erhebt, über den Spiritismus richtiger urteilen zu können, als beispielsweise jüngst die Mailänder Gelehrten, die auf Grund sorgfältiger Experimente sich für den Spiritismus aussprachen: — Dieser Professor Büchner also hat im Februarheft Nr. 19 der Zeitschrift „Die Zukunft" meine kleine Schrift „Das Rätsel des Menschen" (Leipzig, Reclam 1892) einer Besprechung unterzogen, deren Form schon durch das vorangestellte Motto aus Shakespeare charakterisiert wird: „Da seht, welch' ein Hanswurst aus dem Verstande werden kann, wenn er auf verbotenen Wegen schleicht".

Unter diesen Umständen kann die Form einer Replik nur durch die Erwägung diktiert werden, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört. Aber auch der Inhalt der Replik muß sich nach dem des Angriffes richten. Professor Büchner — wie er denn überhaupt immer mehr Wasser in seine Tinte zu schütten scheint — hat meinen Anschauungen keine Argumente entgegengestellt, sondern nur die bekannten Aufklärungsphrasen, deren gänzliche Falschheit zu beweisen eben der Witz und historische Beruf des Spiritismus ist.

Unter diesen Umständen kann auch ich mir den Aufwand von Gedanken ersparen, ich brauche nicht nach Gegengründen zu suchen, und will statt dessen die verschiedenartigen Gründe anführen, die es mir unmöglich machen, mich auf eine wissenschaftliche Polemik mit Professor Büchner einzulassen:

1. Zunächst liegt die Unmöglichkeit einer Verständigung vor. Professor Büchner, dessen Verstand schon seit 50 Jahren auf dem verbotenen Wege des Materialismus schleicht, ist ein hartgesottener Materialist extremer Richtung. In seinen Schriften fällt zunächst die Unfähigkeit auf, gegnerische

Anschauungen objektiv zu prüfen, und er streckt seine geistigen Fühlhörner nie über die doch sehr engen Grenzen seines Systems hinaus. Wie sollte sich nun ein solcher Mann je mit mir verständigen können, der ich ein ziemlich extremer Vertreter der entgegengesetzten Richtung bin? Schon der Mangel an jeder philosophischen Tiefe stößt mich am Materialismus ab. Sein Haften an der sinnlich gegebenen Oberfläche der Erscheinungen macht ihn selbst so oberflächlich, daß ich in ihm wahrlich nur die Weltanschauung des geringsten Verstandsaufwandes sehen kann; und wäre er selbst eine Philosophie — was ich ihm bestreite — so wäre sie nach meiner Ansicht kaum für Bedientenstuben gut genug.

2. Unter diesen Umständen kann ich in Professor Büchner keinen Gegner sehen, welchen zu bekämpfen sich lohnen würde. Seine Berühmtheit verdankt er der Schrift „Kraft und Stoff". Mein eigenes Urteil über diese Schrift will ich, um gerecht zu sein, unterdrücken, und verweise den Leser auf das, welches Arthur Schopenhauer ausgesprochen hat, dessen derbste Stellen ich aber hier weglassen will. Für Schopenhauer liegt überhaupt eine Anmaßung darin, wenn ein bloßer Arzt als Philosoph auftritt; wenn man nur „sein Bischen Klystierspritzologie gelernt" habe, sei es eine Vermessenheit, an das Welträtsel heranzutreten. Büchner zeige es ja, wohin das führt. Seine Schrift „Kraft und Stoff" zählt Schopenhauer zu jenen Büchern, die „Kopf und Herz zugleich vergiften" und nennt sie ein „in jeder Hinsicht nichtswürdiges Buch". Er spricht die Hoffnung aus, daß dem Verfasser, damals Docent in Tübingen, das jus legendi entzogen werde und ist sehr befriedigt, als er in der Zeitung liest, es sei dies bereits eingeleitet. Als aber „Kraft und Stoff" nach 6 Monaten die 3. Auflage erlebte, fand Schopenhauer für das deutsche Lesepublikum einen seiner Kraftausdrücke, den er heute, nach der 16. Auflage jener Schrift, kaum abschwächen würde.[1])

3. Ich habe schon einmal die Erfahrung gemacht, daß es nicht angezeigt ist, mit Prof. Büchner sich auf eine wissenschaftliche Polemik einzulassen. Eine meiner Schriften nämlich, der „Kampf ums Dasein am Himmel", hatte vor seinen Augen Gnade gefunden. Er hat in „Kraft und Stoff" Citate daraus gebracht, sogar als Motto verwendet, weil er mich für einen Materialisten hielt und den Schein nicht durchschaute, der ihn zu diesem Irrtume veranlaßte: Was nämlich unsere Sinne von den Gestirnen uns offenbaren, ist sehr wenig: wir sehen leuchtende Punkte, die sich bewegen. Was sich also an ihnen erforschen läßt, fällt in die Physik und in die Mechanik. Mit anderen Worten: Innerhalb der Astronomie kann es zu einer Differenz zwischen Wissenschaft und Materialismus überhaupt nicht kommen.

Aber diese günstige Beurteilung meiner Schrift durch Professor Büchner durfte mich natürlich nicht abhalten, die Differenz unserer Anschauungen

---

[1]) Lindner und Frauenstädt: Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn. 652. 653. 669. —

auf anderen Punkten zu betonen. Das that ich gelegentlich in der „Gegenwart“ in einem Aufsatz „Materialismus und Mesmerismus“, worin ich ihm aus den Akten der Pariser Akademie nachwies, daß er in Sachen des Mesmerismus ganz unwissend sei. Auf diesen Nachweis ließ sich nichts erwidern; Professor Büchner replizierte daher in der Weise, daß er in einer Zeitschrift, die meines Erinnerns „Der Freidenker“ hieß — mein früher gelobtes Buch, das inzwischen in 3. Auflage den Titel „Entwiklungsgeschichte des Weltalls“ erhalten hatte, nunmehr schlecht machte. Eine Duplik von meiner Seite erfolgte natürlich nicht; sie wäre nicht mehr salonfähig ausgefallen.

4. Ich habe die Ueberzeugung, daß Prof. Büchner schon aus rein subjektiven Gründen dem Spiritismus immer feindlich gegenüberstehen wird; dieser ist nämlich für ihn mit einer peinlichen Erinnerung an eine sehr lächerliche Situation verknüpft. Es erschien nämlich einst ein Buch des Amerikaners Hudson Tuttle, „Geschichte und Gesetze des Schöpfungsvorganges“. Von Prof. Büchner und seinen Genossen wurde diese Schrift lebhaft begrüßt. Die deutsche Uebersetzung (Erlangen, Enke 1860) soll sogar von dem Materialisten Karl Vogt sein.[1] Als später Prof. Büchner nach Amerika reiste, um auch dort sein Licht leuchten zu lassen, fühlte er das Bedürfnis, Tuttle aufzusuchen, um ihm seine Hochachtung zu bezeugen, stand aber ganz begossen da, als Tuttle entgegnete, er sei ein ganz einfacher Farmer ohne höhere Schulbildung, und müsse die Komplimente ablehnen; er habe zwar das Buch geschrieben, aber — als Schreibmedium.[2] Es begreift sich psychologisch, daß man nach einem solchen Erlebnis dem Spiritismus nie mehr objektiv gegenüberstehen kann. Für den Unbeteiligten freilich liegt in der Thatsache, daß die zwei Hauptmaterialisten, Vogt und Büchner, ein psychographiertes Buch in Umlauf setzten, ein köstlicher Humor.

5. Der ganze Angriff Büchner's auf meine Schrift enthält nicht ein einziges Argument der Widerlegung, sondern nur unbewiesene Behauptungen, dreistes Absprechen und die aus den Tageszeitungen bekannten Aufklärungsphrasen. Der ganze Aufsatz in seiner witzelnden, geistreich sein sollenden Form enthält keinen Punkt, wo ich eine wissenschaftliche Entgegnung anknüpfen könnte. Ich erfahre nur Eines aus demselben, daß es nämlich im Kopfe des Autors total anders aussieht, als in dem meinigen; aber ganz und gar unentschieden bleibt es, wer von uns beiden sich zu dieser Differenz zu gratulieren hat, und gerade das wäre interessant zu wissen.

Wie aber läßt sich diese Frage entscheiden? Auf unsere eigene Meinung kommt es nicht an, also müssen wir unsere Zeitgenossen fragen. Nun kann es aber Herrn Prof. Büchner nicht entgangen sein, daß der Materialismus seinen Höhepunkt bereits überschritten hat. Unsere Gene-

[1]) Davis: Prinzipien der Natur. Vorrede 19.

[2]) Physische Studien 1874. S. 93. —

ration hat ihn satt bekommen; sie sieht immer mehr seine wissenschaftliche Unhaltbarkeit und seine moralische Schädlichkeit ein. Schopenhauer hat längst vorausgesagt, daß in der Verlängerungslinie des theoretischen Materialismus der praktische Bestialismus liegt. Der Materialismus, von dem übrigens die wirklich bedeutenden Naturforscher nie etwas wissen wollten, ist also im Niedergang begriffen. Zunächst ist er aus den gebildeten Volksschichten in die ungebildeten hinabgesickert, und dort kann er sich etwas länger halten, wie ich denn aus dem Munde eines Sozialisten es selbst gehört habe, daß „Kraft und Stoff" unter den Arbeitern das gelesenste Buch ist. Daß der Materialismus freilich auch aus diesen Schichten vertrieben wird, ist unvermeidlich, weil er den Thatsachen widerspricht. Sein Untergang ist also nur eine Frage der Zeit.

Andrerseits kann es Herrn Prof. Büchner auch nicht entgangen sein, daß dagegen die von mir vertretene Sache seit ein paar Jahrzehnten Millionen Anhänger gewonnen hat. Prof. Büchner sieht also dem Niedergang seiner Weltanschauung bei eigenen Lebzeiten zu, während die meinige sich immer weiter verbreitet und schon die Kreise der Professoren ergriffen hat, von denen noch alle bekehrt wurden, die den Spiritismus gründlich untersucht haben.

Prof. Büchner freilich steht noch unerschüttert auf seinem Standpunkt. Das beweist aber nichts für seine Sache. Wenn man sich weigert, mit Somnambulen und Medien zu experimentieren, ist es sehr leicht den Unerschütterlichen zu spielen. Er hat nichts gelesen und nichts gesehen, er hat nichts vergessen und nichts gelernt, d. h. also er spricht vom Spiritismus wie der Blinde von der Farbe, und auch das muß mich natürlich abhalten seinem Angriff irgend ein Gewicht beizulegen.

Ich bin schon allzulang geworden. Ich habe die Gründe angeführt, warum es mir nicht möglich ist, auf eine wissenschaftliche Diskussion mit Prof. Büchner mich einzulassen, und es ist wohl jeder einzelne dieser Gründe schon triftig genug. Vielleicht hat der Leser bereits in Gedanken zu mir gesagt, was jener Fürst, der sein Land bereiste, zu einem Bürgermeister. Dieser entschuldigte sich nämlich, er habe aus drei Gründen mit Böllern nicht schießen lassen können; erstens seien überhaupt keine Böller vorhanden —. „Das genügt schon" unterbrach ihn der Fürst, und verzichtete darauf, die weiteren Gründe zu hören.

Eines will ich dem Prof. Büchner zum Schlusse noch zugeben. Wenn man ohne jede Kenntnis der Sache, wie es bei ihm der Fall ist, meine Schrift „Rätsel des Menschen" in die Hand nimmt, so begreife ich, ja es ist unvermeidlich, daß solchen Lesern von alle dem so dumm wird, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopf herum. Aber auch das beweist nichts gegen meine Schrift, und schon Lichtenberg hat es gesagt: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, liegt dann die Schuld immer am Buche?"





Die Wissenschaft der Magier.

Von

Ludwig Deinhard.

❦

„Der Mensch ist der einzige Schöpfer und der einzige Richter seines Geschicks. Er kann frei und nach eigener Wahl handeln im Umkreis seines Verhängnisses, ebenso wie ein Reisender auf der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiff sich frei nach Belieben bewegen kann in seinem Coupé oder in seiner Kabine. So wenig wie der Zugführer oder der Schiffskapitain verantwortlich sind für das Treiben der Reisenden, die sie vorwärts führen, so wenig ist Gott mitschuldig an den Vergehen der Menschen".

So schreibt der Führer der gegenwärtigen okkultistischen Bewegung in Frankreich, der ungemein produktive Pariser Schriftsteller Dr. med. Gerard Encausse (Papus) in einer jüngst von ihm veröffentlichten Broschüre,[1]) die wir den Lesern der Sphinx und allen denkenden Köpfen in Deutschland überhaupt auf's wärmste empfehlen möchten.

Papus hat diese kurze Zusammenfassung der Lehren des Okkultismus nach Veröffentlichung seines großen Werkes: Traité méthodique de science occulte, — das kürzlich von Dr. v. Köber in dieser Zeitschrift besprochen wurde[2]) — geschrieben; gleichwohl bildet der Inhalt dieser jüngsten Papus'schen Publikation keineswegs nur eine eklektische Auswahl aus seinen früheren Arbeiten.

Der Stil dieses Papus'schen Büchelchens ist in seiner klaren Anschaulichkeit geradezu musterhaft. Um einen dunkeln Gegenstand klar zu machen, wählt Papus in äußerst geschickter Weise ein Gleichnis aus dem alltäglichen Leben. Man erinnere sich seiner, von Dr. v. Köber im Maiheft citierten, Darstellung von Geist, Seele und Körper und deren gegenseitigen Beziehungen durch Kutscher, Pferd und Wagen. Der Zweck dieses

[1]) Papus: La Science des Mages et ses applications theoriques et practiques, Petit résumé de l'Occultisme. Paris Librairie du Merveilleux 29 rue de Trevise. à 50 centimes.

[2]) Die Seelenlehre des Okkultimus, Mai und Juni-Heft 1892 der Sphinx XIII.

Gleichnisses ist die Bedeutung der Seele als den physischen Körper formender Plastiker oder Astralkörper klar zu machen. Nach der Lehre des Okkultismus aber besteht analog dem Astralkörper des Menschen eine astrale Welt (plan astral) in der Natur, diese aufgefaßt als Einzelwesen, und es ist absolut dringendes Erfordernis, sich die Bedeutung dieser Astral-Welt möglichst klar zu machen, für Jeden, der den Schlüssel sucht, den der Okkultismus zur Erklärung der dunkelsten Phänomene des Seelenlebens liefern möchte. Was also ist die Astralwelt?

Zur Beantwortung dieser Frage greift Papus zu folgendem Bild:

„Man denke sich, sagt er, einen Bildhauer, der die Idee gefaßt hat, eine Statuette zu machen. Was braucht er dazu, um diese Idee zu verwirklichen?

Stoff! Etwas Thon z. B. — Ist das Alles?

Ohne Zweifel ja, vorderhand. Angenommen nun aber, der unglückliche Künstler wäre einarmig oder gelähmt.

Was wird er nun zu Stande bringen?

Er wird dahin gelangen, daß die Vorstellung der Statuette in seinem Gehirn so hübsch ist, wie nur irgend möglich; andrerseits wird der Thon fix und fertig zur Darstellung jenes Kunstwerks daliegen; da aber die Vermittlerin, die Hand, weder dem Gehirn gehorcht, noch auf die Materie einwirken kann, so kommt auch Nichts zu Stande.

Damit also die Idee des Künstlers sich in dem Stoff manifestiere, ist die Existenz eines Vermittlers zwischen der Idee und dem Stoff nötig. Nehmen wir nun an, der Stoff wäre durch die Arbeit bewältigt, hätte sich den Eindrücken der knetenden Hand gefügt und die Arbeit wäre fertig.

Was ist in Summa diese Statuette?

Ein physisches Bild der Idee, welche der Künstler in seinem Gehirn hat. Die Hand hat in gewissem Sinne die Rolle einer Form gespielt, in der der Stoff modelliert wurde, und das ist so wahr, daß, wenn durch einen Unfall die Thon-Statuette in Stücke ginge, der Künstler die ursprüngliche Idee immer in seinem Gehirn wiedervorfände, und eine neue, jener Idee mehr oder weniger entsprechende Statuette herstellen könnte. Es existirt aber noch ein Mittel, um dem Verlust der Statuette sofort nach ihrer Fertigstellung definitiv vorzubeugen. Durch Herstellung einer Gußform erhält man bekanntlich ein Negativ dermaßen, daß das aus dieser Form hervorgehende Bild immer die ursprüngliche Gestalt besitzt, ohne daß der Künstler etwas dazu thut. Es genügt demnach, wenn nur ein einziges Negativ der ursprünglichen Idee existiert, um aus der Verbindung desselben mit dem Stoff eine ganze Zahl von unter einander identischen positiven Bildern dieser Idee hervorgehen zu lassen.

Jede organische oder unorganische Form, welche sich unsern Sinnen darbietet, ist eine solche Statuette eines großen Künstlers, welcher Schöpfer genannt wird, oder vielmehr einer höheren Welt, welche wir die Welt der Schöpfung (plan de création) nennen.

In dieser Welt der uranfänglichen Schöpfung aber giebt es nur Ideen, Prinzipien, ebenso, wie im Gehirn des Künstlers.

Zwischen dieser höheren und unserer sichtbaren physischen Welt existiert nun ein Zwischengebiet, das die Aufgabe hat, die Eindrücke jener höheren Welt in sich aufzunehmen und sie durch ihre Wirkung auf die Materie zu verwirklichen, geradeso wie die Hand des Künstlers die Eindrücke des Gehirns auf die Materie übertragen soll. Dieses Zwischengebiet zwischen dem Prinzip der Dinge und den Dingen selbst ist das, was man im Okkultismus die astrale Welt (plan astral) nennt.

Man stelle sich aber ja nicht diese astrale Welt als eine metaphysische Region vor, die nur durch Schlußfolgerungen zu erreichen ist. Wir können nicht oft genug wiederholen, daß in der Natur Alles genau so ineinander paßt, wie im Menschen, und daß

jeder Grashalm seine astrale und seine göttliche Welt mit sich trägt. Die Notwendigkeit der Analyse nötigt uns nur, Dinge zu trennen, welche vollständig miteinander verbunden sind.

Jedes Ding wird demnach zuvor in der göttlichen Welt im Prinzip geschaffen, d. h. der Fähigkeit nach zu sein, analog der Idee beim Menschen.

Dieses Prinzip gelangt dann in die astrale Welt und stellt sich dort „als Negativ" dar. Das heißt, Alles, was im Prinzip hell war, wird dunkel, und umgekehrt was dort dunkel war, wird hier hell; das, was sich nun darstellt, ist aber genau genommen nicht das Bild des Prinzips, sondern der Abguß dieses Bildes. Ist einmal dieser Abguß erreicht, so ist auch die Schöpfung „im Astralen" beendigt.

Dann erst beginnt die Schöpfung im physischen Boden der sichtbaren Welt. Die astrale Form wirkt auf die Materie, und läßt die physische Form erstehen, wie oben jene Statuetten aus ihrer Form hervorgehen. Und ebenso wenig, wie die Form das Bild ändern kann, welches sie reproduziert, kann das Astrale die Typen ändern, die es erstehen läßt. Um deren Gestalt zu ändern, müßte man eine neue Form schaffen, was Gott unmittelbar und der Mensch mittelbar vermag."

Um also dieses so dunkle Gebiet, das sich namentlich auch im Deutschen, wo eigentlich die entsprechenden Worte und Begriffe bis jetzt fehlen, so sehr schwer klar machen läßt, begreiflich zu machen, erinnert Papus an die verschiedenen Operationen des Photographen, welche zusammen eine sehr deutliche Vorstellung von der Schöpfung in den drei Welten geben.

Wir müssen den Leser, welcher in die Gedankenwelt des Okkultismus tiefer eindringen will, auf die Papus'sche Broschüre bezüglich des Näheren verweisen, wollen ihn hier aber doch noch mit der dort gegebenen Darstellung der Wiederverkörperungslehre bekannt machen, indem wir auch hier Papus selbst zum Worte kommen lassen, überzeugt, das die knappe, gedrungene Ausdrucksweise desselben den Leser ebenso sympathisch berührt, wie den Referenten:

Der unsterbliche Geist des Menschen büßt in jeder Existenz die Fehler, welche er in einer früheren begangen hat.

Während des Erdenlebens erzeugen wir unser zukünftiges Geschick.

Beim Tode des materiellen Körpers geht der Geist aus einem niederen in einen höheren Zustand über: er evolviert. Im Gegensatz hierzu geht der Geist bei der Geburt in einen neuen Körper in einen niederen Zustand über: er involviert.

Während dieser Reihe von Evolutionen und Involutionen nun verfolgt das physische, astrale und psychische Universum seinen Lauf vorwärts in Zeit und Raum derart, daß dieses Aufeinanderfolgen von Auf- und Absteigen, das der Geist durchmacht, nur für diesen bemerkbar und ohne Rückwirkung auf den allgemeinen Fortschritt des Universums bleiben.

Dieses zeigt uns das Beispiel des Dampfers (Universum), welcher seine Route fortsetzt, ohne Notiz zu nehmen von dem Auf- und Absteigen der Passagiere nach der Brücke hinauf und nach den verschiedenen Abteilungen von Kabinen hinunter, die in dem Schiffe eingerichtet sind. Die Freiheit der Passagiere ist eine vollkommene, obgleich natürlich dem Vorwärtsgang des Steamers unterworfen.

Während einer Reihe von Evolutionen (Tod) und Involutionen (Geburt), welchen der unsterbliche Geist unterliegt, durchschreitet das Menschenwesen verschiedene soziale Klassen, je nach seinem Verhalten in früheren Existenzen.

Zwischen den einzelnen Wiederverkörperungen genießt der unsterbliche Geist denjenigen Grad von Glückseligkeit, welcher dem Ideal entspricht, das er sich während seiner Verkörperung geschaffen hat. Ein Reicher, der von seinem Reichtum einen schlechten Gebrauch gemacht, ein Mächtiger, welcher seine Gewalt mißbrauchte, rein-

karnieren sich in dem Körper eines Menschen, welcher beinahe während seines ganzen Lebens mit widerlichem Geschick zu kämpfen hat.

Dieses Mißgeschick kommt also nicht von Gott, es kommt vielmehr von dem Gebrauch, den der unsterbliche Geist von seinem Willen in den vorhergegangenen Existenzen gemacht hat. Während dieser Inkarnation aber wird der Geist im Stande sein, durch Geduld in seinen Prüfungen und durch Ausdauer im Kampfe die verlorene Position, zum Teil wenigstens, wiederzugewinnen.

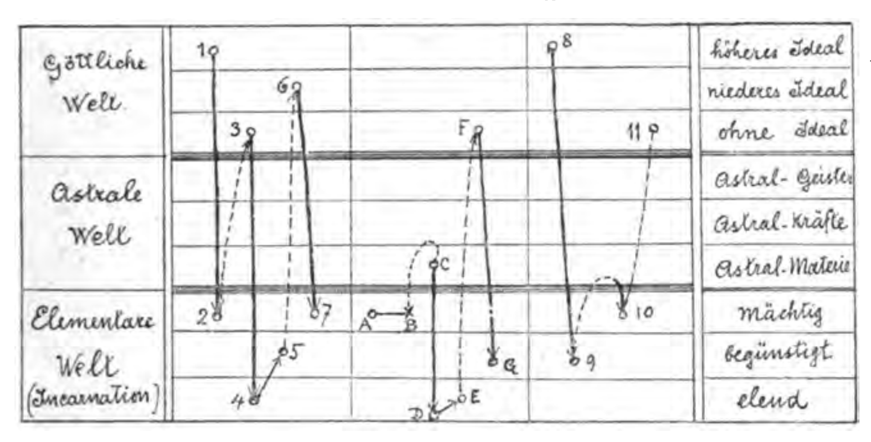
Der Fortschritt besteht demnach für das Allgemeine, und in Folge dessen auch mittelbar für jedes Sonder-Wesen. Unmittelbar aber ist jedes Wesen fähig zum Auf- oder Niedersteigen in seiner sozialen Stufe, sei dies nun während seines Lebens, oder nach seiner Wiederverkörperung. Diese Aufstellungen erläutern die beifolgende Figur:

1. Der Geist in der göttlichen Welt (Zustand der Glückseligkeit).

1. zu 2. Involution des Geistes zur Verkörperung.

2. Inkarnation in dem Körper eines reichen und mächtigen Mannes. Das von diesem Manne während seines Lebens erzeugte Geschick sei nun ein verhängnisvolles.

Drei Wiederverkörperungs-Reihen.



Wechselnde Entwicklung. Selbstmord. Tod im Kindesalter.

3. Evolution des Geistes nach der göttlichen Welt hin. Verwirklichung des niederen, während des Lebens vorgeschwebten Ideals.

4. Wiederverkörperung des Geistes in dem Körper eines von Mißgeschick (als Folge seines Vorlebens) verfolgten Menschen.

4. zu 5. Während seiner Inkarnation gewinnt der Geist wieder eine höhere Stufe, als diejenige, welche er in dieser Verkörperung anfangs einnahm.

6. Evolution nach der göttlichen Welt hin. Verwirklichung des während dieser Leidenszeit verfolgten Ideals.

7. Wiederverkörperung in einer höheren sozialen Umgebung.

A. Ein der höchsten sozialen Klasse angehörender Mensch begeht Selbstmord.

B. zu C. Sein Geist evolviert nur in die astrale Welt, und wird dort von Elementar-Geistern verfolgt.

D. Beinahe unmittelbar darauffolgende Wiederverkörperung in der tiefsten sozialen Klasse — oft in einem schwächlichen oder mißgestalteten Körper.

E. Während des Lebens verhältnismäßige Weiter-Entwickelung. Resignation im Leiden.

F. Evolution des Geistes nach der göttlichen Welt hin.

G. Reinkarnation in einer ziemlich hochstehenden sozialen Klasse.

8. Ausgang eines Geistes zur Verkörperung.

9. Inkarnation. Der Körper ermöglicht es dem Geiste nicht, seine Laufbahn zu beginnen. Das Kind stirbt in seiner ersten Jugend.

10. Unmittelbar darauffolgende Reïnkarnation nach kurzem Durchgang durch die astrale Welt. Eine hochstehende soziale Klasse entschädigt den Geist für seine früher erduldeten Leiden.

11. Evolution zur göttlichen Welt."

Das ist klar und deutlich genug, um von Jedermann verstanden zu werden. Die Papus'sche Broschüre ist eine Verteidigungs-Schrift gegenüber den vielfachen Angriffen, die gegen Okkultismus und Theosophie fortwährend geschleudert werden und welche durchweg auf einer ungenügenden Kenntnis desselben beruhen. Deshalb der allgemein verständliche Ton derselben. Mancher Leser wird schließlich mit Befriedigung auch die zahlreichen Citate aus den Schriften vor- und nachchristlicher, berühmter Okkultisten, darin gewahr werden, welche als Fußnoten die im Text aufgestellten Lehren in ihrer oft etwas dunklen Ausdrucksweise bestätigen. Hoffentlich findet „La Science des Mages“ auch in Deutschland die zahlreichen Leser, welche dem Verdienst dieser Schrift entsprechen.



Hebe dich weg von mir, Satan!

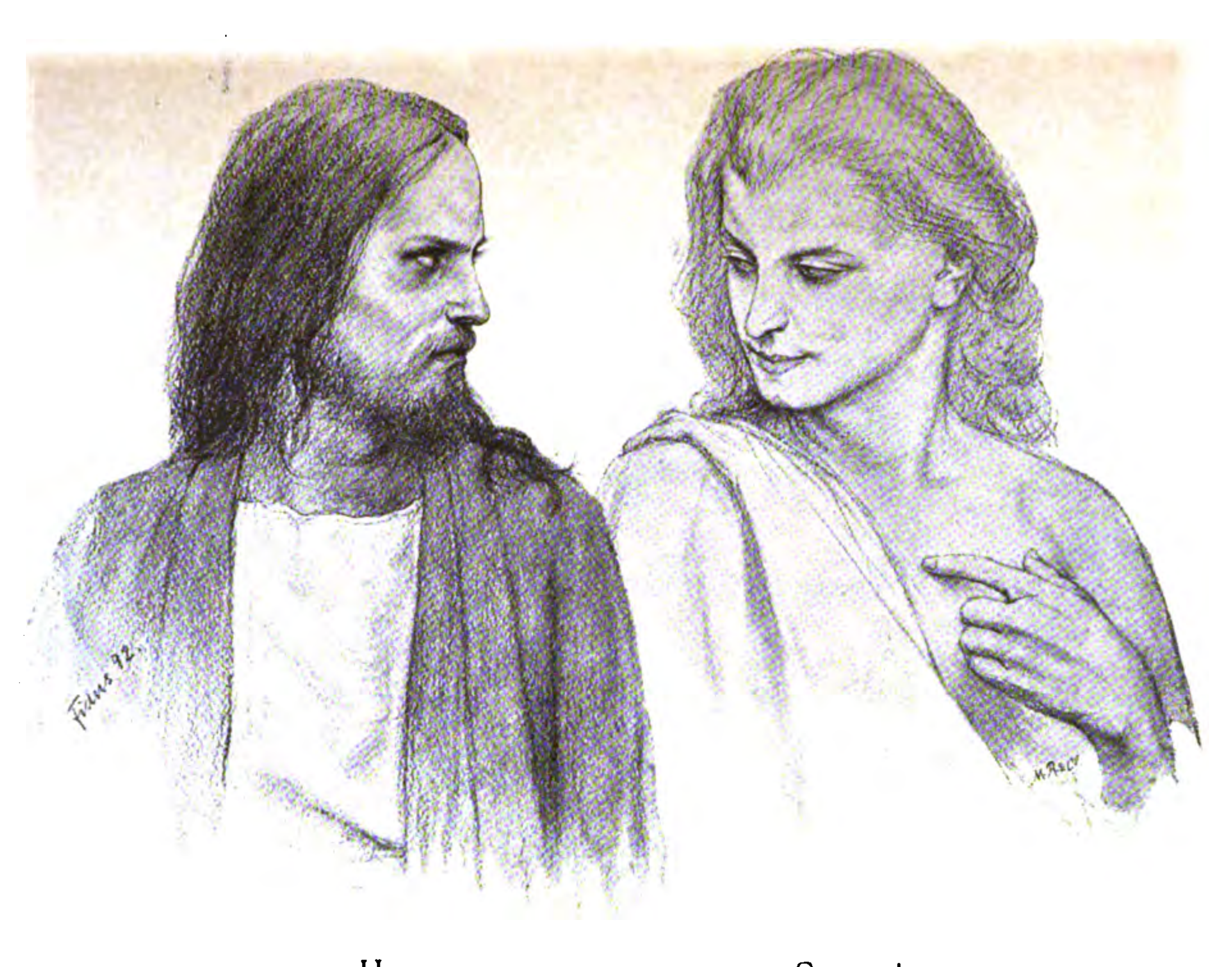
Hebe dich weg, du Gebieter der Lüfte!
Schmeicheln umgleißt deinen weichlichen Mund;
lächelnde Tücke umspielt deine Lider,
lüsterne Schwäche durchpulst deine Glieder
sinke zurück in den modernden Grund! —

Mein ist der Schöpfung tief innerstes Wesen!
mein durch die Liebe, die alles umfaßt! —
Laß mich nur wandern mit blutenden Füßen,
geh ich doch leuchtende Ziele zu grüßen,
die deiner Ohnmacht so bitter verhaßt. —

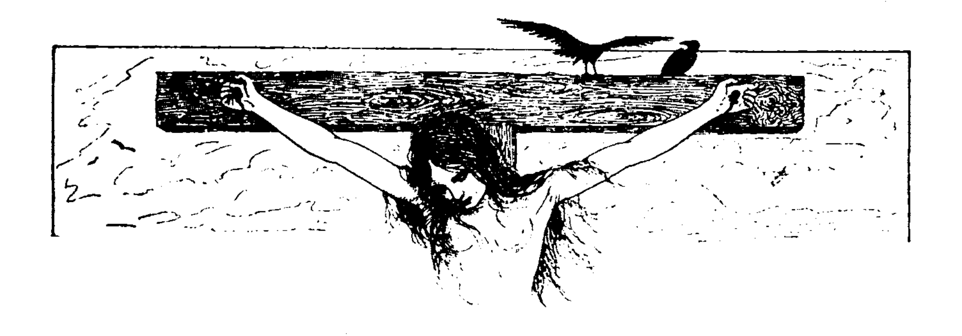
Elender Schwächling, zurück in das Nichts!!
Stürze hinab vor den Flammen des Lichts!!

H. v. M.





Hebe dich weg von mir, Satan!



Anna Henle.

Ein Erlebnis,

mitgeteilt von

Hübbe-Schleiden.

Obwohl ich seit mehr als einem Viertel Jahrhundert an übersinnliche Vorgänge gwöhnt bin, wo immer in der weiten Welt ich mich aufgehalten habe, und meist ohne daß ich mich darum bemühte, habe ich doch in den Herbstmonaten des vergangenen Jahres intensivere Erscheinungen dieser Art, denn jemals, zu beobachten Gelegenheit gehabt. Darunter rechne ich eine besonders erfolgreiche Materialisations-Sitzung und auch die allen Zweifel ausschließende Beobachtung des Fakirs Soliman ben Aïssa; aber noch manches andere gesellte sich dazu.

Im Mittelpunkte meiner Erinnerung an diese ganze für mich viel bewegte Zeit, in die zugleich die Uebersiedlung meiner Redaktion von Neuhausen bei München nach Steglitz bei Berlin fiel, steht mir mein Besuch am 25. und 26. November bei der stigmatisierten Anna Henle zu Aichstetten in Württemberg, unweit der bayrischen Stadt Memmingen im Allgäu, an der Eisenbahn von da nach Leutkirch.

Schon seit 7 Jahren hatte ich von diesem merkwürdigen Kinde gehört, war auch vor Jahren schon einmal vergeblich unterwegs, um sie ausfindig zu machen. Jetzt aber hatte ich langer Hand Alles sicher vorbereitet mit Hülfe eines Freundes in Kempten, und so war es mir geglückt, vorher die Zusage zu erhalten, daß ich Anna werde ungestört sehen, sprechen und auch in wachem Bewußtseinszustande werde ausfragen können. Meine Absicht dabei war weniger, religiös-ästhetische Eindrücke in mich aufzunehmen, als mich davon selbst zu überzeugen, ob die Stigmatisation der Anna wirklich echt und bis zu welchem Höhengrade sie entwickelt sei, ferner wie hoch sie in der geistig-mystischen Entwicklung fortgeschritten sei und wieviel von den fast unglaublich klingenden Wundererzählungen wohl echt und wieviel gerüchtsweise übertrieben worden sein mochte.

Ueber mein Erwarten hinaus fand ich nicht nur Alles echt, ja sah noch mehr Echtes, als ich schon erzählen gehört hatte, sondern ich erhielt auch einige ästhetisch erhebende Eindrücke mystischer Art, wie sie mir von außen selten nur zu Teil geworden sind.

Anna Henle ist ein Mädchen von jetzt 21 Jahren; sie wurde am 18. November 1871 geboren in demselben Aichstetten, wo sie noch jetzt in dem Hause ihrer Eltern lebt. Ihr Vater ist Bäcker und Tagelöhner, und er sowie ihre Mutter sind biedere, einfache Leute. Als Kind schon war Anna anders als Kinder gewöhnlich sind, sie war milder, besser geartet und im mystischen Sinne geistiger veranlagt; es umwebte sie ein Geist reiner Liebe. Dennoch kam es ihr und ihren Angehörigen vollkommen überraschend, als sie zuerst in ihrem 13. Lebensjahre plötzlich in Ekstase geriet, und drei Stunden lang in einer Weise redete, wie sie es in der aichstetter Dorfschule sicherlich nicht gelernt haben konnte. Erst durch das lateinische Zureden des Pfarrers wurde sie wieder ins äußere Bewußtsein zurückgerufen und erklärte dann, ein Engel habe sie geholt, sie sei im Paradiese gewesen und Christus habe mit ihr und durch sie gesprochen. —

Schon damals soll ihr und durch sie verkündet worden sein, daß sie nach 3 Jahren werde stigmatisiert werden; und daß sie wirklich die Wundmale an sich trage, hörte ich thatsächlich schon im Jahre 1887. Jetzt ist dieses Stigma bei ihr vollkommen entwickelt, wie es schwerlich auch bei Andern jemals stärker ausgeprägt gewesen sein wird. Und hierzu sei gleich vorweg noch darauf hingewiesen, daß die Stigmatisation, welche den unkundigen Schulgelehrten bisher noch ein unglaubbares Rätsel war, dies jetzt nicht mehr ist, seitdem Professor von Krafft-Ebing und Andere sie künstlich bei hochgradig Hypnotisierten nachgemacht haben. Die Technik ist in beiden Fällen ganz dieselbe. Ekstase und Hypnose sind zwei verschiedene Worte für denselben Zustand; und die wirkende Ursache der Stigmatisation ist in beiden Fällen eine starke Suggestion, bei der Hypnose die des operierenden Professors, in der Ekstase die aus einer andern Quelle stammende. — In der Ekstase (d. i. im Zustande des übersinnlichen Bewußtseins) befindet sich die Anna Henle jetzt thatsächlich fast den ganzen Tag von morgens etwa 8 Uhr an gewöhnlich bis spät am Nachmittage, am Freitage aber und an Festtagen, wenn sie in höhere Ekstase eintritt, bis spät abends, oft bis 10 oder 11 Uhr nachts.

Ich fand sie ganz allein in einem kleinen Eckzimmer im ersten Stocke ihres elterlichen Hauses im Bette liegend, als ich dort mit meinem Kemptener Freunde und der Mutter Henle eintrat. Es war am Freitage, und an diesem Tage jeder Woche macht sie übersinnlich das ganze Leiden Jesu durch, so wie es in den Evangelien beschrieben ist. Es war zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags. Von 12 Uhr an erleidet sie an jedem solchen Tage — wie mein Freund nach eigener Anschauung mir berichtete — bis 3 Uhr die Todesqualen einer Kreuzigung. In diesen fanden wir sie; und wenn auch ihr Leiden nur ein innersinnliches war und wir die Ursache davon nicht wahrnehmen konnten, so war es doch äußerst peinlich anzusehen und wirkte durchaus nicht schön oder erhebend. An ihren Geberden, sowie an den Kreuzes-Worten Jesu, die sie aussprach, konnte man genau verfolgen, was in ihrer Seele vorging.

Erst als sie um 3 Uhr das: „Es ist vollbracht!“ gesagt und zur Ruhe gekommen war, bemerkte ich, wie schön und regelmäßig ihre vollen edlen Züge sind; besonders ihr Profil ist ungewöhnlich schön, ihr Haar und ihre Augen dunkelbraun; ihre Gesichtsfarbe so zart und durchscheinend und ebenso wie auch ihr Blick dem ähnlich, wie Gabriel Max es oft gemalt hat.

Von dem, was nun am hellen Tage und noch überdies mit Hinzunahme einer hellen Lampe zur genaueren Untersuchung in nächster Nähe vor meinen Augen und unter meinen Händen an „Wundern“ vorging, will ich hier nur einen kleinen Teil berichten, denn schon dieses wird wohl mit nur wenigen Ausnahmen unsern Lesern sehr schwer glaublich sein. Vor allem aber will ich allgemein bemerken, daß mein Urteil über die Vorgänge vielmehr durch die Geistesatmosphäre, die ich fühlte, als durch das, was meine Sinne wahrnahmen, bestimmt wird.

Die kurze Zeit ihrer Ruhe (wie tot am Kreuze hangend) benutzte ich, um mir von der Mutter die stigmatisierten Wundmale zunächst an den Füßen Annas zeigen zu lassen. Die Füße wie auch die Hände waren mit schmal zusammengelegten Tüchern oder Leinwandstreifen kreuzweise verbunden. Die Wundmale an den Füßen waren nur an deren Oberseite, nicht unter den Sohlen, während bei den Händen nur die Innenseite stigmatisiert war. Aus den Wunden war etwas wässrige Flüssigkeit und wenig frisches Blut geflossen. Meiner Ansicht nach hätten die Wunden, wenn sie künstlich gemacht und Jahrelang offengehalten worden wären, längst in Eiterung übergehen müssen.

Bald folgte die „Abnahme vom Kreuze“. Während Anna völlig ruhig, wie steif, fast kataleptisch dalag, hörte man plötzlich im Zimmer, scheinbar an der Bettstelle, ein dreimaliges lautes Klopfen, wie wenn Jemand mit aller Kraft mit einem schweren Hammer einen eisernen Nagel aus einem Holzbalken heraustreibt. Danach bewegte sich der Körper der Ekstatischen wieder ein wenig; und nach wieder einer Weile rollte ihr Körper hin und her von einer Seite auf die andere, wie wenn er von anderen Menschen (die man nicht sehen konnte) in ein langes Tuch (wie ein orientalisches Leichentuch) eingewickelt werde.

Einige weitere Einzelheiten übergehe ich. Vor allem interessant aber war die bald darauf (um 4 Uhr) folgende Kommunion, ihr übersinnliches Empfangen des Abendmahls-Sakramentes.

Vorbereitet auf das, was geschehen sollte, hatte ich mich anfangs als Anna im Zustande der „Todesqualen“ wiederholt und lange ihren Mund weit geöffnet hielt, mit Hülfe einer Lampe davon überzeugt, daß ihr Mund völlig leer war, über sowie unter ihrer Zunge. Seitdem ließ ich sie nicht aus den Augen. — Während sie nun in Verzückung ihren Mund öffnete, erschien plötzlich auf der Zunge eine weißliche Masse, die wie eine große Oblate (Hostie von etwa 4 cm Durchmesser) aussah und auch die übliche Pressung mit I. H. S. zu haben schien. Dieselbe krümmte sich bald, wohl unter dem Einflusse des Speichels, und rollte sich wie zu einem

Klumpen zusammen. Nachdem Anna nun im Genusse dieser Gabe, in der Verzückung meist den Mund öffnend oder offen haltend, etwa 5 bis 10 Minuten verharrt hatte, verwandelte sich die Oblatenmasse vor meinen Augen in eine blutende Fleischmasse, aus der das Blut in solcher Menge floß, daß es der Anna teilweise zum Munde herausströmte und mit Watte durch die Mutter von ihrem Kinne und Unterlippe aufgetrocknet werden mußte. Das Entzücken der Ekstatischen ward nicht unterbrochen, nur gesteigert und fand seinen Höhepunkt, als wieder nach Verlauf von 5 oder 10 Minuten sie die Fleischmasse mit sichtlicher Anstrengung ohne Kauen hinunterschluckte:

Sogenannte „physikalische Vorgänge“ der verschiedenen Art, jedoch sämtlich nur mit Bezug auf kirchlich-religiöse Vorstellungen, zeigten sich in großer Anzahl für die Sinne des Gesichtes, des Gehöres und des Tastgefühles. Von Allem aber will ich hier nur Eines noch erwähnen. Eine Hauptrolle dabei spielt ein aus dem Uebersinnlichen (Zöllner würde sagen: aus der vierten Dimesion) auftretendes Wasser oder wasserhelle Flüssigkeit, die oft in großen Massen erscheint und von der Anna „Gnadenwasser“ genannt wird.

Eine kurze Zeit nach ihrem Empfangen des Abendmahles richtete sich Anna halb im Bette auf und sagte, daß ihr Jesus den Kelch darreiche und daß sie mit den Fingerspitzen hineinreichen dürfe. Indem sie nun diese Geberde machte, fing es plötzlich an, von ihren Fingern zu träufeln, so daß ich schnell meine Hand unter dieselben hielt und diese Flüssigkeit auffing. Dabei überzeugte ich mich davon, daß dies nicht etwa Schweißtropfen waren, und dies war auch ohnehin ganz ausgeschlossen, weil ihre stigmatisierten Hände bis auf die Fingerspitzen fest mit Leintuch umwickelt waren, so daß dieses jede Schweißabsonderung der Hände würde aufgehoben haben; aber überdies sondert kein Mensch jemals von seinen Händen soviel Schweiß ab.

Schon am selben Abend etwas später hatte ich Gelegenheit, die Anna im halbwachen Bewußtsein über ihre Erlebnisse und Zustände befragen zu können. Dies setzte ich am Sonnabend Morgen eine Stunde lang, ehe sie wieder ins übersinnliche Bewußtsein überging, zu meiner völligen Befriedigung fort. Das, was der Inhalt dieser unserer Gespräche war, hat für die Leser wohl kaum Wert. Was man in solchem Falle fragt und redet, richtet sich stets nach dem eigenen Interesse und Verständnisse, und dies ist immer sehr verschieden und sehr subjektiv. Die objektive Darstellung aber der subjektiven Visionen und Vorstellungen der Anna weicht kaum wesentlich ab von dem, was von der Katharina Emmerich, Maria von Mörl, Louise Lateau und andern Ekstatischen dieses Jahrhunderts bekannt ist.

Nur eine Aeußerlichkeit sei hier beiläufig erwähnt. Das Mädchen führt nicht nur eine so schöne, fließende, gewählte und einfache Redeweise, sondern spricht auch ein so reines, fast ganz dialektfreies Deutsch, wie mir dies beides selten begegnet ist und wie es sonst jedenfalls in Aichstetten von Niemandem geredet wird.

Als ich an sie im wachen Zustande die Bitte stellte, ihre stigmatisierten

Hände sehen zu dürfen, verweigerte sie dies mit dem Hinweise darauf, daß sie freilich nicht darüber verfügen könne, was mir etwa gestattet werden würde, wenn sie im übersinnlichen Bewußtsein sein werde. Als dieser Zustand bald darauf wieder eintrat, ward mir dies bewilligt. Die Stigmatisation war in den Handflächen ebenso zweifellos echt wie an den Füßen; die Wundmale selbst sind erbsengroß und einige Millimeter tief; es zeigte sich einiges Blut um die Wunden, was wohl am Tage vorher ausgeflossen sein mochte.

Zwei Gedanken waren es, die mich hinsichtlich dieses Mädchens vornehmlich beschäftigten, der Grund ihrer Berufung und dann Zweck und Ende ihrer Entwickelung.

Wie mit anderen Gedanken, so war es mit diesen nicht nötig, sie ihr gegenüber auszusprechen; und es scheint mir fraglich, ob sie ihre Zurückhaltung würde haben soweit überwinden können, als direkte Antwort auf ausgesprochene Fragen zu erwidern, was sie ungefragt, wie für sich betend, äußerte.

Das Geheimnis dessen, was sie mehr als andere zu dieser inneren Versenkung befähigt, ist die ihr angeborene Innigkeit und Hingabe an die Vorstellungen des Göttlichen, dazu aber, und mehr wohl noch als dieses, vollkommene Reinheit und Keuschheit im Handeln, Reden und Denken.

Was aber den Zweck solches unzweifelhaften Leidens anbetrifft, so habe ich schon sonst geäußert, daß ich den Gedanken eines stellvertretenden Leidens für vollkommen richtig halte in dem Sinne, daß auch jedes Volk und jede Rasse als ein solidarisches Ganze durch Leiden geläutert wird, und daß dabei freiwillig Einer aus Liebe zu den Andern mehr als diese von dem Gesamtleiden auf sich nehmen kann. Wird freilich doch selbst durch solche handgreifliche Bethätigung der Seelenkraft unter der Macht des Geistes über den materiellen Körper und seine ganze Umgebung jetzt die große Masse der lebenden Kulturmenschen vom Materialismus nicht bekehrt, so wirkt ein solcher Fall doch immer sehr weithin in den dazu einigermaßen vorbereiten Kreisen.

Ich weiß aber nicht zu sagen, daß ich jemals eine so vergeistigte Menschengestalt gesehen hätte, wie die Anna Henle; und dennoch habe ich den Eindruck gewonnen, daß ihre Entwickelung noch lange nicht auf ihrer Höhe angelangt ist, und ich halte keineswegs die Erfüllung der Weissagungen für unmöglich, die ihr und durch sie gegeben worden sind, wonach ihr vorbehalten sein soll, noch ganz Außerordentliches zu wirken und ein durchaus ungewöhnliches Ende ihres Erdendaseins zu finden. Werden wir an der Wende zum nächsten Jahrhundert stark bewegte Zeiten durchmachen, so wird danach auch eine Zeit für Viele kommen, in der sie für die Einwirkung solcher Beweise der übersinnlichen Kräfte der Geisteswelt empfänglicher sein werden, als die Schulweisheit der Alltäglichkeit es sich jetzt träumen läßt.





Der Stern der Sintflut.

Von

Arthur Stentzel.

Seitdem die Naturwissenschaft jene Rätsel gelöst, welche den Alten Himmel und Erde boten, seitdem das Teleskop und Spektroskop in die Wunder des Alls eingedrungen, seitdem das Mikroskop die Welt im Kleinen erschlossen, ist das allgemeine Wissen ungeheuer erweitert worden, und seitdem kundige Männer die Ruinen von Assyrien und Aegypten durchforscht haben, steht auch das graue Altertum klarer vor unseren Blicken. Dessenungeachtet blieb das größte Ereignis der Urzeit, die Sintflut, bis heute in fast undurchdringliches Dunkel gehüllt. Noch immer wird z. B. geglaubt und gelehrt, daß die Sintflut nichts anderes sei als das Diluvium, jene Erdbildungsperiode, welche der gegenwärtigen, dem Alluvium, voranging, und demgemäß Jahrhunderttausende (man berechnet das Diluvium zu 200 000 Jahren) angedauert haben müßte, obwohl fast alle Berichte über jene große Katastrophe der Urzeit dieser Annahme direkt widersprechen und darin übereinstimmen, daß die Sintflut nur einige Wochen gewütet habe. Es ist die Erklärung der Sintflut durch das Diluvium ebenso absurd, wie die Verquickung der Schöpfungs-Tage mit geologischen Weltaltern, was Professor Specht ganz richtig „jämmerliche theologische Taschenspielerkunststückchen" nennt.[1])

Daß es einst eine Sintflut (der Name kommt von althochdeutsch sintfluot, d. i. „große Flut") gegeben hat, steht fest; sie war die notwendige Folge Jahrtausende langer Einwirkungen von außen (durch Sonne und Mond) auf die beweglichen Bestandteile (Luft, Wasser und feuerflüssiges Erdinnere) unseres Planeten. Daß ferner diese Flut, welche laut den zahlreichen Traditionen mit großer Heftigkeit (biblisch: meod meod) auftrat und ausgedehnte Ländergebiete überflutete, auch fast die

---

[1]) Ungleich bedeutsamer als von allen europäischen Gelehrten und zugleich in ganz verwandtem Sinne wie von Arthur Stentzel ist dieser Gegenstand behandelt worden von H. P. Blavatsky in der „Secret Doctrine", London 1888 (Theos. Publ. Comp., 7 Duke Street W. C.) Bd. I 649, Bd. II 139 ff., 313. (Der Herausgeber.)

ganze Erde in Mitleidenschaft gezogen hat, ist selbstverständlich, und keineswegs braucht dieselbe bloß so lokaler Natur gewesen zu sein, wie sie z. B. Sueß in „Das Antlitz der Erde" beschreibt, sandte doch selbst die Krakatau-Eruption auf Java am 26. August 1883 ihre Wirkungen und Zeichen um die ganze Erdkugel. Die aralokaspische Niederung mit ihren Salzsteppen dürfte noch als Zeuge von der Großartigkeit der Umwälzung zu betrachten sein. Ja, so bedeutungsvoll und einschneidend in das Geschick der Menschheit war die Sintflut, daß eine Menge Völker ihre ganze Geschichte von ihr als vom Anfange der Welt beginnt; die Schöpfungsgeschichte der Bibel, erst unter König Hiskia von Juda (um das Jahr 200 vor Chr. Geb.) an die Spitze des Pentateuch gestellt, bildet ebenso wie die ägyptische Kosmogonie nichts als die Fortsetzung der Sintflut-Erzählung und beschreibt nur eine Neuschöpfung der Welt — daher der hebräische Urtext das Wort בָּרָא (bara), „neu schaffen", gebraucht. Sintflut- und Schöpfungs-Traditionen gehören unzertrennlich zusammen.

Die volkstümlichen Darstellungen der Alten von der wirklichen Erschaffung bezw. Entstehung der Welt mußten bei dem gänzlichen Mangel an wissenschaftlicher Kenntnis notwendigerweise unzulänglich sein, wie einige naive Mythen, z. B. die indische von Brahma im Ei, beweisen. Die Ansichten von der Erneuerung der Welt nach der großen Flut mußten hingegen, weil diese selbst erlebt ward, richtig und durchaus natürlich sein, wie Hunderte der Ueberlieferungen in der That zeigen. In 7 Tagen konnte die Welt in ihrer Gesamtheit, das Universum, nicht entstehen, das ist unbestreitbar, aber in 7 Tagen konnte wohl die Ordnung der Dinge nach der großen Flut zurückkehren, konnte sich eine Neuschöpfung vollziehen. Der von Einigen erhobene thörichte Einwand gegen das Faktum der Sintflut: die Aegypter besäßen überhaupt keine Sintflut-Tradition, ist infolgedessen vollkommen hinfällig. Wir werden deshalb Sintflut- und Schöpfungsgeschichten nicht nur nicht trennen, sondern im Gegenteil sie miteinander verschmelzen.

In den Zendschriften der alten Perser findet sich nun nach Rhode folgende Sintflut-Tradition:

„Auf der hohen Ebene im Lande Ari wohnten die Zends (persischen Urvölker) glücklich unter ewigem Frühlingshimmel. Aber von Süden aus stieg ein großer feuriger Drache auf; Alles wurde durch ihn verwüstet, der Tag verwandelte sich in Nacht, die Sterne schwanden, der Tierkreis war von dem ungeheuren Schweife bedeckt, nur Sonne und Mond konnte man am Himmel bemerken. Siedend heißes Wasser fiel herab und versengte die Bäume bis zur Wurzel. Unter häufigen Blitzen fielen Regentropfen von der Größe eines Menschenkopfes. Das Wasser bedeckte die Erde höher, als die Länge eines Menschen beträgt. Endlich, nachdem der Kampf des Drachen 90 Tage und 90 Nächte gewährt hatte, wurde der Feind der Erde vernichtet. Es erhob sich ein gewaltiger Sturm, das Wasser verlief, der Drache versank in der Tiefe der Erde. Von hier

aus sandte er noch Plagen aller Art über die Menschen. Es kam alsbald eine rauhe Winterszeit, die anfangs jährlich nur fünf Monate, doch allmählich wachsend bald zehn Monate anhielt. Da konnte das Land seine Bewohner nicht mehr nähren, und sie zogen in die südlichen Ebenen hinab".

Das Bemerkenswerteste in dieser Tradition ist ohne Zweifel die Erwähnung einer auffälligen Himmelserscheinung. Von Süden aus stieg ein großer feuriger Drache, dessen ungeheurer Schweif den Tierkreis bedeckte, und welcher, nachdem er 90 Tage und 90 Nächte während der Sintflut vorhanden gewesen, in der Tiefe der Erde versank. Eine Himmelserscheinung mit einem ungeheuren Schweif kann indessen nur ein Komet gewesen sein. Das ergiebt sich auch mit Sicherheit aus den Traditionen der alten Inder über die Flut, deren hauptsächlichste in einem der Purana nach Jones folgendermaßen lautet:

„Als am Schlusse des letzten Kalpa (d. i. des großen Weltalters des Brahma) der Riese Hadjagriva die heiligen Vedas gestohlen hatte und so das Menschengeschlecht die Lehre und Ordnung Gottes verloren hatte, kam Vischnu in Fischgestalt auf die Erde, um die Vedas und die tugendhaften Menschen zu erhalten. Damals lebte ein frommer und tugendhafter König mit Namen Manus Satjavrata („Vollbringer des Guten"). Diesen liebte der Herr des Weltalls und wollte ihn von der Flut des Verderbens, welche durch die Verdorbenheit des Zeitalters verursacht sei, gern retten und gab ihm (als Fisch gestaltet) folgenden Verhaltungsbefehl: „Von jetzt an in sieben Tagen, o du Bändiger der Feinde, werden die drei Welten in einen Ozean des Todes versenkt werden; aber mitten in den großen Wellen soll ein Schiff, von mir zu deinem Gebrauche gesandt, vor dir stehen. Dann sollst du mit dir nehmen alle heilsamen Kräuter, allerlei Samen und in Begleitung von sieben Heiligen, umgeben mit Paaren unvernünftiger Tiere, in die große Arche gehen und darin bleiben sicher vor der Flut auf einem unermeßlichen Ozean ohne Licht, den strahlenden Glanz deiner heiligen Gesellschafter ausgenommen. Wird dein Schiff von einem ungestümen Winde bewegt, so sollst du es mit einer großen Seeschlange an mein Horn befestigen; dann will ich dir nahe sein; ich will das Schiff mit dir und deinen Begleitern ziehen und in dem Ozean bleiben, bis eine Nacht des Brahma geendigt sein wird. Dann sollst du meine wahre Größe kennen lernen, die mit Recht die höchste Gottheit genannt wird. Durch meine Gnade sollen alle deine Fragen beantwortet und deine Seele auf's Beste unterrichtet werden". Nachdem der Fisch den König so unterrichtet hatte, verschwand er. Die See trat darauf über ihre Ufer und überschwemmte die ganze Erde, und bald sah man diese Wasserflut auch noch durch Platzregen von unermeßlichen Wolken sich vermehren. Der König, als er das Schiff sich nähern sah, ging mit den obersten Brahmanen (den sieben Weisen) hinein, schaffte die heilsamsten Kräuter hinein und richtete alles nach dem Befehle des Gottes zu. Dann erschien der Gott deutlich auf dem großen Ozean in der Gestalt eines

Fisches, der wie Gold glänzte, eine Million Meilen groß war und ein ungeheures Horn hatte, woran der König das Schiff befestigte. Als die zerstörende Flut unterdessen abgenommen hatte, erhob sich der Gott und schlug den Dämon Hadjagriva und erlangte wieder die heiligen Bücher". — Im Bagavadam heißt es noch: „Als die Flut zu Ende war, stiegen die acht Personen aus dem Schiff und beteten den Vischnu an".

Es ist hiernach kein Zweifel mehr vorhanden, daß das Phänomen bei der Sintflut ein großer Komet war. Die indische Tradition leiht Vischnu, dem Herrn des Weltalls, Fischgestalt und sagt, er habe wie Gold geglänzt, sei eine Million Meilen groß gewesen und habe ein ungeheures Horn gehabt, und an anderer Stelle spricht sie davon, daß Vischnu am Weltende „gleich einem leuchtenden Kometen" erscheinen werde; der eigentliche Name des Vischnu ist übrigens Naradjana, d. i. „der auf den Wassern schwebende"; ihm wird nachgerühmt, daß er in einem Augenblicke alle Welträume durchschreite.

Dieselbe Gottheit, welche die Inder in Vischnu anbeteten, verehrten die alten Iranier und Perser in Ahuramazda (Ormuzd), dem Herrn des Lichts und des Guten, welchem Angromainyus (Ahriman), die Macht der Finsternis und des Bösen, gegenübersteht. Ersterer ist die Personifikation des lichten, rettenden Sintflut-Kometen, während letzterer die schwarze, vernichtende Flut selbst verkörpert, ganz analog dem ägyptischen Schreckensgotte Tufe (Typhon.) In Uebereinstimmung hiermit steht weiter die chaldäische Tradition von Hasis-Adra (Xisuthros), welche man in den Keilschriftfunden der Trümmerhaufen von Ninive entdeckt hat und welche der biblischen Ueberlieferung von Noah fast in allem gleicht. In dieser ist der Komet: „der Gott Ea, der Herr der unerforschlichen Weisheit, der Gott des Meeres". Auch der Name der Hauptstadt von Sinear (Babylonien), Babylon, bedeutet nichts anderes; bab-ilu (die ursprüngliche Form) heißt wörtlich „Pforte des Gottes der Ueberschwemmung" oder „des Sternes der Ueberschwemmung". Die Ueberlebenden (Noah bezw. Hasis-Adra oder Xisuthros mit den Seinen) zogen, wie die Tradition angiebt, von den Bergen des Landes Nizir (Ararat) in die südlichen Ebenen hinab und mögen daselbst am Euphrat, an der Stelle wo vordem eine große Stadt — die Stadt des Nimrud mit dem „Urmal" (Stätte des ältesten Andenkens) Birs Nimrud, dem Turme des Nimrod, oder Barz-sîpa (Borsippa), dem Turm der Sprachen, — sich befand, jedoch in der Sintflut untergegangen war, eine neue große Stadt erbaut haben mit der bab-ilu, der späteren Pyramide Babil, dem Urmal Babylons.

Das aramäische Wort Ilu führt uns auf die hebräische Gottesbezeichnung Elohim bezw. Eloah. Ehe wir indessen eine Erklärung dieses interessanten Wortes geben, führen wir zum besseren Verständnis die ersten beiden Verse der biblischen Genesis in getreuer Uebersetzung des Urtextes an:

1. Im Anfang schuf Elohim neu den Himmel und die Erde (das Land).

2. Und die Erde (das Land) war wüste und leer, und es war finster auf der Oberfläche der Flut, und der Geist Elohim schwebte auf der Oberfläche der Wasser.

Der Sinn der biblischen Genesis ist ganz einfach folgender: Im Anfang der neuen Epoche (am Ende der Sintflut) schuf Elohim neu den (alten bekannten) Himmel und das (alte bekannte) Land. Das letztere war durch die Sintflut verwüstet und leer, und es war noch finster auf der Oberfläche der Wasserflut, indessen der Geist Elohim über derselben schwebte. Es begann darauf hell zu werden, der erste Tag nach dem Chaos brach an, worauf Nacht und Tag wieder sichtbar abwechselten; dann hoben sich die schweren, unheilvollen Wolken, wodurch ein Raum (rakia) zwischen ihnen und der Erde entstand — ein Naturvorgang, welchen die alten Aegypter alljährlich durch ein großes Freuden-Nationalfest, „das Fest (zum Andenken an die) Hochhebung des Firmaments durch Ra-Ptah mit seinen beiden Armen, den Gott, der nicht seines Gleichen hat“, feierten und verherrlichten. Nachdem sich die Wassermassen sodann verlaufen und wieder Land und Meer gebildet hatten, sah man (wie früher) Gras, Blumen und Bäume, und als endlich am 4. Tage die dichten Wolken zerrissen, kamen Sonne, Mond und Sterne hervor und zeigten wieder die Zeiten den aus der Flut geretteten Menschen (Adam und Eva, Noah ꝛc.) an. אֱלֹהִים (Elohim) tritt uns also hier genau in derselben Eigenschaft wie der indische Naradjana (Vischnu) entgegen: er ist der Herr des Weltalls auf einem unermeßlichen Ozean ohne Licht, und darum nennt ihn die Bibel auch צְבָאוֹת (Zebaoth), „Gott des Sternenheeres“. תְּהוֹם (thehom) heißt nicht „Tiefe“, wie Luther übersetzt hat, sondern „Flut“ und ist natürlich dasselbe wie מַבּוּל (mabul), „Flut Wasser“, in Vers 6 des VII Kapitels; identisch mit ersterem Worte ist ägyptisch Nun, „Urflut“, in welcher Gott Tum (Ra-Ptah oder Kneph) der Alleinige ist, formverwandt mit ari, „Wasserschlange“ (Ὕδρα), „Wasserwoge“, gleichbedeutend mit phönikisch 𐤍 (nun), „Blitz, Blick, Augenblick“, chaldäisch und hebräisch 𐤍 𐤍 u. נ, ן n (נין „Fisch“ = Vischnu), griechisch ν, n (νῦν „jetzt“, νύν „eben“) und deutsch „Nu“, „nun“. Mit מַיִם (majim), von מֵי (me), „Gewässer“, ist das Meer, der Ozean gemeint. Ueber dem dunklen Meere schwebt in der Ferne (das ist der Sinn von מְרַחֶפֶת, merachepheth) der Geist Elohim, phönikisch Kolpia spiritus, chaldäisch Ea, indisch Vischnu. רוּחַ (ruach) ist der „Geist“, ägyptisch [Hieroglyphe] rch, der Sturmwind, der Vogel Rock, dann der As-en-neni, der „Hauch des Nen“. Elohim ist Eigenname dieses Geistes und bedeutet der „Mächtige“; es steht im Plural oder Dual, und zwar mit gutem Grunde, wie wir nachher sehen werden.

Ebenso aber wie der Geist Elohim der Sintflut-Komet ist, müssen es

auch die im 24. Verse des III Kapitels erwähnten Kerubim sein; denn כְּרֻבִים (kerubim) ist gleichfalls eine lichte (feurige) Himmelserscheinung. Es sei hierbei bemerkt, daß die uns überlieferte Anordnung des Stoffes der Genesis nicht die ursprüngliche ist; ohne Zweifel hat schon Moses die von ihm gesammelten alten Geschichten nicht ganz richtig anzuordnen verstanden, während die Gelehrten unter König Hiskia von Juda (um das Jahr 200 vor Chr.) bei ihrer Bibel-Sichtung den Faden ganz verloren zu haben scheinen, denn sie setzten alles durcheinander und machten z. B. die Neuschöpfungs-Geschichte zum Anfang des Ganzen, obwohl dieselbe hinter die Sintflut-Erzählung gehört — und dies gilt selbstredend nicht nur von der Elohim-, sondern in gleicher Weise auch von der Jahve-Urkunde, ja selbst von dem Berichte über die Austreibung der „ersten" Menschen aus dem Paradiese; ferner gaben sie eine völlig falsche Genealogie, was eklatant das Kapitel IV vom 14. Verse ab beweist, abgesehen von der Thatsache, daß sowohl Seth, wie Enosch, Chanoch, Nimrud, Sem, Cham und Japheth als „erste" Menschen gelten können, mit demselben Rechte wie Adam, der „Erdmensch" oder Noach, „der sich (nach der Flut) niedergelassen hat." Die „Austreibung" aus dem Paradiese charakterisiert sich, näher betrachtet, als die Furcht der aus der Sintflut geretteten und darum gleichsam in Glückseligkeit, in Eden, lebenden Menschen vor jenem großen Himmelsgeiste, welcher nach ihrer Meinung die Katastrophe veranlaßt hatte, obgleich dieselben Menschen demselben Gotte auch wieder Dankesopfer darbringen für ihre ihm zugeschriebene Errettung. Vers 24 des III Kapitels lautet wörtlich:

„Und vertrieb den Adam und setzte östlich vom Garten Eden die Kerubim und die Flamme des sich verwandelnden Schwertes zu bewachen den Weg zum Baume des Lebens".

Eine gleiche Beobachtung wie Adam scheint später Bileam in dem Maleach Jehowah gemacht zu haben.

Bei den Kerubim mit dem veränderlichen Flammen-Schwert müssen wir wiederum an den indischen Vischnu denken, von dem auch gesagt wird: „Am Ende dieses unglücklichen Zeitraumes (der Kali-Yuga) wird Vischnu unter dem Namen Kalki als Reiter auf einem weißen Rosse erscheinen mit einem Säbel gleich einem leuchtenden Kometen und als ein unüberwindlicher Krieger alles Unreine auf Erden vertilgen", ja umsomehr müssen wir an ihn denken, als das Wort כְּרֻבִים (kerubim) auf die dem Vischnu beigelegte Gestalt deutet, indem es verwandt ist mit חֶרֶב (chereb), „Schwert", und קֶרֶן (keren), „Horn", griechisch κέρας, lateinisch cornu, deutsch „Horn, Korn, Kern", ferner verwandt mit suadisch Cheru, Heru (Cherusker, Heruler), mit ägyptisch Har (Horus) u. s. w.

Es dürfte nunmehr am Platze sein, die Gestalt jenes Sintflut-Geistes, des Kometen, näher zu betrachten. Sowohl Elohim wie Kerubim ist eine alte Dual-(Plural-)Form und bezeichnet ein Doppelwesen, ganz entsprechend dem indischen Vischnu, welcher ein ungeheures Horn (Schwert) hatte, ferner entsprechend dem griechischen Eros, welcher „am

Rücken mit zwei Goldfittichen strahlt", dann dem ägyptischen Har, der „großen geflügelten Scheibe" (die äußerst häufige Hiëroglyphe ⟨Hieroglyphe⟩ bedeutet das Schwert des Har), dem deutschen Tyr-Ziu, Heimdallr u. s. w. So einfach indessen diese Beschreibungen des Sintflut-Geistes sind, hat doch noch Niemand eine Vermutung über seine Gestalt ausgesprochen, obwohl gerade hierin die Quintessenz der gesamten Tradition, fast der gesamten Mythologie — vielleicht auch aller Religion liegt! Der Sintflut-Komet war ein Doppelgestirn, er besaß zwei Schweife. Kein Wunder, daß seine Erscheinung bei der Größe, „die mit Recht die höchste Gottheit genannt wird", einen außerordentlich tiefen Eindruck auf das Gemüt des so furchtbar heimgesuchten Menschen machte, einen Eindruck, welcher selbst heute (5000 Jahre nach der Sintflut) noch nicht ganz verwischt ist und sich in der Kometen-Furcht oft genug äußert.

Verächtlich spricht man in wissenschaftlichen Kreisen oft von der Dummheit der Leute, welche vor einem so unschuldigen Dinge, wie es ein Komet sei, trotz aller Aufklärung und Astronomie, Furcht zeigen; man bedenkt aber dabei nicht, wie unendlich fest die Vorstellung jenes Sintflut-Geistes in die Seele des Menschen eingegraben und wie sehr begründet dieser uralte Aberglaube ist. Nachweislich hat nun allerdings noch kein Schweifstern, auch der größte und nächste nicht, der Erde irgend welchen Schaden zugefügt, wir sind sogar mit unserem Planeten (z. B. am 24. Juni 1819, 26. Juni 1826, 27. November 1872 und am gleichen Datum 1885) schon durch Teile von Kometen hindurchgeeilt, ohne daß etwas anderes als ein starker, aber recht harmloser Sternschnuppenfall sich ereignet hätte; dessenungeachtet hat man früher den rätselhaften Kometen alles Böse angedichtet, weil eben der Glaube vorhanden war, der Sintflut-Komet habe auch die Sintflut hervorgerufen; noch der schwärmerische Whiston schob dem großen Kometen von 1680 diese Schuld in die Schuhe. Wir, die wir jetzt wissen, wie machtlos die in Auflösung begriffenen Weltkörper gegenüber der Riesenkugel Erde sind, werden die merkwürdige Angelegenheit durch einen bloßen „Zufall" erklären, indem wir behaupten, daß zur Zeit der großen Flut gerade ein bedeutender zweischweifiger Komet (vielleicht im Südosten) am Himmel gestanden hat, welcher kurz vor dem Ereignis sichtbar wurde und bald nach Ende desselben wieder verschwand. Daher sprechen auch so ungemein viele Traditionen, Mythen und Sagen von den erdgeborenen Riesen (אָדָם, Adam; γηγενής, Bör ꝛc.). Die chaldäische Kosmogonie erzählt naiv, es sei eine Zeit gewesen, wo alles Finsternis und Wasser war, und darin seien allerhand wunderseltsame Tier- und Menschengestalten gewesen. Ueber diese habe ein Weib (als zeugende Schöpfungsmacht) mit Namen Omoroca geherrscht. Als so das Ganze bestand, sei Belos gekommen und habe das Weib in der Mitte gespalten und deren eine Hälfte zur Erde, die andere zum Himmel gemacht und die Tiere vernichtet.

Die Frage liegt nun sehr nahe, ob sich nicht die Zeit des Erscheinens jenes interessanten Gestirns bestimmen lasse. Der Verfasser dieser Abhandlung glaubt dieselbe bejahen zu können. Aus den geschichtlichen Ueberlieferungen läßt sich nämlich annähernd die Zeit der Sintflut bestimmen, indem aus ihnen hervorgeht, daß die Katastrophe notwendigerweise vor dem Jahre 3000 vor Chr. Geb. sich ereignet haben muß.

Die persische Chronologie, welche neben der chaldäischen, indischen und ägyptischen die genaueste und zuverlässigste sein dürfte, giebt die Zeit nach dem Bundehesch folgendermaßen an: von der Schöpfung der Welt (etwa der vorletzten Sintflut, der sog. Ogygischen?) bis auf Kajomords 6000 Jahre, von Kajomords, dem Sintflutgeist und ersten Menschen — welchen man sich einerseits (wie חַוָּה, chawah = Eva) aus der rechten Hüfte des (guten) Lichtgeistes Ahuramazda entstanden, andererseits als Zwittergeschöpf, als Mannweib (Doppelwesen, gleich Elohim und Kerubim) vorstellte, wie die Aegypter Ptah-Neith, die Indier in frühesten Zeiten Brahma und später Siwa-Bhawani, die Griechen Zeus-Dionysos — bis auf Dschemschid 1000 Jahre, von diesem bis zum Riesen Zohak weitere 1000 Jahre, ebenso von Zohak bis Feridun 1000 Jahre, endlich bis zur Regierung der Araber 1000 Jahre. Die letztere aber begann im Jahre 641 nach Chr. Geb., es müssen infolgedessen von Kajomords und der Sintflut bis zum Beginn unserer Zeitrechnung 5359 Jahre verflossen sein.

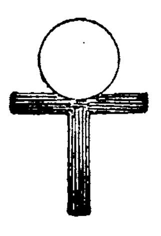
Aehnliche Resultate erhält man beim Berechnen des Anfangsdatums nach chaldäischer und indischer Chronologie. Die ägyptische Rechnung nach Regierungszeiten der 113 Pharaonen der Manetho-Liste führt ebenfalls etwa auf das Jahr 3300 vor Chr. für den ersten Pharao und Sintflutpatriarchen Mena, sofern man nicht, wie es leider stets grundfalsch geschieht, $33\frac{1}{3}$ Jahre für jede Regentschaft ansetzt, sondern nur 20—23 Jahre, welche Zeit z. B. durchschnittlich ein Herrscher in Deutschland auf dem Throne gewesen ist. Es wäre demnach eine Thorheit zu behaupten, die Reichsgeschichte Aegyptens reiche bis vor die Sintflut hinauf, dies ist hier ebensowenig der Fall, wie in China, dessen ältestes Geschichtsdatum etwa das Jahr 2650 vor Chr. ist. Die Geschichte fängt überall, sei es in Aegypten, Indien, Chaldäa oder auch in Mexico, erst nach der großen Flut an, vorsintflutlich sind nur einzelne wenige unklare Sagen.

Früher aber als das Jahr 3990 vor Chr. kann die Sintflut ebenfalls nicht gefallen sein, denn zu dieser Zeit besaß die Erde jene Stellung zur Sonne, welche die Ursache der Umwälzung war (bezw. betrug das Perihel 0° und fiel somit in die Linie der Herbstnachtgleiche); im Gegenteil: die Sintflut wird nicht einmal unmittelbar dem Kulminationspunkte gefolgt sein, sondern von demselben ab sich erst vorbereitet haben. Kurz und gut, die Sintflut muß aus diesen und noch vielen anderen Gründen etwa in die Zeit vom Jahre 3400 bis zum Jahre 3300

vor Chr. gefallen sein, und in diese Epoche fällt auch gerade die Erscheinung eines bekannten großen zweischweifigen Kometen, nämlich des vom Jahre 1807. (Siehe die Kopfleiste.)

Dieses von Parisi entdeckte prachtvolle Gestirn besaß, wie es sehr selten vorkommt, einen Haupt- und einen Nebenschweif, übertraf mit seinem Kopfe Sterne 2. Größe an Helligkeit und bewegte sich von Westen nach Osten am 18. September 1807 durch das Perihel; Bessel berechnete seine Umlaufszeit zu 1714 Jahren. Geht man nun um 3 seiner Umläufe zurück, so kommt man auf das Erscheinungsjahr 3335 vor Chr. Geb., d. h. in eine Zeit, zu welcher nach geschichtlichen Uebermittelungen etwa die Sintflut stattgefunden hat. Wir dürfen den Kometen vom Jahre 1807 hiernach wohl als Sintflut-Kometen betrachten, umsomehr als er alle Eigenschaften besitzt, welche dem Sintflut-Phänomen in den Traditionen zugeschrieben werden, und in frappantester Weise die letzterem beigelegte Gestalt zeigt, sei es als goldglänzender Fisch mit einem ungeheuren Horn, als Gott mit einem Schwert, einer Flamme, mit Flügeln, Armen, Schenkeln, als Lotosblatt, sei es als feuriger Drache mit einem Schweif, der den ganzen Tierkreis bedeckte; selbst die Dauer der Sichtbarkeit von nur 2 Monaten und die Zeit derselben, der Herbst, stimmen mit den Angaben der Ueberlieferung überein. Der September-Komet*) von 1807 dürfte nach dem Gesagten also das Recht der Göttlichkeit für sich in Anspruch nehmen, welche zur Zeit der Sintflut als Elohim, Vischnu, Ptah, Zeus, Wodan u. s. w. angebetet worden ist — und unsere Eltern und Voreltern waren vielleicht einst so glücklich, den Vater aller Religion unter den Sternen des Himmels thronen zu sehen! —

*) Hier wollen wir noch auf ein nicht unbedeutendes Beispiel der Kabbala aufmerksam machen: — Das Wort „Bereschith" (בראשיר = „principio" = „im Anfang"), womit das erste Buch Mosis beginnt, welches also auch zugleich das erste Wort der Bibel bildet („im Anfang"), wird durch Temurah, d. h. durch Vertauschung der einzelnen Buchstaben in A-B'tischri verwandelt. Dieses neue, auf kabbalistischem Wege gefundene Wort bedeutet aber den „Ersten Tag" im Monat Tisri (א-בתשרי). Und hieraus wird nun ebenfalls geschlossen, daß die Welt an solchem Tage, der fast mit unserem September übereinkommt, geschaffen worden sei, d. h. daß im Monat September die Sintflut ihr Ende nahm. F. E.





Selige Gegenwart.

Von

Maria Janitschek.

❦

Sie sagten, er sei tot und legten Kränze
auf seine Gruft. Sie weinten heiß um ihn
und banden schwarze Schleier vor ihr Antlitz.
Sein Platz am Tisch blieb leer. Man sprach von ihm
als wie von einem, der für immer fortging.
Alljährlich schmückten sie sein Grab mit Blumen
und beteten um seine ewige Ruhe.

Viel hundert Meilen fern von jener Stadt,
in Einsamkeit verborgen, saß ein Weib,
die jenen Fortgegangnen brünstig liebte.
Sie hatte nicht geweint, als sie erfuhr,
daß er gestorben war. Sie saß wie immer
an ihrem Fenster, das der Frühlingswind
mit leisen Fingern aufthat, um den Duft
der maienhaften Fluren ihr zu bringen.

Sie lächelte ein tiefes, frohes Lächeln.
Und wenn ein Vöglein süßer denn als sonst sang,
und wenn die Sonntagsglocken heller klangen,
und wenn ein Menschengeist ein großes Werk
vollendet hatte, schloß sie sacht die Augen,
und ihre Lippen regten wie im Traum sich,
und ihre Hände öffneten und schlossen
sich so, als ob sie andre Hände drückten. —

Und einmal abends, als die Sterne schienen
und sie, die Treue, wieder harrend dasaß,
die weiten Augen vor sich hin geöffnet,
da trat ein Freund zu ihr und sprach:

„Wer ists,
mit dem du heimlich sprichst in dieser Kammer?
Ich sehe niemand“.

Und sie leuchtend drauf:
„Und doch ist einer da, er, den du kanntest“.

„Er? — Meinst du jenen Toten?“

„Keinen Toten,
nur einen Stillen meine ich, mein Freund.
Weil andere Gewänder sie umfließen,
weil sie auf leisern Sohlen gehn als wir,
und weil sie sanfter küssen, wölbt ihr schnell
marmorne Grüfte um ihr Angedenken,
und wißt nicht, daß — Lebendige ihr begräbt“.



Sehnsucht.

Von

Karl Panselow.

In deines Ichs geheimsten Tiefen
verzehrend heiße Gluten glühn.
Durch deines Geistes Lichtgedanken
blutrot der Sehnsucht Funken sprühn.
In unbegrenzten Weltallweiten
schweift deiner Seele Sehnsuchtsflug,
den über dämmerferne Zeiten
ein Drang der ew'gen Gottheit trug.

Das ist ein Sehnsuchtsdurst nach Wesen,
die deinem geistigen Ich verwandt,
nach jenem Frieden ferner Welten,
den ahnend nur dein Geist gekannt.
Das ist das Sehnen nach Beendung
deß, das man „ird'sches Leben“ nennt:
Es ist die Sehnsucht nach Vollendung,
die keine Erdenschwächen kennt.





Das Elflein,

das ausging, den König zu suchen.

Von

Bernhard Faßler.

Von

Bernhard Faßler.

Es lebte einmal vor Ur-Urzeiten auf blumigen Wiesen ein kleines Elfenvolk. Es war ein fröhliches kleines Volk, hatte wenig Sorgen und Kummer und lebte in den blauen Tag hinein wie seine Freunde, die Waldvögelein.

Jede kleine Elfe hatte ein Eigentum, das ihr allein gehörte: die Blume, die ihr Haus und Bettlein war, in der das Elfenkind zuerst in's Leben erwachte, in deren geschlossenem Kelch es großgeschaukelt wurde und von süßem Tau und Sonnenschein träumte, lange bevor der Kelch sich öffnete und es heraustreten konnte, um all' die geträumte Pracht in Wirklichkeit zu genießen. Diese Blume blieb stets der Elflein herzliebstes Eigentum. Vom fröhlichen Tanz in den rötlichen Strahlen der Morgensonne, vom erfrischenden Bade im glitzernden Tau huschten sie gerne wieder zurück zu ihrer Blume, um sie zu herzen und zu küssen, um sich, im schwankenden Kelche sicher geborgen, wiegen zu lassen vom kühlen Winde und hinaufzuschauen in das tiefe Himmelsblau. Ja, das war schön, so schön, daß sie hätten aufjauchzen mögen vor Freude, — so friedvoll und wunderbar zog's durch das kleine Elfenherz. Das waren herrliche Stunden; doch immer konnten sie nicht währen. Ueber kurz oder lang wurde die Last fühlbar, die auf jeder Elfenschulter liegt. Ihr Eigentum, ihre Blume war nicht ganz vollkommen, hatte in Elfenaugen einen Fehler, und das Traurigste war, daß sich daran nichts ändern ließ — jede Blume hatte ihre Staub-Fäden. Kurz, dick und hart waren manche, lang und herabhängend wieder andere; doch, wie sie auch wachsen mochten, immer waren sie den Elfen sehr im Wege, die oft ihre kleinen Glieder nicht einmal ordentlich ausstrecken konnten, ohne an die Staubfäden zu stoßen. Anderen Elflein lagen die herabhängenden Staubfäden so schwer auf der Brust, daß sie kaum atmen konnten. Das war der einzige Kummer im Elfenleben.

Besonders ein Elflein auf der bunten Wiese fühlte ihn tief und schmerzlich, weil seine Blume gar viele Staubfäden barg; zu viele, dachte das Elflein oft. Im Anfang wär ihm dies gar nicht so vorgekommen. Als der Kelch sich öffnete und das Elfenkind erwachte, da waren freilich die Staubfäden noch ganz klein und zart, die Sonne schien so mild und die Vöglein sangen so herrlich, daß das Elflein nicht satt werden konnte von all' der Schönheit; aber später hörten die Vöglein zu singen auf und die Staubfäden wuchsen immer höher und bogen den langen Hals wieder herab, um schwer auf dem Elflein zu liegen. Das jammerte, stöhnte und klagte sein Leid den Kameraden, rief es auch hinaus in den Sonnenschein und in den brausenden Sturm; doch wurde ihm nicht geholfen.

Da sagte einmal eine Nachbarin zu ihm: „Ich habe nur einen Rat für Dich. Suche, ob Du den König finden kannst; vielleicht hört er auf Deine Bitten und hilft Dir".

„Der König?" — sagte unser Elflein — „und wo kann ich ihn finden?"

„Ja, das weiß ich nicht", antwortete die Elfe. „Aber es geht das Gerücht, daß wir einen mächtigen König haben, der schon Vielen geholfen hat. Du mußt eben suchen, — jeder muß den König selbst suchen, wenn er Hülfe braucht. Mehr kann ich Dir nicht sagen".

Unser Elflein lag nun die ganze Nacht wach und dachte an den König. Und als der Morgen kam, da verließ es seinen Kelch und machte sich auf den Weg, den König zu suchen. Es fühlte sich so unsicher und wußte nicht, wohin es die Schritte wenden sollte; da ging es zu einer Elfe, die im Rufe großen Wissens stand, um sich einen guten Rat zu holen. Doch die weise Dame lachte unser Elflein aus.

„Du wirst doch nicht das Märchen glauben, daß wir einen König haben? Da sieht man noch recht Deine Jugend! Und wo wohnt dieser König, möchte ich wissen, und wann hat ihn jemals ein's von uns gesehen? Das wäre mir der rechte König, der sich nie blicken läßt. Das sind Sagen und Märchen, Kind, und weise Leute schenken ihnen keinen Glauben. Geh Du nur ruhig nach Hause und merke Dir's: es ist leichter, schwere Staubfäden zu tragen, als einen König zu finden, den es nicht giebt".

Und damit kehrte die gelehrte Elfe unserem Elflein den Rücken, das nun ganz traurig und kleinlaut weiter schlich; es wollte nach Hause und sich ausweinen, denn es war ihm ganz jämmerlich zu Mute.

„Wohin des Weges?" — rief ihm da eine andere Elfe zu.

„Ach, nur nach Hause", erwiderte das Elflein; „ich wollte den König suchen und nun sagt man mir, es gebe keinen und es wäre alles ein Märchen gewesen".

„Einen König giebt es wohl", sagte die Elfe hierauf, „doch ist er so leicht nicht zu finden. Siehst Du die große Schlucht da drüben? Dort tief unten wirst Du den König finden; doch nimm Deinen Schleier und halt ihn vor die Augen und blicke nicht hinauf in den hellen Sonnenschein,

noch hinab zu den blühenden Blumen, und blicke nach keinem buntschillernden Schmetterling. Schweigend schreite weiter und wenn Du den Sonnenschein zurückgelassen und die graue kahle Schlucht erreicht hast, dann suche den König, dann wird er Dir nahe sein".

Und das Elflein glaubte der Elfenschwester und machte sich auf den Weg. Es schützte die Augen vor dem Sonnenstrahl, und wenn ein bunter Schmetterling oder eine schillernde Libelle vorüberhuschte, da senkte es den Blick zu Boden. Bald hatte es das blumige Feld verlassen, der Sonnenschein lag hinter ihm wie ein glänzender goldiger Schleier und vor ihm die finstere kalte Schlucht. Zögernd betrat sie unser Elflein; da war Alles grau in grau, an den kahlen Felswänden sproßten einzelne Farnkräuter, grau und farblos wie Alles, was im Schatten aufgewachsen ist. Ein feuchter kalter Hauch zog über das Elflein hin, das ganz davon durchschauert wurde; doch wandte es sich nicht ab — es stand und wartete auf den König. Es mochte wohl lange so gestanden sein, denn die kleinen Glieder zitterten vor Frost und in Müdigkeit, und als es sich umschaute, lag auf der blumigen Wiese, die es im hellen Sonnenschein verlassen hatte, tiefer Schatten und droben am dunkeln Himmelszelte leuchtete ein Sternlein nach dem andern auf.

Dann erst schlich das Elflein traurig nach Hause, zu seinem Kelche zurück. Schwer legten sich die Staubfäden auf die schmerzenden Glieder, und das Elflein grub sein Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

„Giebt es wohl einen König?" fragte es sich immer wieder und konnte kaum den Tag erwarten, um sich neuerdings auf den Weg zu machen und sich Gewißheit zu verschaffen. Es schritt eben an einer stolzen Lilie vorbei, da rief ihm die Lilienelfe zu: „Wohin, wohin am frühen Morgen?"

„Fort, um den König zu suchen", erwiderte das Elflein.

„Und weißt Du auch, wo Du zu suchen hast?" fragte die Lilienelfe weiter.

„Ach nein, sagte das Elflein traurig; ich habe gestern schon gesucht und habe ihn nicht finden können".

„So will ich Dir's sagen", sprach die Lilienelfe. „Sieh nach dem Gipfel auf, der in der Morgensonne glüht. Dort oben suche den König und Du wirst ihn finden".

Das Elflein bedankte sich und durchschritt die Wiese so rasch, wie es seine kleinen Füße trugen; es schaute nicht rechts noch links, solche Eile hatte es, den Felsgipfel zu erreichen. Und nun begann es mühsam zu steigen. Die spitzen Steine rissen die kleinen Füße wund; dürr und schattenlos war der Weg, nicht ein Tropfen Tau, um die lechzende Zunge zu erfrischen! Doch oben, der Gipfel schimmerte so golden, — dort oben mußte der König sein! — So stieg das Elflein mutig weiter, und als die Mittagssonne das Land mit ihren Strahlen übergoß, hatte es den Gipfel erreicht. In Ehrfurcht blickte es um sich. Da lag dasselbe rötliche Gestein, das ihm die Füße wund gerissen — von unten hatte es wie

rotes Gold ausgesehen; — doch weiter war nichts zu sehen, der König war nicht oben! Unser Elflein aber stand und wartete, wartete auf den König — doch es blieb allein! Und als die Sonne untergegangen war und tiefer Schatten auf Wiese, Schlucht und Felsgestein lag, da wanderte es zurück zu seiner Blume, die es erst erreichte, als die Sterne zu erbleichen anfingen. Gebrochen sank es zu Boden, unfähig, selbst nur eine Thräne zu vergießen. Diesmal glaubte es von den schweren Staubfäden zermalmt zu werden. So lag es da, das arme Elflein, bis wieder ein neuer Tag anbrach — so schön, so licht und strahlend, als gäbe es gar keine Staubfäden.

Und wieder raffte sich unser Elflein auf, noch ein Mal wollte es den König suchen. Zitternd schlang es den Schleier um seine müden Glieder und wollte eben aufbrechen, als ein verspäteter Nachtfalter vorbeirauschte, um seine lichtscheuen Augen im Finstern der Schlucht zu bergen.

„Ei, Du bist ja das Elflein, das den König sucht", rief er, „ich habe Dich schon in unserer Schlucht stehen sehen. Doch dort wirst Du ihn nicht finden. Euer König wohnt nicht in finsteren Schluchten, noch auf blumigen Wiesen; — Du mußt warten, bis ein Sturm über euer Land braust, dann rufe den König; denn er reitet auf den Flügeln des Sturmes".

Und der Nachtfalter flog weiter. Unser Elflein aber schlüpfte wieder in seinen Blumenkelch und wartete auf den Sturm. Und es mußte nicht gar lange warten. Die Sonne war brennend heiß gewesen, nun zogen schwere schwarze Wolken auf, in der Ferne sah man ein schwaches Aufleuchten, das immer näher kam und greller wurde, und bald brach der Sturm los in voller Macht. Der Wind heulte und tobte, riß die höchsten Bäume im nahen Walde um und bog all' die kleinen Elfenblumen zur Erde.

Unser Elflein zitterte vor Angst; einen solchen Sturm hatte es noch nicht erlebt. Doch der Wunsch, den König zu finden, überwog seine Furcht. Es klammerte sich an seine Blume und rief mit lauter Stimme: „Mein König, mein König, wenn Du reitest auf Sturmesflügeln, so blicke herab auf mich und hilf mir".

Die Winde heulten weiter und der Regen strömte herab; unser Elflein streckte umsonst die Arme aus — nur die schweren Tropfen fielen darauf und die grellen Blitze blendeten seine müdgeweinten Augen. So tobte der Sturm fort, bis seine Macht gebrochen war und die Winde das schwarze Gewölk zerteilt und vertrieben hatten — doch der König war nicht im Sturme gewesen.

Ein gewaltig Sehnen nach ihm erfaßte aber das arme enttäuschte Elfenherz. „Mein König, mein König", so rief es, und das Verlangen seiner Seele lag in den Worten, „wo bist Du, daß ich Dich nicht finden kann! Ich suchte Dich in finsteren Schluchten, ich suchte Dich auf goldig schimmernden Höhen und habe Dich nicht gefunden. Ich rief nach Dir hinaus in den heulenden Sturm, und Du warst nicht dort".

„Mein König, o mein König — und kann ich Dich nicht finden, so

finde Du doch mich, und kann ich nicht zu Dir, so komme Du zu mir und laß' mich wissen, daß Du lebst. Und willst Du nicht nehmen aus meiner Blume die schweren Staubfäden, so nimm von mir die Schwäche, damit ich nicht erliege unter ihrer Last. Du bist ja doch mein König — willst Du nicht kommen und mir helfen?"

So rief das Elflein mit seinem ganzen Herzen und dann blieb es stille, ganz stille und wartete auf seines Königs Antwort.

Und siehe! Da strahlte plötzlich ein mildes weißes Licht im Blumenkelche, und wo es hinfiel, da wurden die kranken Glieder des müden Elfleins heil und gesund, und als es ihm auf's Herz fiel, da fühlte es tiefen Frieden. Und die Staubfäden, die so schwer und drückend auf dem Elflein gelegen hatten, wurden durchleuchtet vom weißen milden Lichte, bis sie selbst zu leuchten schienen und das Licht sie zu heben schien, so daß das Elflein ihre alte Last nicht mehr fühlte. Wohl waren sie noch alle da, die Staubfäden; denn das Licht hatte sie nicht verzehrt, sondern nur durchleuchtet; aber das Elflein trug sie nicht mehr allein, — die Hand seines Königs war darüber gegangen.

Das war die Antwort des Elfenkönigs!

Nicht auf sonnigen Höhen — nicht im brausenden Sturm war er gewesen; doch als das Herz des Elfleins sehnend nach ihm rief, da kam er zu ihm mit seinem Lichte und mit seiner Hülfe; denn er ist der König und kennt seine Elfen und kennt die Staubfäden in jedem Blumenkelche. —





Der blinde Passagier.*)

Von

Ludwig Ganghofer.



Wir hatten uns über das unerschöpfliche Thema wieder einmal müde geredet und saßen mit heißen Köpfen um den Tisch. Nur ein einziger war bei all dem Spektakel, den wir erhoben hatten, als stummer Zuhörer dabeigesessen. Er hatte nur zuweilen gelächelt und sich ab und zu mit der Spitze seiner kleinen Holländerpfeife hinter dem Ohr gekraut. Das war unser alter Kapitän Claas Petersen. Nun aber, da wir alle schwiegen, legte er sich mit breitem Ellbogen in den Tisch, paffte eine dicke Wolke vor hin und sagte: „Na ja, so seid ihr Stadtratten! Was ihr mit Zahlen nicht beweisen könnt, das existiert nicht für euch. Ihr seid wie der Blinde, der von der Farbe redet, und was ihr nicht greifen könnt, das wollt ihr nicht glauben. Nu ja, was erlebt man auch in der Stadt! Einen Tag um den andern! Aber setzt euch mal auf'n braves Schiff und laßt euch so an die dreißig oder vierzig Jahre herumblasen auf allen Meeren, dann sollt ihr Dinge erleben zwischen Himmel und Erde . . . na, ihr wißt wohl, wie der olle Prinz von Dänemark sich auszudrücken pflegte".

„Hoho!" lachte Steffen Sundag, der jüngste unter uns allen. „Ihr habt wohl mit dem Klabautermännlein Bruderschaft getrunken und den Fliegenden Holländer jeden Sonnabend zum Thee geladen?"

„Nee, dummer Jung'!" brummte Claas Petersen. „Aber Dinge hab' ich erlebt, bei denen dir das Herz nur deshalb nicht in die Hose gefallen wär', weil du die Hose vorher verloren hättest".

Helles Gelächter erhob sich rings um den Tisch. Dann blickten wir alle in Spannung auf die bärtigen Lippen des alten Seemannes, eine

*) Diese Erzählung, die unsere Leser ganz besonders interessieren dürfte, haben wir mit Bewilligung des „Vereines der Bücherfreunde" (Berlin W, Friedr. Pfeilstücker) aus der kürzlich erschienenen Sammlung von Ludwig Ganghofer „Fliegender Sommer" entnommen. (D. R.)

stille Pause trat ein, aber wir drängten ihn nicht zum Erzählen, wir alle wußten aus Erfahrung, daß Claas Petersen das Drängeln nicht liebte. Schweigend saß er da, paffte langsam ein Wölkchen um das andere vor sich hin, und dabei hatten seine stahlgrauen Augen einen so verlorenen Blick, als wären seine Gedanken in vergangener Zeit und weiter Ferne. Nun lehnte er sich in seinen Winkel zurück, streifte uns der Reihe nach mit einem wägenden Blick und leerte langsam sein Glas.

„Heda, Käthe, mach mir doch mal mein Glas wieder flott!“ Und als das Mädchen mit dem Glas nach der Küche segelte, sagte Claas Petersen: „Na also, Jungens, ich will euch die Geschichte erzählen, es ist die merkwürdigste von allen, die ich erlebt habe, und wenn sie nicht wahr ist Wort für Wort, dann dürft ihr den ollen Claas Petersen einen ranzigen Fisch heißen“.

Noch einen tiefen Zug aus seinem Pfeiflein, einen tüchtigen Schluck aus dem frisch gefüllten Glas, dann begann er:

„Im heurigen Sommer werden es an die zweiundzwanzig Jahre. Ich führte in dem dritten Winter das Kommando auf der ‚Mary Anne‘. Eine Schoonerbark von vierzehnhundert Tonnen mit zwölf Passagierskajüten . . . ein schmuckes, lustiges Schiff, flink wie eine Möve und wasserfest wie ein Seehund . . . Gott hab' sie selig, die gute ‚Mary Anne‘, jetzt liegt sie seit sieben Jahren bei Far Öer ein paar hundert Faden tief unter Wasser. Aber damals, zu meiner Zeit, da war sie noch schmuck auf, wie eine Dirn' auf dem Tanzplatz.

Ich hatte allerlei Zeug nach Boston geladen und acht Passagiere an Deck. Durch den Kanal hatten wir leidlich gute Fahrt; kaum aber schwammen wir ein paar Tage draußen auf offener See, da fiel das Wetter über uns her, daß uns Hören und Sehen auf drei Tage verging. Die ‚Mary Anne‘ verlor den Kurs, und als sie am vierten Tage das Steuer wieder zu fühlen begann und das Wetter mit sich reden ließ, saßen wir droben über dem einundsechzigsten Grad, ein paar hundert Seemeilen von Island. Ich war in einer Laune, wie ein Hering, wenn er in Salz liegt, und fluchte den ganzen Tag wie ein Türke. Bis ich meinen Kurs wieder aufholte, waren ja zehn Tage Fahrt verloren. Dazu eine Kälte, daß einem das Herz im Leibe fror. Jede halbe Stunde ließ ich mir einen festen Grog aufs Heck bringen, aber es half nicht. Der steife Nordost, unter dem wir segelten, blies mir bis in die Knochen, und dazu sangen die Wanten, Stage und Pardunen im Winde durcheinander wie die Chorbuben, wenn sie aus dem Takt kommen.

Da war's nun um die vierte Woche. Wir hatten gelogt, und ich gehe hinunter in meine Kajüte, um die Eintragung ins Logbuch zu machen. War auch froh, daß ich mich ein wenig auswärmen konnte. Und nun denkt euch, Jungens: Wie ich in meiner Kajüte unter die Thür trete, seh' ich hinter dem Tisch, auf dem die Seekarte ausgelegt ist, einen Menschen sitzen, den ich nicht kenne, ein langer, hagrer Kerl, so um die dreißig Jahre herum, mit einem weißblonden Bart. „Holla!“ sag' ich,

und da blickt er auf, und aus einem totenblassen, verkümmerten Gesicht sieht er mich mit seinen großen, wasserblauen Augen starr und durchdringend an und fährt dabei mit gestrecktem Finger über die Seekarte, als wollte er mir einen Kurs bezeichnen. Ich spüre, wie es mir so merkwürdig über den Rücken läuft, als striche eine eiskalte Hand darüber. Aber gleich wieder schüttle ich den Kopf, unwillig über mich selbst. Na, denk' ich, es wird wohl einer von den Passagieren sein. Hatte ja die Tage her blutwenig Zeit, mich um sie zu kümmern und gute Bekanntschaft zu machen. Und da hat sich nun einer in meine warme Kajüte gesetzt und treibt seinen Ulk mit mir. Aber wie ich noch so denke, fällt mir auf, daß der Mensch da über seinen Haaren eine Kapitänsmütze sitzen hat, und daß er ein Zeug am Leibe trägt, wie ein richtiger Seemann. Ich mache einen Schritt in die Kajüte ... „Sie, Herr!“ will ich sagen ... aber das Wort bleibt mir im Halse stecken. Denn die Bank, auf der ich ihn sitzen sah, zum Greifen wirklich, ist plötzlich leer ... und ich bin allein.

Ich fasse mich an der Stirn, ich wische die Hände über die Augen ... aber die Bank ist leer! Eine Gänsehaut fährt mir über den Rücken. Aber ich war doch kein Narr, ich war doch ein vernünftiger Mensch mit gesunden Sinnen. Oder ... zum Teufel denk' ich mir, hast du dir doch vielleicht ein paar Gläser zu viel hinter die Binde gegossen? Aber nein, ich stand ja so fest und gerade wie mein Hauptmast, und meine Auge hatten ihren richtigen, sicheren Blick. Freilich, in meinen Händen fühlte ich ein leichtes Zittern. Eine Weile stand ich noch wie angewurzelt, dann nahm ich das Logbuch vor und machte meine Eintragung. Und wie ich nun die Kajüte verlassen und wieder auf Deck steigen will ... ich war schon unter der Thür ... da dreh' ich den Kopf, um noch einmal zurückzuschauen ... und glaube, daß mir vor Schreck alles Blut gerinnt. Dort, auf drei Armlängen vor mir, saß der Mensch wieder am Tische, genau so wie zuvor, den gestreckten Finger auf der Karte, den starren, durchdringenden Blick auf mich gerichtet.

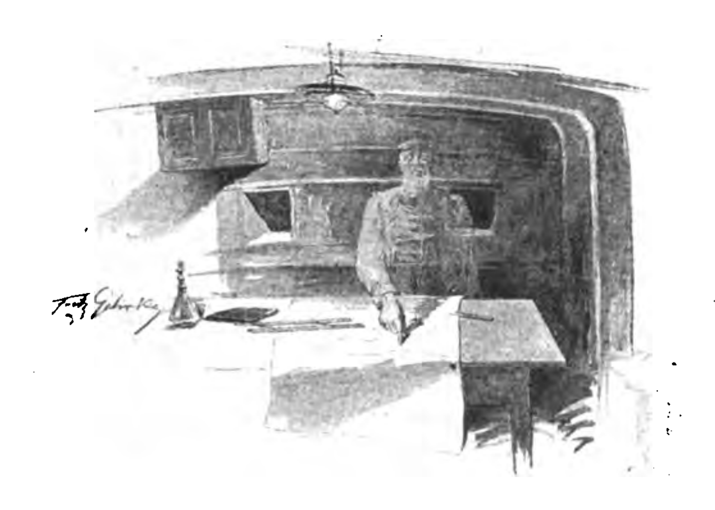
Jetzt war es aber auch zu Ende mit meiner Ruhe und Besinnung. Als wäre der leibhaftige Teufel hinter mir her, so schlug ich die Thüre zu, rannte hinauf auf Deck und rief meine beiden Offiziere. Sie sahen mir's gleich am Gesichte an, daß irgend etwas geschehen wäre. „Jungens“, sag' ich, „wir haben einen blinden Passagier am Bord“. Und dabei war ich meiner Sprache kaum mächtig. Als ich dann erzählte, was mir begegnet war, lachten sie ... gerade so, wie ich euch jetzt lachen sehe. Aber als ich das dumme Gelächter ein wenig krumm nahm und mich, zitternd an allen Gliedern, an die Beting lehnte, wollten sie mir einreden, daß ich krank und im Fieber wäre. Und ich war doch so gesund wie ein Fisch im Wasser. Sie suchten mich zu beruhigen und schlugen mir vor, mit mir hinunter zu gehen in die Kajüte, um die Sache zu untersuchen.

Das geschah nun auch; die Kajüte fanden wir leer ... das ganze Schiff, vom Oberdeck bis hinunter zum Kielschrein wurde durchsucht ... es sind ja Fälle vorgekommmen, daß sich solch' ein eingeschlichener Hallunke

durch lange Wochen in der Last verborgen hielt, um schließlich durch einen Zufall entdeckt zu werden. Aber nichts, nichts wurde gefunden. Und als wir dann wieder in meiner Kajüte saßen und über die merkwürdige Geschichte so hin und her reden . . . Hanse Kollins, mein erster Steuermann, liegt mit den Armen über dem Tisch . . . noch heute seh' ich ihn vor mir sitzen . . . und da beugt er sich plötzlich über die Karte, so merkwürdig betroffen, deutet mit dem Finger auf eine Stelle und sagt: „Käpt'n Petersen, habt Ihr das gemacht?"

„Was?" sag' ich. „Was soll ich gemacht haben?"

„Hier", sagte er, „von unserem Kurs, genau von dem Platz, an dem wir stehen mit der ‚Mary Anne', ist auf der Karte gegen Nord-Nordost ein Strich gemacht, wie von einem Fingernagel eingedrückt".



Ich sehe hin . . . und es war richtig! Und geschworen hätt' ich, daß dieser Strich vor einer Stunde noch nicht auf der Karte war. Eine Weile schauten wir uns schweigend an, und dann sagt' ich: „Jungens", sagt' ich, „das hat was zu bedeuten! Und jetzt weiß ich, was ich thue!" Nehme den Mantel um, drücke mir die Mütze in die Stirn . . . und hinauf an Deck. Ich gebe das Kommando, in zweieinhalb Minuten hatte die ‚Mary Anne' das Manöver ausgeführt, und wir segelten den Kurs an, den der unheimliche Passagier auf der Karte vorgezeichnet hatte.

Zu allen Einwendungen meiner Offiziere schüttelte ich nur den Kopf „Ich will wissen, was das zu bedeuten hat", das war mein einziges Wort. Ich hatte in meinem innersten Herzen die Ueberzeugung, daß uns etwas Außergewöhnliches bevorstände.

Die Nacht verging, und dann bei grauendem Morgen . . . ich war schon wieder an Deck . . . da meldet plötzlich der Lugaus: „Eisberg in Sicht!" Ein paar Minuten — und in grader Linie vor unserm Kurse

taucht eine bläulich schimmernde Masse über die breitrollende See herauf. Ich schaute mir das Auge fast blind durch das Fernrohr, aber der Tag dämmerte noch zu trüb, ich vermochte nicht scharf genug zu unterscheiden. Da nimmt mir Hanse Kollins — der Bursch hatte Augen wie ein Fischgeier — das Glas aus der Hand, und kaum hatte er einen Blick durchgeworfen, so schreit er: „Käpt'n Petersen, ich seh' was!"

„Was siehst du, min Jung", sagte ich, zitternd vor Aufregung.

„Eine Steng' seh' ich, und an der Steng' ist eine rote Notflagg' gehißt!"

Jetzt möcht' ich euch sagen können, Jungens, wies auf der ‚Mary Anne' lebendig wurde. Alles rannte auf dem Vordersteven zusammen, Mannschaft und Passagiere, bald schrie man durcheinander, und dann wieder war lautlose Stille. Immer näher kamen wir dem Eisberg, und jetzt konnten wir schon mit freien Augen die Notflagg' sehen, eine rote, vom Winde zerfetzte Blouse.

Die ‚Mary Anne' drehte bei vor dem Wind, wir ließen ein Boot in See . . . Hanse Kollins am Steuer, acht Mann an den Riemen, ich selbst mit dem Glas am Steven . . . so ging's auf den Eisberg zu. An einer vorspringenden Scholle legten wir an, und aus vollem Halse schrie ich: „Boot ahoi!" Doch keine Antwort! Hanse Kollins aber . . . der Bursch hatte Glieder wie eine Katze . . . war schon über eine zackige Eiswand emporklettert, und mit einmal schreit er zu uns herunter: „Da liegen sie . . . drei Mann!" Im Hui waren wir droben bei ihm, und in einer Mulde des Eisgrundes sahen wir sie liegen, eingehüllt in Mäntel und Kotzen, starr und leblos, drei Mann und unter ihnen ein Gesicht, das ich schon einmal im Leben gesehen hatte . . . um die vierte Wache tags zuvor, hinter dem Tisch in meiner Kajüte. Das war das gleiche totenblasse, kummervolle Gesicht, der gleiche weißblonde Bart . . . nur die Augen sah ich nicht, denn die Lider waren geschlossen.

Eine halbe Stunde, und die drei armen, auf den Tod erstarrten Jungen lagen wohlgeborgen in unserem Boot. Den Kopf des Weißblonden hielt ich in meinem Schooß; ich rieb ihm das Gesicht mit Branntwein, goß ihm Branntwein auf die Lippen, und da plötzlich fing er zu schlucken an, und zwischen meinen Knieen spürt' ich es, wie ihm die Brust langsam auseinanderging. Ganz sachte schlug er die Augen auf . . . es waren die gleichen wasserblauen Augen . . . mit einem langen Blick sah er mich an und murmelte: „Der Kapitän . . . der ‚Mary Anne'!"

„Ja, Freund", sag' ich, und ich brachte Worte vor Aufregung kaum aus der Kehle. „Habt Ihr mich denn im Leben schon einmal gesehen!"

Er schüttelte den Kopf. „Niemals . . . doch ja . . . wann es war, weiß ich nicht . . . doch als ich zu erstarren begann und die letzte Hoffnung aufgab, da sah ich plötzlich ganz nahe vor mir eine Schoonerbark . . . und deutlich konnt' ich an der Galjon den Namen lesen: ‚Mary Anne'. Und dann wieder war es mir, als säß' ich in einer fremden Kajüte hinter dem Tisch . . . und . . . und . . ."

Weiter kam er nicht, er hatte des Bewußtsein wieder verloren.

Als wir eine halbe Stunde später die Geretteten an Bord der ‚Mary Anne‘ brachten, wurde alles Nötige unternommen, um die Erstarrten und Halbverhungerten ins Leben zurückzurufen. Und, Gott sei Dank, es gelang uns. Freilich konnte sich keiner auf den Beinen halten, und schwach waren sie, daß sie kaum ein paar Schluck und einen armseligen Happen hinunterbrachten. In der warmen Roof schliefen sie bis zum nächsten Morgen. Als sie dann erwachten und tüchtig gefuttert hatten, erzählte mir der Weißblonde, daß er Kapitän auf dem Walfischfänger ‚Holfest‘ gewesen und vor drei Tagen im Sturm sein Schiff mit vierzehn Mann verloren hätte. Als ich ihm aber sagte, er möchte mir jetzt genauer erzählen, wie denn das gewesen wäre, als er im Erstarren plötzlich die ‚Mary Anne‘ gesehen hätte ... da wußte er sich auf nichts mehr zu besinnen, rein auf garnichts. Und steif und fest behauptete er, daß er mich zum ersten mal gesehen hätte, als er an Bord der ‚Mary Anne‘ aus seiner Ohnmacht erwachte“.

Claas Petersen that einen tiefen Zug aus seiner Pfeife, sah uns der Reihe nach an und sagte: „Na also, Jungens, was jetzt?“

Wir alle schwiegen. Nur Steffen Sundag wagte eine ungläubige Bemerkung.

Kapitän Petersen strich sich mit dem Rücken der Hand den grauen Bart auseinander und sagte: „Steffen Sundag! Habt Ihr schon erfahren, daß Claas Petersen ein einziges mal in seinem Leben gelogen hat? Na also! Und daß Ihr es wißt ... der Weißblonde heißt Jürgen Folding und sitzt heute mit Frau und Kindern zu Lönborg am Stavninger Haff in einem schmucken Häuschen. Und Hanse Kollins lebt auch noch und fährt auf der ‚Denderah‘ zwischen Hamburg und Valparaiso. Die beiden könnt’ Ihr fragen, Steffen Sundag ... was der eine nicht weiß, das weiß der andere. Und somit gute Nachtfahrt!“

Kapitän Petersen leerte sein Glas und kreuzte mit gerefften Segeln, das heißt mit den Händen in den Hosentaschen, zur Thür hinaus.





Frühlings Erwachen.

Für Väter und Erzieher.

Von

O. Plümacher.

Frühlings-Erwachen, eine Kinder-Tragödie,[1]) ist der Titel eines kleinen Buches, welches bezüglich seines bemühenden, schrecklichen Inhaltes ein würdiges Gegenstück zu Tolstoi's „Kreuzersonate“ bildet. Der ästhetisch-litterarische Wert des einen wie des andern Buches kommt an dieser Stelle nicht in Betracht; die „Kreuzersonate“ ist als Novelle nichts weniger denn ein Meisterstück und beim „Frühlings Erwachen“ möchte ein Litteratur-Kritiker vielleicht mit etwelchem Rechte die eigentümliche Mischung von Realistik und Phantastik, die Zusammenfügung von feinster Portraitzeichnung und grotesker Karrikatur innerhalb eines Rahmens rügen; während ein solcher aber gewiß auch nicht umhin könnte, die Konsequenz anzuerkennen, mit der sich die Handlung aufbaut und gipfelt.

Mit der „Kreuzersonate“ hat die „Kindertragödie“ das gemein, daß die belletristische Form eben nur Mittel ist, die Klage über einen Mangel und Irrtum, der Entrüstung über eine giftige Kulturpflanze Wort und Ausdruck zu geben. Beide Bücher variieren das Thema: „es ist etwas faul im Staate Dänemark“. Der faule Fleck, mit dem es die Kreuzersonate zu thun hat, ist bekanntlich die Stellung des Mannes zum Weibe; hier handelt es sich um einen Fehler bei der Erziehung und Führung der Jugend, welcher teils aus Kurzsichtigkeit, teils aus Feigheit und Ratlosigkeit diese hülf- und führerlos den Weg suchen läßt durch jenes Labyrinth, welches sich ihr öffnet, wenn sich die geschlechtlich bestimmte Natur zu regen beginnt, für welche Regungen unsere modernen Kulturformen keinen legitimen Tummelplatz haben noch haben können.

„Kultur“ auf jeder Stufe ihrer Entwickelung ist in erster Linie Bruch mit der Natur und Kampf mit ihr, der Unüberwindlichen; Ideal jeder Kulturperiode aber ist ebenso die Versöhnung von Natur und Geist durch Aufgehen der ersteren im Zweckstreben des letzteren. Die antike Kultur versuchte und errang in begrenzter Sphäre eine Versöhnung auf ästhetischer Grundlage; die christliche Kultur erstrebte sie nach Art mancher Eroberer:

---

[1]) Frank Wedekind; Verlag von Jean Groß, Zürich, ohne Jahresz. (Dez. 1891).

über der Leiche des erschlagenen Gegners. Da aber die Hydra Natur nicht tot zu machen ist, so blieb's bei einer Scheinversöhnung, einem dualistischen Surrogate, als deren Schlagwort das „felix culpa“ gelten kann.

In unserer modernen Zeit ist die Kluft gähnender denn je; es ist viel „neuer Wein“ da, der die alte Fassung sprengt und dabei verdirbt; das Gute wird zum Uebel, der Kampf verschlingt viel Kräfte, die auf dem Triumphfelde der Versöhnung Großes und Edles hätten leisten können. Unser Buch schildert der Jugend Not in diesem Kampfe; es ist ein Hilfe-ruf an die Leiter der Jugend: steckt den Kopf nicht in den Busch, thut nicht, als ob ihr nicht sähet, was ihr nur zu gut kennt, und heuchelt nicht, denn nur die Wahrheit kann Leuchte sein durch's Labyrinth.

Die „Sphinx“, welche den höchsten Idealen dienen, welche den „Idealismus sammeln will auf dem Boden der Natur“, muß auch pädagogische Fragen in den Kreis ihrer Erörterungen ziehen und wahrlich, eine der „brennendsten“ bildet den Stoff der „Kindertragödie“.

Die Handlung derselben, in ihren Hauptlinien und mit Hinweglassung der Episoden und Nebenfiguren, ist folgende: Ein 14 jähriges Mädchen empfindet ein Regen und Sehnen in sich, das sich in phantastischer Mischung von überwogender Lebenslust und Todesahnungen äußert. Eine verheiratete Schwester bekommt jedes Jahr ein Kind, worüber der Familienkreis sich sehr freut, was bei dem Mädchen aber das Verlangen weckt zu wissen, wie es sich eigentlich damit verhalte; denn an den „Storch“ kann es nun einmal nicht mehr glauben. Das Mädchen bittet die Mutter, ihm „alles zu sagen“. Diese, in die Enge getrieben, verspricht es; es fehlt ihr aber doch an Mut, und so sagt sie endlich: „man muß einen Mann so lieb haben, so lieb — wie Du einen Mann noch gar nicht lieb haben kannst“. Das Mädchen giebt sich damit zufrieden.

Zwei Gymnasiasten sitzen zusammen; müde, abgehetzt von einem Mischmasch häuslicher „Schulaufgaben“. Die Osterprüfungen stehen nahe bevor, und einer derselben, gewissenhaft aber minder begabt, zittert davor; denn es ist für ihn eine „Lebensfrage“, ob er versetzt wird, oder nicht, da sein Vater einer jener Hetz-Papa's ist, welche um jeden Preis „studierte Söhne“ haben wollen, und die Unfähigkeit einer sich langsamer entwickelnden Intelligenz, Schritt zu halten im Parforce-Marsch der Schule durch dies Kunterbunt der „Fächer“ hindurch, als eine persönliche Beleidigung erachtet. Der Junge ist übermüdet und überreizt, und als draußen der Lenz mit Stürmen erwacht und in der intimsten Natur der Uebergang vom Knaben in's Jünglingsalter sich durch symbolische und Leibreizträume ankündigt, da nähert er sich dem Freunde mit einer schüchternen Frage — denn er weiß nichts — obgleich die Beiden zu „besserem Verständnis“ den „Faust“ zusammen lesen. (Die Scene, worin diese beiden guten, schamhaften Jungen über das fatale Thema „vernünftig kohlen“, ist geradezu genial.)

Der Jüngere, ein begabterer Knabe, dem die Schule nicht so schwer fällt und der dem andern „Gleichungen“ und den „lateinischen Aufsatz“

liebedienstet, weiß mehr. Er hat einmal auf einem Jahrmarkt ein „anatomisches Kabinett“ heimlich besucht und dann auch „Naturbetrachtungen“ gemacht. „Hast Du nie zwei Hunde über die Straße rennen sehen?“ fragt er den Freund. Diesem graust es; er will noch nichts hören, aber er bittet, der andere möge ihm alles aufschreiben und es ihm dann heimlich zustecken.

Ostern ist vorüber; der schwache Schüler ist „provisorisch versetzt“. Sein Freund und jenes Mädchen treffen sich öfter allein: im Walde, dann auf dem Heuboden eines Bauernhofes, wo sie zum Scherz helfen Heu machen. Da erwacht das Thierchen im Jüngling, welches er in der Dunkelkammer seines Phantasielebens umgestaltet hat zum Lustbringer, und in ihm gleichsam das Symbol der Mannesfreiheit und Herrlichkeit erblickt. Das Mädchen fällt ihm zum Opfer, ohne zu ahnen, was das Resultat seiner Hingabe sein wird.

Das Quartal vergeht; Der provisorisch Versetzte wird zurückversetzt — er hat trotz größter Anstrengung und gutem Willen nicht Schritt halten können; gleichzeitig wird jene Schrift seines klügeren Freundes gefunden und dem Professor vorgelegt. Der Zurückversetzte erschießt sich: er hat nicht den Mut, den Zorn seines Vaters zu ertragen, und die Schulqual ist schlimmer als der Tod. Der andere wird aus der Schule ausgestoßen. Sein Vater tobt, die Mutter verteidigt ihn anfänglich: er habe ja schließlich nichts geschrieben, als Thatsachen nackt und plump und unverblümt berichtet. Nun trifft aber eine neue Schreckensbotschaft ein. Jenes 14-jährige Mädchen hatte seit einigen Wochen gekränkelt. Der Herr Medicinalrat tröstete es: „es ist die Bleichsucht“; vor der Thüre aber sagt er der Mutter etwas ins Ohr. Die Mutter geht zurück zur Tochter: „Du hast nicht die Bleichsucht, Du hast ein Kind“.

„Das kann ja nicht sein“, meint das Kind, das ein „Kind hat“; „denn ich liebe ja niemanden so sehr wie Dich, Mutter“. Das Mädchen beichtet dann der Mutter und endlich stirbt es in Folge eines Tränkleins, das eine kluge alte Base anempfohlen hat.

Nachdem die Mutter des relegierten Schülers diese Botschaft vernommen hat, verzweifelt auch sie an dem Sohne und willigt ein, daß er vom Vater in eine Anstalt für jugendliche Verbrecher gebracht wird. Dort bricht er aus. Dem Verhungern und dem Wahnsinn nahe, kommt er auf den Totenacker, um das Grab des Freundes und das seines Opfers zu besuchen.

Dort wird er von „vermummten Herren“ aufgenommen und für's Leben gerettet — in erster Linie durch ein warmes Abendessen.

Dies ist der Inhalt unseres Buches.

Als vor nunmehr fast 25 Jahren die „Phil. des Unbewußten“ erschien, da schrien zahlreiche Vertreter der öffentlichen Meinung Zeter über das Kap. II B (das Unbewußte in der geschlechtlichen Liebe) und über den Abschnitt „Hunger und Liebe“ im Kap. XIII C (Pessimismus-Kapitel). Jenes Gethue ist ungeheuer bezeichnend für die Unklarheit, die innerhalb

unserer gebildeten Stände herrscht über das Verhältnis der Naturtriebe des Menschen zu seinen Pflichten als Kulturträger und Geistproducenten.

Was liegt aber der ganzen Verwirrung zu Grunde und führt zu dem heuchlerischen Ignorierenwollen dessen, was doch jederzeit und allerort ist und je und je die Ketten bricht und Unheil, Leid und Schuld verbreitet: es ist der feige, religiös-heuchlerische eudämonologische Optimismus, der es nicht wagte, zu bekennen, daß ein doppelter Abgrund gähnt zwischen dem unmittelbaren Naturwollen und dem idealistischen Geiste einerseits; und zwischen dem Natur- und Geistes-Evolutionismus und dem individuellen Luststreben andrerseits. Der Optimismus thut, als ob die Natur im engeren Sinne und die höhere Geistnatur im Einklang wären, während sie eudämonistisch im Gegensatzverhältnis stehen und nur evolutionistisch-teleologisch in Harmonie sind.

Das „Tierlein" im Menschen hätte ein lustvolleres Leben, wenn der Geist nicht die Kultur erfunden hätte und um der letzteren willen des Tierleins Wünsche einschränken und mit Sittengesetzen binden müßte.

Ein Kritiker unserer Kindertragödie meinte: es werde kaum die Meinung des Verfassers sein, daß man Sekundaner solle heiraten lassen. Sicherlich nicht; und sicherlich wäre es keine Versöhnung zwischen Natur und Kultur, wenn die letztere sich einfach der ersteren zu fügen hätte.

Es hat Zustände und Verhältnisse gegeben und giebt sie noch, wo es einer gewissen Kultur-Bewegung zu gute kommt, wenn der Natur so viel als möglich die Pfade geebnet werden; wo der 14 jährige Knabe dem 12 jährigen Mädchen angetraut wird, da ist manchem Fehltritt vorgebeugt; aber auch die geistfördernde Triebkraft des „Hangens und Bangens" ist lahm gelegt. Es giebt jugendliche Staaten, wo unbewußte Naturweisheit neue Misch-Rassen züchtet (so z. B. im Spanisch-Amerika die „India-latina race") und wo es sich vorläufig nur um die möglichst große Kopfzahl und um die physische Qualifikation der Menschenproduktion handelt. Diese Zustände aber sind nicht die unserigen, die wir stolz darauf sind, die höchste Spitze der Geistesentwickelung zu repräsentieren. Da unsere Kultur aber die Beherrschung des ersten auflodernden Naturtriebes verlangt und verlangen muß, so ist es die Pflicht des Lehrers und Erziehers, daß er dem Jünglinge zur Seite stehe im Kampfe gegen den blind-mächtigen Naturdrang. Alles Geheimnisvolle lockt mit magischer Gewalt; in Verbindung mit dem Naturtriebe und der „Kriegslist der Natur", welche ungekannte Lust für ungekanntes Thun schon ahnen läßt, muß das Locken überwältigend sein für den führerlos über die Grenze des Knabenalters stolpernden Jüngling.

Gewiß, es ist eine schwierige Aufgabe für den Pädagogen, den richtigen Moment zu treffen, wo der Knabe aufzuklären ist über die zu seinem eigenen seelisch-geistigen und socialen Wohle einzunehmende Stellung zwischen Naturverlangen und Kulturgebiet; aber schwierig oder nicht — dem ehrlichen guten Willen zeigt sich fast immer der richtige Weg, und

jede Hülfe ist hier besser, als es dem Zufall zu überlassen, den Knaben wissend zu machen. Denn wer hinter dem Natürlichen unendliche Lust vermutet und das Natürliche zuerst in der brutalsten Form beobachtet — man denke an die zwei Hunde des klugen Knaben — der ist in Gefahr, im Schmutz die Lust zu suchen und in der Lust den Schmutz und des Schmutzes Seelengift zu finden.

Auf dem Boden des naturalistischen Optimismus gelingt der Versuch einer Festigung des Knaben gegen die Sirene Natur entschieden nicht ohne Schönfärberei und blauen Dunst, der früher oder später als solcher erkannt wird und dann die vermeintlichen Schirmmauern zum Falle bringt. Der eudämonologische Pessimismus dagegen bietet bittere aber heilsame Medizin dem fiebernden Jüngling: Entsagen sollst Du, sollst entsagen — Unlust ist Dein Menschenlos; drum lerne von Anbeginn freiwillig mutig geringere Unlust tragen, um größere, folgenschwere Lasten zu vermeiden und die Kräfte zu sparen für höheres Streben und höhere Willensbefriedigungen.

Die „Kindertragödie" ist ein schwerwiegendes Buch in der Hand wohlmeinender Erzieher, Lehrer und Väter und wir empfehlen es solchen innerhalb unseres Leserkreises angelegentlich.



Drei Knospen.

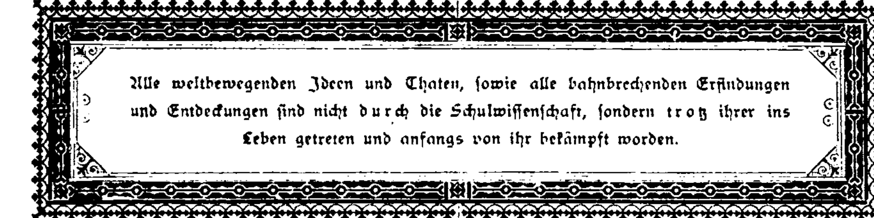
Von

Hans von Mosch.

✻

Schwellende Triebe
so frühlingsfroh-trunken, —
Wonne der Liebe
so selig versunken, —
Ahnen des Geistes
so leise erklungen: —
Alles nur Knospen,
die eben gesprungen! — —





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht **durch** die Schulwissenschaft, sondern **trotz** ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Soliman ben Aïssa.

Der unverwundbare Fakir.

Schon mehrfach ist in unsrer Monatsschrift der Fakir Soliman erwähnt worden; in Paris, Berlin und Wien sind seine Leistungen von allen feingeistig gesunden Menschen als diejenige Magie aufgenommen, die sie thatsächlich sind; nur die geistig blinde, **böswillige** Tagespresse hat ihren blöden Unsinn über diese Magie zusammengefaselt und gelogen — wie immer. Obwohl persönlich sehr in Anspruch genommen, war es mir daher sehr angenehm, als Soliman selbst an mich schrieb und sich mit mir hinsichtlich seines Auftretens in München in Verbindung setzte. Dies führte zu meiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm, und er sowohl wie seine Frau Gemahlin luden mich in dringendster Weise zu einer Privatsitzung in seinem Hotel ein. Bei derselben waren nur noch wenige mir meistens bekannte Gelehrte und Schriftsteller anwesend, und während der Vorstellung unmittelbar vor Soliman sitzend, konnte ich mir alle Vorgänge in mikroskopischer Nähe von wenigen Centimetern betrachten.

Die verschiedenen Nummern der im wesentlichen sich gleichbleibenden Vorstellung, das Durchbohren von Armen, Wangen und Zunge mit scharfen runden Dolchen, das Einhammern eines großen Dolches mitten in den Bauch, das Spielen mit Giftschlangen, das Verschlingen von Schlangenköpfen und Glassplittern, das Herausheben des linken Auges aus der Höhle und das Schwarzkohlen, aber nicht Verbrennen, des Armes u. s. w., alles dieses ist so allgemein bekannt, daß ich es hier nicht noch zu wiederholen brauche. Ich erwähne nur, daß die in der materialistischen Tagespresse ausgesprengte Fabel, Soliman stecke die Dolche durch vorher vorhandene Löcher in seinen Backen und in seiner Zunge, sich als eine handgreifliche Böswilligkeit kennzeichnet. Auf seinen Backen und Armen sind keine Löcher oder Narben zu sehen, und durch die Zunge steckte nicht **er** den Dolch sich selbst, sondern ein Mediziner von der Münchener Universität. Auf seinem Bauche aber sah ich nicht **eine** Narbe, sondern 30 oder 40 solche Punkte, wie wenn Nadelstiche dort gemacht gewesen wären, — ein Beweis, daß Soliman nicht immer eine und dieselbe Stelle zum Hineinhämmern wählt, sondern beliebig darauf losschlägt. Die einzelnen Vorführungen sind zweifellos sehr unästhetisch und abstoßend für das feinere Gefühl, ebenso zweifellos aber sind sie **übersinnlich** echt.

Besonders interessant dabei war es für mich zu beobachten, wie Soliman sich in den Zustand der Unverwundbarkeit versetzte, wie er sich durch Räucherungen betäubte, dabei gleichsam die Feuergeister, in deren Sphäre er seinen Willen zum Herrn machen wollte, beschwor und bezwang und schließlich durch vorne- und hintenüber Schlenkern seines Kopfes seinen Körper in jenen Grad der Hypnose versetzte, in welchem die Willenskraft bekanntlich die organischen Vorgänge ebenso beherrscht, wie im normalen Zustande allein die Muskeln. Dabei war das erste Uebergangsstadium der tiefen Hypnose, durch Verdrehung der Augen nach innen kenntlich, sehr schnell überwunden. In vollendetem Zustande der Unverwundbarkeit war Soliman's Aussehen für den Laien von seinem normal bewußten Aussehen nicht zu unterscheiden; auch uns fiel nur ein sehr geringer Unterschied auf: Soliman's Augen prägen besonders scharf den Typus des Magiers aus; sie stehen sehr weit aus den Augenhöhlen hervor. Während nun im gewöhnlichen Aussehen Soliman's über dem oberen Augenlide unmittelbar die Wölbung des Stirnansatzes mit den Augenbrauen vorspringt, schien sich in seiner Hypnose zwischen beiden noch eine dritte Hautwölbung hervorzudrängen. — Merkwürdig war auch, daß er zum Zurücktreten aus der Hypnose in den äußersinnlichen Zustand sich ganz desselben Verfahrens bediente, wie zum Eintreten in den hypnotischen, nur abgekürzt.

Was ist nun dieses Rätsels Lösung? Was ist das Wirksame in dieser Magie? Und was lehrt uns deren Vorführung?

Sie ist ein praktischer Beweis der Schopenhauer'schen und indischen Philosophie, nach der Alles, was da ist, Wille ist, und zwar Vorstellungen (Maya) des Willens in verschiedenen Abstufungen (Potenzen). Soliman beweist, daß das gesamte Menschenwesen Wille ist, daß sein Wille seinen Körper allgewaltig beherrscht auch auf den Stufen der Daseins-(Bewußtseins-)Potenzierung, die uns ungeschulten Kulturmenschen für gewöhnlich unzugänglich sind, und zwar geschieht dies dadurch, daß er sein Bewußtsein thatsächlich in diesen Zustand oder auf diese Stufe versetzt, daß es dadurch seinem Willen möglich wird, auch die organischen Gebilde und Vorgänge lediglich wie sonst nur die Gedankenbilder frei zu beeinflussen oder beliebig vor Einflüssen und Eingriffen zu bewahren. Bei der Vorstellung ist unverkennbar — und er sagt es überdies selbst — daß die Leistungen ausschließlich auf (übermenschlicher) Anspannung seines Willens beruhen, und keinem andern Zwecke dient auch bei jeder besonders schwierigen Ausführung seine energische Anrufung Allahs. H. S.

Telepathie Lebender.

Nahe bei Oberhausen liegt die zur Bürgermeisterei Styrum gehörige Landgemeinde Dümpten. Dort lernte ich vor etwa 3 Jahren den Hauptlehrer Herrn Benedick kennen, mit dem ich bald einen innigen Freundschaftsbund schloß. Wir haben viel mit einander verkehrt. Im Laufe des vorigen Herbstes erkrankte mein Freund an einer Magenmundverengung. Weil ich den Charakter dieses Leidens genau kenne, wußte ich

wohl, daß diese Krankheit den Tod nach sich ziehen würde. Doch erhielt ich in den letzten Tagen günstige Nachricht von dem Kranken.

An einem Samstag Nachmittag des laufenden Januar saß ich auf meinem Zimmer und studierte Mathematik. Da hörte ich auf einmal ganz laut den Ruf: „Herr Maydt, Herr Maydt"! Ich erkannte sofort die Stimme des Freundes Benedick.

Sogleich erinnerte ich mich, daß derselbe die Treppe hinuntergestürzt sei und ich dachte: Er befindet sich wohl besser, ist jetzt selbst nach Oberhausen zum Arzt gekommen und will mich nun besuchen. Ich lief über den Flur zur Treppe und sah — nichts. Auf dem Flur waren zwei Dienstmädchen, die mich verwundert anschauten, dann aber wieder still Wäsche mangelten. Dieselben hatten nichts gehört. Es ist auch ausgeschlossen, daß sie gerufen hatten. Ich kannte die Stimme zu sicher als die meines Freundes, und die Mädchen hätten sich das niemals in solcher Weise erlaubt. Dann ging ich auf mein Zimmer zurück, wo ich dieselben Rufe noch einmal, von einer andern Seite her, schwächer und doch wie aus größerer Nähe, hörte. Auch diesmal erkannte ich die Stimme des Freundes. Da zitterte ich an allen Gliedern. Um Ruhe zu bekommen versuchte ich alles mögliche — vergebens. Als ich ein Buch — Heis' „Algebra" — aufschlug, steht auf der ersten Seite das Bild des Rufers; es sah aus, als wenn es körperlich geworden wäre und etwas sagen wollte. Ich fuhr mit der Hand danach — dann war es fort. Keine Ruhe konnte ich in der folgenden Stunde finden. Ich zitterte, bebte, wurde gerüttelt wie in Fiebern. Mit einem Freunde ging ich zur Bahn, um im Getümmel eines Wartesaals auf andere Gedanken zu kommen. Im Speiseraum trat ein Bekannter auf mich zu und sagte, Herr Benedick sei operiert worden. Als ich die Stimme hörte, lag der Kranke bewußtlos. Tags darauf starb er.

Oberhausen, 31. Januar 1893. **Leopold Maydt.**

Solche Fälle von spontaner Telepathie kommen viel häufiger vor, als es in der Oeffentlichkeit bekannt wird. Die Erklärung ist auch keine schwierige, sie ist dieselbe wie bei der Gedanken- oder Willens-Uebertragung und bei der hypnotischen Suggestion mentale. Das Denken und Wollen des Menschen beruht in Aetherschwingungen, zu feinen und schnellen Schwingungen, als daß wir sie mit unsern sinnlichen Augen als Licht- und Farbenerscheinungen wahrnehmen könnten; letzteres ist nur denen möglich, die das Odlicht zu sehen vermögen, und die Zahl solcher Menschen ist auch sehr viel größer, als bekannt ist. Viele, sehr viele ahnen garnicht, daß sie es können, wissen auch nicht einmal, wie sie es anzustellen haben, um dies auszufinden (längerer Aufenthalt in absoluter Dunkelheit u. s. w.). — Die Aetherschwingungen des Denkens pflanzen sich natürlich allseitig ebenso fort wie die des Lichtes, können aber auch auf einen besonderen Punkt konzentriert werden. Wer sensitiv ist, nimmt sie leichter wahr, als andere; Uebung in der Wahrnehmung fernübertragener Gedanken ohne Mittel äußerer sinnlicher Uebertragung thut übrigens bei manchen Menschen viel. — Die Empfänglichkeit für solche „übersinnlichen" Wahrnehmungen wird gesteigert in der Hypnose. Andererseits aber steigert sich auch die Fähigkeit der Fernwirkung dann, wenn die Seele (das persönliche Bewußtsein) eines Menschen in einer Ohnmacht oder im Zustande des Somnambulismus von dem körperlichen Organ des Gehirnes unabhängiger wird als gewöhnlich. Dann vermag sie, wie in dem hier vorliegenden Falle, oft auch völlig tageswache normale Personen zu beeindrucken. **H. S.**

Eine Idee

kam mir neulich beim Erwachen, die mich seitdem nicht wieder verlassen hat und die mir doch der Erwägung auch Anderer wert erscheint. Es handelt sich darum, durch „posthypnotische Suggestion“ die Thatsache der Wiederverkörperung experimentell zu beweisen.

Es ist zur Genüge nachgewiesen, daß die posthypnotischen Suggestionen die Zeitdauer ihrer Ausführung sehr weit hinausrücken können; man hat diese Zeitdauer schon bis über ein Jahr hin mit Erfolg ausgedehnt. Sollte man nun nicht öfter versuchen, hypnotisch sehr empfänglichen (stark beeindruckbaren) Personen den Auftrag zu erteilen, sich in ihrer nächsten Verkörperung von einem bestimmten Alter an ihres jetzigen Daseins zu erinnern, vor allem auch des ihnen gegenwärtig erteilten Auftrages dieser Erinnerung sich bewußt zu werden und dieselbe der theosophischen Vereinigung anzuzeigen, deren Vorstand alle so erteilten Suggestionen mit möglichst vielen Einzelnheiten über die Lebensverhältnisse der so Suggerierten und der Umstände jener Hypnose, in denen die betreffende Suggestion erteilt ward, geheim aufbewahren müßte.

Freilich ist es zweifelhaft, ob Wiederverkörperungen bald genug erfolgen, um noch Aufzeichnungen über die jetzige (letztvorhergehende) Lebenszeit vorzufinden. Okkultistisch gilt als Durchschnittszeit für die Wiederkehr von einigermaßen höher entwickelten Personen 1500 bis 2000 Jahre; indessen wird doch von der romanischen Spiritistenschule 30 bis 50 Jahre als gewöhnliche Frist bis zur Wiederkehr angegeben; und man könnte wenigstens versuchen, dieses festzustellen.

Bekannt ist, wie alle Versprechen nach dem Tode oder gleich beim Sterben, Freunden oder Angehörigen sich bemerkbar zu machen, wenn es irgend möglich ist, erfüllt werden. Wenn also der eigene Wille über den Tod hinausreicht, könnte man vielleicht sogar vermuten, daß auch der allein schon imstande sein könnte, im nächsten Erdenleben die Rückerinnerung an das gegenwärtige zu bewirken. Vielleicht ist dies nicht möglich, wahrscheinlich sogar mag bei uns jetzt lebenden Menschen, selbst bei den höher entwickelten, der eigne Wille noch zu schwach dazu, die Reife unserer Individualitäten dazu noch nicht hoch genug potenziert sein. Sollte hier nicht aber fremde Suggestion nachhelfen können? Zu versuchen wäre es doch wenigstens.

Natürlich müßten dazu besonders geeignete Personen ausgewählt werden. Zu suggerieren wären u. a. Kranke, die ihrem Ende in nicht ferner Zeit furchtlos entgegen sehen; solche sind oft auch besonders hochgradig suggestibel. Die hypnotische Suggestion müßte eine willenskräftige, dem Kranken besonders sympathische und geistig nahe stehende Person erteilen.

Das Gelingen solches Experimentes, wenn vielleicht auch erst nach einigen hundert Jahren, würde wenigstens die Sachverständigen, die Theosophen, überzeugen. Und vielleicht ist bis dahin auch schon ein allgemeineres Verständnis für solche Grundfragen des Daseinsrätsels erwacht. Für das mögliche Gelingen solches Experimentes möchte ich zum Schlusse hier aber

noch anführen, daß nicht mir allein, sondern auch einigen mir Bekannten und Befreundeten oftmals ein blitzartiges Erinnern früheren Erdenlebens durchs Bewußtsein schießt. Dies leugnen, hieße unwahr sein; unweise aber wäre es, solche Momentbilder sich auszumalen und ihnen nachzuhängen. Solche innersinnlichen Anzeichen des metaphysischen Gefühlsorgans haben natürlich nur für den Betreffenden selbst einen *subjektiven* Wert. Würde dieses Organ aber durch hypnotische Suggestionen bis zu einer Rückerinnerung gesteigert, die sich Einem klar unwiderstehlich aufdrängt, so könnten dadurch *objektive* Thatsachen geschaffen werden, welche *jeden* überzeugen müssen, der *nicht* etwa deshalb blind ist, weil er nicht sehen *will*.

Hans von Bender.



Eine Aufsehen erregende Prophezeihung

findet sich in einem alten indischen Weissagungsbuche, Bhima-Kavi, im Besitze eines Hindu namens Padmanaba Aier, der in dem Orte Sheally im Tanjore-Distrikt der Madras-Präsidentschaft in Britisch-Indien lebt. Mit einer genaueren Beschreibung dieses Buches und Betonung seiner ausnahmslos bewährten Richtigkeit wird u. a. auch jene Prophezeihung im Januarhefte des „Path“ (New-York, 1893, S. 305) wiedergegeben. Sie ist von so hervorragender Bedeutung und auch ihre Verwirklichung nicht unmöglich, so daß wir sie hier vor unsern Lesern festnageln möchten. Selbstverständlich wollen wir damit, ebensowenig wie der Herausgeber des „Path“, für eine *Gewißheit* ihres Eintreffens eintreten. Sie lautet:

„Eine europäische Frau, welche über die Erde herrscht, wird im Jahre Manmatha sterben, wenn die Sonne in das Tulā Rāsi tritt (Oktober-November 1895). Sie wird von ungefähr sterben (accidentaly: durch einen Unfall oder eines natürlichen Todes?). Ihr Reich wird dann ein Weltreich sein, so daß die Sonne nie drin untergeht.

„Ihre Söhne werden dann eine Revolution (Aufruhr) verursachen. Der älteste ist jedenfalls unbrauchbar. Des Aeltesten Haus, das ihm viel Geld gekostet, wird im Jahre Kara, im Vritschtschika Monate (November-Dezember 1891) abbrennen. Er wird dann nicht dort sein. Dieser unglückliche Mann wird *nicht* das Königreich ererben, das ist sicher. Man wird den jüngeren Sohn auf den Thron erheben. Der wird sehr von den Verwandten seiner Frau unterstützt werden. Aber der Thron wird *nicht* von dieser Familie auf eine andere übergehen. Es wird dann ein Jahr lang viel Unruhe dort sein, auch das ist sicher. Zu der Zeit werden die Unterthanen viel zu leiden haben. Es wird dann nur wenig an der Vollendung der ersten 5000 Jahre des Kali-Yuga fehlen (2½ Jahre). Es wird dann eine Hungersnot eintreten; es wird dort keinen Regen geben; das Volk wird zahlreich sterben. Reiche Herren werden bettelarm werden, und Arme werden reich werden. Dies ist die Wahrheit!“

Wir wollen diesen Aeußerungen nur hinzufügen, daß nach der indischen Weltanschauung im Februar 1898 (nach christlicher Zeitrechnung) der zweite Cyklus von 5000 Jahren des jetzigen Kali-Yuga beginnt und daß an diese Zeitwende Revolutionen aller Art in der Natur, Kultur und sogar in der höheren Geisteswelt geknüpft sind.

H. S.





Anregungen und Antworten.

Die Ethische Gesellschaft.

An den Herausgeber. — Sie besprechen im Dezemberheft die neu begründete Ethische Gesellschaft und legen Ihre Gründe dar, welche Sie von der Mitbegründung dieser Gesellschaft abgehalten haben. Gestatten Sie mir, auf einige Punkte Ihrer Ausführungen einzugehen:

Die Satzungen der Gesellschaft, das gebe ich Ihnen bereitwilligst zu, erscheinen nüchtern, schief und unklar und können zu der Anschauung Veranlassung geben, wie Sie Sich dieselbe von der Gesellschaft gebildet haben; sie können die Frage anregen, was wird als Ideal der Menschlichkeit betrachtet, ohne diese Frage zu beantworten. Wenn Sie aber die gleichzeitig mit den Satzungen veröffentlichten Reden der Herrn Dr. Adler und Prof. Förster, sowie die Broschüre „Die vorbereitenden Mitteilungen ɾc." — und andere, als die ausbauenden Ergänzungen des Programms ansehen wollen, so werden Sie in diesen Schriften die Antwort und die vermißte Anregung der Phantasie finden, und vor allem werden Sie Sich überzeugen, daß die E. G. thatsächlich alle die Forderungen, welche Sie stellen, zu erfüllen bereit ist.

Sie vermissen das „individuelle Strebensziel"; nun, der Angelpunkt der Eth. Bewegung ist die Mahnung „Seid gut!"; die Grundlage derselben ist die Thatsache des Gewissens, der Zweck derselben, dieses zu stärken, als das allen Menschen gemeinsame, während alle transscendenten Anschauungen nur geeignet sind, zu trennen. Hieraus erwächst die erste Aufgabe, die rein innere Thätigkeit der Gesellschaft, die gegenseitige Einwirkung ihrer Mitglieder auf einander durch ihr Thun und Lassen, d. h. durch Anregung und Duldung. Als erreichbares Ziel wird in Aussicht gestellt: „Wachsende Innerlichkeit". Ist dies kein „individuelles Strebensziel", diese Ueber„ebung des „Berliner Kulturmenschen", dies Herausarbeiten aus unserer Alltagsmoral, unserem jetzigen Gesellschaftszustand mit seinem Urteilen und Handeln innerhalb der hergebrachten Vorurteile?

Ethik ohne alle und jede Metaphysik ist sinnwidrig! Wohl; die einzige Metaphysik aber, die Sie anführen, als im Stande, ein ethisches Verhalten zu begründen, diese ist es ja gerade, welche die Eth. Gesellschaft ihrem Streben zu Grunde legt, die Ueberzeugung nämlich, von dem gemeinsamen Göttlichen in uns allen, dem Gewissen; wohl verstanden, nur als Grundlage für das Handeln! Sie verfolgt das induktive Verfahren „Handelt und Ihr werdet wissen!" — während Sie dem deduktiven „tat twam asi — „Alles bist du selbst! Also handle danach!" den Vorzug geben.

Im Grunde aber wollen Sie das Gleiche, und deshalb halte ich es nicht für richtig, daß Sie sowohl, wie Herr von Egidy der Eth. Gesellschaft fernbleiben, es ist eine unnötige Zersplitterung wertvoller Kräfte. Herr Oberst von Gizycki spricht in seiner Schrift: „Hier stehe ich ɾc." seine rein theosophische Ueberzeugung aus, läßt aber diese nicht seine Angehörigkeit zur Eth. Gesellschaft berühren. **G. H.**

Unserer Auffassung nach ist die „Ethische Bewegung" aus der sehr richtigen Ueberlegung erstanden, daß eine energische Abschwenkung von dem trockenen, ausgetretenen Pfade des unbefriedigenden Materialismus unbedingt erforderlich war, um das bei weiterem Verfolge dieses Weges immer mehr mit erschreckender Klarheit hervortretende Endziel — die Vertretung des rohesten Egoismus — zu vermeiden. Dieses

Moment der Bewegung kann aber nur nach der Richtung ausgeübt werden, in der wir uns ja schon befinden, wohin uns die innere Gottesstimme, das Gewissen, hinweist. Findet dieses Abschwenken nun wirklich statt, so reichen wir den uns Nahenden freundlich die Bruderhand; deshalb traten wir der Gesellschaft für ethische Kultur thatsächlich von vorne herein bei. Es überrascht uns aber nicht, daß uns nunmehr die Thatsachen gelehrt haben, daß unsere Stimme mit Entrüstung zurückgewiesen wurde, so daß auch Oberst Hugo von Gizycki sich genötigt sah, seine Angehörigkeit zur E. G. bereits wieder zu lösen, um seiner theosophischen Ueberzeugung treu bleiben zu können, worüber er in diesem Hefte selbst berichtet.

Wir begreifen solche Ethik nicht, die grundsätzlich alle metaphysische Erfahrung leugnet und ununtersucht verketzert. Dennoch können wir uns auch dann, wenn uns diese Gesellschaft noch so schroff abweist, ihr gegenüber nur freundlich und brüderlich stellen. Unbewußt und ohne klare Erkenntnis erstrebt dieselbe sogar doch das Gleiche wie wir selbst; und wenn man unsere Hand zurückstößt, so denken wir in diesem Falle, wie in so manchem anderen: „Sie wissen nicht, was sie thun, indem sie sich vor der Wahrheit zurückziehen!" Daß aber die ethische Gesellschaft im Grunde doch dem gleichen Ziele zustrebt wie wir, hat sie dadurch bewiesen, daß sie in ihrer Wochenschrift „Ethische Kultur" Nr. 6 vom 4. Februar 1893 wenigstens die berühmte Führerin unserer theosophischen Bewegung in England, Frau Annie Besant, in der Rechtfertigung unseres Standpunktes zu Worte kommen läßt. **Hübbe-Schleiden.**

*

Ethische Probleme.

Unsere Auffassung, daß die ethische Gesellschaft ohne Metaphysik ihren Zweck verfehlt, finden wir bestätigt in der kleinen Schrift „Ethische Probleme"[1]) von Professor Dr. Friedrich Maier. Darin entwickelt ein hoch ideal denkender Mann in außerordentlich schönen Gedanken und Worten seine Ansicht über Ethik. Zur Zeit der Abfassung noch ausgesprochener Anhänger der mechanisch-materialistischen Weltanschauung, spricht er doch in jeder Zeile das Gefühl des Unbehagens in den ausgetretenen Kinderschuhen aus, und die Begründung ethischen Verhaltens wird nicht durch reine Verstandesthätigkeit, nicht aus exakter Forschung gefolgert, sondern, wenn auch nur andeutungsweise, aus einer gewissen inneren Vollendung. Ist diese aber das Primäre, so ist auch diese innere Entwickelung die auszubildende Basis, auf welcher sich ein ethisches Verhalten von selbst gestaltet. **Wr. Frdt.**

*

Die Pflicht des Kriegers.

An den Herausgeber. — „ . . . Betreffs meiner militärischen Waffenpflicht kam ich meinem inneren Wesen nach zu dem Entschlusse, der Menschheit als einem einzigen Ganzen dienen zu wollen, solange ich atme, und zwar mit vollständiger Aufopferung meiner selbst, — jedoch nicht um zu vernichten, sondern um aufzurichten. Ich bin entschlossen, mich freiwillig zum Krankendienst zu melden; im Falle der Nichtberücksichtigung meiner gerechten Bitte will ich gern die Folgen tragen, welcher Art sie auch sein mögen. — In dieser Angelegenheit bitte ich nun, mir Ihre Ansicht mitteilen zu wollen. Mich dementsprechend vorzubereiten, soll meine weitere Aufgabe sein. **K. S.**

Ihre Hauptfrage wegen der Militärpflicht beantworte ich, als Mystiker und Theosoph, nicht ganz in dem Sinne, wie Sie wohl erwarten werden. Ihre Stellung zu der Frage ist genau dieselbe wie diejenige Leo Tolstojs, der ja unsere vollste Sympathie hat und zweifellos nicht nur im äußeren Leben weithin segensreich wirkt, sondern auch das Geistesleben unserer europäischen Kultur durch seine Thätigkeit wesentlich bessernd beeinflußt.

Von einem mir als höher erscheinenden Standpunkte aber kommen wir Mystiker

[1]) Frankfurt a. M., 1892, im Selbstverlage des Verfassers. Druck von Mahlau & Waldschmidt.

zu einer anderen Entscheidung dieser Frage. In den Evangelien ist sie gekennzeichnet durch die Worte Jesu: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" und „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" — Noch deutlicher aber ist dieser Standpunkt in der ganzen indischen Mystik vertreten, so z. B. auch in dem Hohenliede der praktischen Mystik, der „Bhagavad Gita", von der kürzlich eine sehr gute deutsche Prosa-Uebersetzung erschienen ist.[1]) Dort wendet der Frager (Ardjuna) sich mit dem gleichen Bedenken, wie Sie, an die Gottheit (Krischna); und sie belehrt ihn (Buch II, 31—38, 50—51), das derjenige, welcher um seiner selbst willen tötet (Mensch oder Tier), ein schweres Verbrechen begeht; wer aber dazu berufen ist zu töten, ebenso schwer sündigt, wenn er davor zurückschreckt — in der irrtümlichen Vorstellung, daß er mit dem Leibe auch das Wesen töte. Es kann einem oder vielen Menschen bestimmt sein, zu einer bestimmten Zeit in einer Schlacht zu sterben (um ihrer selbst willen). Wer sie dann selbstlos, ohne eigene Leidenschaft dazu berufen, tötet, der handelt im Dienste der Gottheit. Schreckt er zurück, so macht er sich dadurch für diesen Fall des Amtes unwürdig, als Gottes Werkzeug zu dienen. **H. S.**

Richard Nagel und der Vegetarismus.

An den Herausgeber. — Würden Sie die Güte haben, in einem der folgenden Hefte der „Sphinx" Ihre Ansicht auszusprechen, ob Sie den Vegetarismus als richtig anerkennen, und was Sie von Nagel's „das Fleischessen vor dem Richterstuhle 2c." halten?

Genf, den 12. Dezember 1892. **Ein Leser der Sphinx.**

Was heißt richtig? Für mich persönlich ist der Vegetarismus das Richtige und Zuträgliche und für viele mir befreundete Männer und Frauen auch. Aber absolut richtig, zuträglich und naturgemäß ist Nichts, sondern immer nur relativ, für die Verhältnisse des Einen so, für die des Andern anders. Für ein Lamm, oder ein Pferd oder eine Kuh wäre Fleischnahrung Gift, für eine Katze, einen Tiger oder einen Löwen ist sie ganz naturgemäß. Ebenso giftig ist Fleisch- und Alkoholgenuß für einen Geistmenschen, der allerdings wieder so hoch entwickelt sein kann, wie ein Christus oder wenigstens ein Paulus, daß ihm nichts mehr schadet, auch kein Schlangengift und keine Seuchenansteckung. Die heutige Kultur der europäischen Rasse mit ihren einseitig übertriebenen intellektuellen und physischen Anforderungen an den „modernen Menschen", mit ihrem Parteigetriebe und ihrer Militärdisciplin, mit ihren immer regen Leidenschaften und Begierden und sich fortwährend noch künstlich steigernden Bedürfnissen, diese sogenannte Kultur kann offenbar ohne Fleischkost und Wein oder Bier nicht bestehen und gedeihen. Würde eine vegetarische Lebensweise allgemeiner werden, so müßte aus der heutigen Kultur, in der der Mensch das raffinierteste der Tiere ist, schon eine wirklich geistige Seelen-Kultur geworden sein, innerhalb welcher Kriege und Parteigehässigkeit unmöglich wären und in der allein sich die sociale Frage wirklich lösen würde nach dem Grundsatze (nicht des Liberalismus: Jeder für sich und die Polizei für Alle, sondern) des Solidarismus: Jeder für Alle und Alle für Jeden.

Nagel's Auslegung des Evangeliums ist indessen doch nur eine sonderbare, wenn auch stellenweis erstaunliche Geistesverirrung. Denn ganz abgesehen davon, daß es eine handgreifliche Thorheit ist, den Geist des Christentums im Vegetarismus finden zu wollen (Jeder Mystiker erlebt in sich etwas ganz anderes) — ist dies ein großer Irrtum hinsichtlich der Ursachen jener ersehnten Umwälzung des Geisteslebens. Die Geistesbewegungen werden nie durch Aeußerlichkeiten, Umgestaltungen in Kleidung, Nahrung und Lebensgewohnheiten geweckt und durchgeführt, sondern nur durch Geisteskräfte, die das Seelenleben der Einzelnen und der Völker umgestalten. Die dann folgende Veränderung der Lebensgewohnheiten ist immer nur der nachherige selbstthätige Ausdruck der werdenden oder geschehenen Umgestaltung. „Das Reich Gottes kommt niemals durch äußeres Gebärden!" **H. S.**

[1]) Dr. Franz Hartmann: Die Bhagavad Gita, bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig (Mk. 1,50).



Bemerkungen und Besprechungen.



Selbstüberwindung.

Zu dem kurz skizzierten Einleitungsgedanken dieses Heftes und besonders zur Vervollständigung seines Mottos werden wir von Dr. Ludwig Kuhlenbeck auf folgende Parallelstellen hingewiesen:

Wer schlägt den Leu'n? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut jener, der sich selbst bezwinget
und der seine Glieder all' geborgen bringet
aus dem Sturm in steter Tugend Port. **Walter v. d. Vogelweide.**

Ferner der Schluß des Kampfes mit dem Drachen:

(Der Meister) spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
der Demut, die sich selbst bezwungen. **Schiller.**

Hierzu sind auch die beiden Strophen 23 und 24 aus Goethes Fragment „Die Geheimnisse" vollständig anzuführen:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
ist es kein Wunder, wenn ihm Viel gelingt;
man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
und sagen: das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
zu leben und zu wirken hier und dort;
dagegen engt und hemmt von jeder Seite
der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:
in diesem innern Sturm und äußern Streite
vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich überwindet. **Goethe.**

Zu der ersteren dieser beiden Strophen haben wir noch zu bemerken, daß dieselbe keineswegs dualistisch aufgefaßt und vor allem auch der „Schöpfer" nicht anthropomorph (als Uebermensch gedacht) zu werden braucht. Die „Natur" und der „Schöpfer" sind in jeder einzelnen Individualität vielmehr der Gottesfunke, der in ihr das Wesen ist, der sie belebt, entwickelt und der sie zuletzt zu ihrem Ziel der Göttlichkeit im All zurückführt.

H. S.



Wieder einmal Buddha und Christus.

In einer der letzten Nummern des „Deutschen Protestantenblattes“ ist ein Vortrag des Pastors Dr. Veeck in Bremen am 9. Dezember 1892 mitgeteilt,¹) der obigen Vergleich behandelt. Dies ist stets willkommen; und auf Wunsch einiger unserer Leser berichtigen wir zum dutzendsten Male die dabei vorgetragenen theologischen Irrtümer.

„Christus flieht die Welt nicht (wie der Buddha), er will sie zu einem Gottesreiche umschaffen“. — Das fiel ihm garnicht ein; er sagte vielmehr: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

„Der Buddhismus ist eine Religion ohne Gott“. — Keineswegs; ebenso wie der Christ in Jesus einen Gott gewordenen Menschen sieht, so der Buddhist in Gautama Buddha.

„Dem Buddhismus fehlt der Glaube an göttliche ewige Weltzwecke und Weltziele. . . . . . Das Ende für das Christentum ist nicht das Nirwana, sondern ein Gottesreich“. — Im Wesentlichen stimmt die Eschatologie beider Religionen überein: das „Gottesreich“ ist nur die objektive Vorstufe zur Vollendung im „ewigen Leben“ und dieses ist identisch mit dem Nirwana.

„Mönche und Einsiedler sind im Buddhismus die eigentliche Geistesgemeinde, im Christentum sind sie eine Entartung, ein Rückfall“. — Keineswegs; die wahre Nachfolge Christi ist nie ernster und wirksamer betrieben worden als von den Begründern des christlichen Mönchswesens.

„Das Christentum unterwirft den Menschen nicht einer unabänderlichen Verkettung von Ursache und Wirkung“. Nein? Heißt es nicht im Gleichnisse: er wird von dannen nicht herauskommen, bis daß er auch den letzten Heller bezahlet hat? Und schreibt nicht der Apostel Paulus: Irret euch nicht! Gott läßt seiner nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten?

„Das Christentum unterwirft den Menschen der biegsamen Vaterliebe Gottes, die ihn nie aus ihrer Hand läßt, auch nicht im Leide, auch nicht in tiefster Schuld. Es lehrt einen Gott, der den Gläubigen giebt, den Strebenden hilft“. In diesem, wie in allen anderen wesentlichen Punkten stimmen beide Religionen völlig überein. Auch das Christentum lehrt keine ungerechte Günstlingswirtschaft, sondern eine „Gnade“, die verdient wird, ebenso wie der Buddhismus das Reifen des guten Karma; und genau ebenso wie im Katholicismus Christus und die Heiligen als die älteren vorangegangenen (vollendeten) Gottmenschen uns schwächeren zurückgebliebenen Brüdern helfen, ebenso der Buddha und seine Heiligen.

Was der wohlmeinende Herr Pastor sonst noch sagt, ist ebenso unzutreffend, auch hinsichtlich des „allerchristlichsten“ Dogmas. Verschieden sind die beiden Religionen nur je nachdem Volkscharakter der Rassen, für die sie bestimmt waren.

„Die Natur gebietet nicht, Vegetarier zu sein“. Nein, allerdings denen nicht, die noch blutiger Nahrung und alkoholischer und sonstiger Reizmittel zur Befriedigung ihrer Begierden bedürfen. Für diese ist Fleisch und Wein naturgemäß; für andere nicht mehr.

„Die christliche Liebe ist stärker als das buddhistische Mitleid; höher als Buddhas weibliche Duldsamkeit ist Jesu männliche Treue bis in den Tod“. Höher als alles steht bei beiden jedenfalls die praktische Bethätigung des Grundsatzes: Haß mit Liebe zu vergelten und den Feinden zu vergeben, den Verfolgern Gutes zu erweisen. **H. H.**

*

Zufall und Notwendigkeit.

Man findet selbst in besseren Schriften oftmals den Zufall der Notwendigkeit gegenübergesetzt. Dies ist aber falsch; denn entweder ist der „Zufall“ notwendig, oder er existiert überhaupt nicht.

---

¹) Derselbe ist auch als Heft 7 in Richard Lesser's verdienstlicher Sammlung „An der Tagesordnung, Beiträge zur Klärung der öffentlichen Meinung“ erschienen. (Berlin W., Yorkstraße 44, Preis 50 Pfg.)

Wenn mir in dem Augenblicke, in welchem ich zum Hause hinaustrete, ein Dachziegel auf den Kopf fällt, und ich dies einen Zufall nenne, so behaupte ich damit nur, daß mein Hinaustreten aus dem Hause in keinem Kausal-Nexus (ursächlichen Zusammenhange) mit dem Hinabfallen des Dachziegels stehe, daß der Dachziegel in demselben Augenblick hinabgefallen wäre, auch wenn ich das Haus nicht verlassen haben würde. Mein Hinaustreten aus dem Hause in diesem Augenblick war das notwendige Ergebnis der Motive, welche auf mich eingewirkt hatten. Ebenso war das Hinabfallen des Dachziegels in diesem Augenblicke die notwendige Wirkung vorangegangener Ursachen. Da also beide Thatsachen in dem gegebenen Augenblicke notwendig waren, so war auch ihr Zusammenfall, d. i. eben der Zufall, eine Notwendigkeit. Wenn hingegen Jedem, der zu meinem Hause hinaustritt, ein Dachziegel auf den Kopf fällt, so würde man sicherlich sagen, es sei kein Zufall, und damit behaupten, daß zwischen dem Hinaustreten der Leute aus meinem Hause und dem Hinabfallen der Dachziegel ein Kausal-Zusammenhang bestehe, sei es, daß durch die Erschütterung des Hauses beim Schließen der Thür die verwitterten Dachziegel brechen und hinabfallen, sei es, daß Jemand vom Dache her die Ziegel den Hinaustretenden auf die Köpfe wirft.

Aber „es giebt überhaupt keinen Zufall", sagen — und zwar mit Recht — alle diejenigen, welche — aber irriger Weise — unter Zufall Ursachlosigkeit verstehen, denn eine solche existiert nicht. Es giebt auch keinen reinen Zufall für alle Diejenigen, die in jedem Ereignis das Walten Gottes sehen. Es giebt schließlich auch für Diejenigen keinen reinen Zufall, welche sich zur Karma-Lehre bekennen; denn nach dieser sind nicht nur unsere intellektuellen und moralischen angeborenen Fähigkeiten, sondern selbst unsere äußeren Verhältnisse sowie unser ganzes Lebensschicksal bis ins kleinste Detail die notwendige Wirkung vorangegangener in uns selbst liegender geistiger Ursachen.

Hugo von Gizycki.

✻

Zur Frauenfrage.

Im letzten Juliheft der „Sphinx" berührte der Herausgeber derselben in seiner gewohnten unparteiischen Weise die Frauenfrage. Dies rief drei Monate später eine Erwiderung hervor vom Standpunkte eines Menschen, der nach Lombroso's Ausdruck am Misoneismus (Feindschaft gegen Neuerung) leidet.

Jede Frage muß objektiv gefaßt, der Kern derselben aus der subjektiv gefärbten örtlichen und zeitlichen Hülle gelöst werden.

In der Frauenfrage sind drei verschiedene Seiten derselben zu unterscheiden:

1. Die Erwerbsfrage. Sie bildet die gemeinste und daher auch allgemeinste Seite. Gegner des unbeschränkten Erwerbes der Frauen sind zunächst Konkurrenten. Aber zahlreiche Väter, Brüder und Gatten lassen sich gern einen Teil der Erhaltungslast abnehmen und sind deshalb dem erweiterten Frauenberufe günstig. Sämtliche charakterfeste und auch nur mäßig intelligente Frauen kämpfen energisch dafür. Der endliche Sieg der am meisten ins öffentliche Bewußtsein gedrungenen Abteilung der Frauenfrage ist in absehbarer Zeit sicher anzunehmen.

2. Der Rechtsbegriff. Ungleich höher als die materielle Seite der Frauenfrage, tritt er somit naturgemäß auch weit vereinzelter auf. Das Recht der Frau ist zweifellos. Das Recht als solches kann nicht von Zweckmäßigkeitsgründen abhängig gemacht werden. Es begründet sich selbst und ist das höchste Gesetz.

3. Die geschlechtliche Seite. Großenteils mißverstanden, selten unparteiisch aufgefaßt, wirft sie ihre verdunkelnden Schatten selbst auf die beiden vorhergehenden so klaren Teile der Frauenfrage. Die Frau wird vorzüglich, beinahe ausschließend nur als Mutter gedacht. Indessen wirken doch in der Fortpflanzung zwei Faktoren, folglich müssen wir den Vater daneben setzen. Solches begründet abermals gemeinschaftliche Lasten, Pflichten und Rechte. Bei den ungesetzlichen Verbindungen fällt alle Schmach der Frau zu, während den Mann, höchstens wenn er eine vernünftige Mäßigkeit überschreitet, einiger Tadel trifft. Der einfache Satz: ohne Käufer keine Ware, wird kurzsichtig ignoriert.

Die Frauen müssen lernen, die unklaren Gefühlsanschauungen durch vernunftgemäße Begriffe zu ersetzen. Die Männer müssen ihre kolossalen Vorurteile aufgeben, dann tagt es auch in der Frauenfrage. Hier wie überall gilt: „post tenebras lux“ (Durch Nacht zum Licht)!“

Franz von Nemmersdorf.

Eine ideal-naturalistische Dichterin

im wahrsten Sinne des Wortes ist Maria Janitschek, deren gesammelte Gedichte uns in zweiter vermehrter Auflage[1]) vorliegen. Dieser Satz soll keine Marke oder Rubrizierung bedeuten: dazu dünkt uns die Dichterin viel zu individuell-stark, viel zu ausgeprägt; sie nimmt eben ganz und gar eine Sonderstellung ein — es soll nur das gesagt sein, was uns das Bild eines großen Künstlers stets aufweist, und sei es in den kleinsten Zügen: hohen geistigen Charakter und den Zug ins Erhabene. Idee und Wahrheit: beides die Geheimnisse des Kunstwerks — Idee: der erste intuitive Anschauungskeim, der sich unter der intensiven Gefühlsarbeit des Künstlers zum verdichteten, konkreten Produkt entwickelt; — Wahrheit: das verkörpernde Mittel hierzu, die Technik des Gestaltens. Aus diesen beiden allein resultiert die Wirkung eines Kunstwerkes und nur nach dieser Wirkung stellt sich wiederum die Größe eines Kunstwerkes dar. Beides finden wir bei Maria Janitschek; und dazu eine Seelensphäre, eine Tiefe der Empfindung, wie wohl nur bei wenigen modernen Dichterinnen. Menschen mit tief innerlichem Drang sind es, die sie uns in ihren Dichtungen schildert; und diese Menschen mit der sonnigen Lust und dem zitternden Leid, diese Seelengestalten mit dem heißen vibrierenden Herzen in der erhabenen Gottgröße einer gewaltigen Hochgebirgsnatur, im gelben trockenen Sande der Wüste oder unter dem ewig blauen Himmel Italiens, sie berühren uns wie Erscheinungen, wie Lebensgebilde einer anderen Welt. Und doch fühlen wir uns selbst in ihnen, sei es nun im farbenschönen Gewande des Altertums oder im Naturkleide unserer göttlichen Nacktheit, wir fühlen unsere eigenen Herzen darunter schlagen — wir empfinden diese Menschen als wahr. Nicht den kleinlichen Blick für den äußeren Alltag kennt Maria Janitschek, sie schaut ins Innere, ins innerste Getriebe des Menschenseins — und das mit ganz eigenen Augen, mit den Augen der eigengearteten Künstlerin. Eine warme Gefühlssymbolik, die unmittelbar in ihren Bann zieht und von Seele zu Seele spricht, ist es, welche die reimlosen, fast epischen Verse auf jeden wirken läßt, der sich ihnen vorurteilslos hingiebt; und darum können wir das Büchlein unsern Lesern aufs wärmste empfehlen.

F. E.



Ein neues Märchenbuch

mit sechzehn lieblichen, tiefempfundenen Geschichten hat Carlot Gottfried Reuling herausgegeben.[2]) Das Märchen ist wohl eine der schwersten Kunstformen überhaupt, denn es verlangt vor allem eins, über das nur wenige verfügen können: ein unbefangenes, kindlich-naives Erzählertalent. Um der heranwachsenden Jugend frühzeitig von den geistigen und seelischen Früchten des Menschenstrebens und von den Lebensidealen das beste und am leichtesten verständliche in faßlicher farbenbunter Form zu reichen — dazu bedarf es der Märchen. Und unter all den vielen modernen Erscheinungen auf diesem Dichtungsgebiete sind es verhältnismäßig nur wenige, die auch nur den geringsten Anforderungen genügen. Namentlich ist in unserer überzivilisierten Kulturzeit die Produktionsbegabung für dies der besten Erziehungsmittel der Jugend eingeschläfert worden; es erstickt alles in äußerer Wirklichkeitssucht, die man für Wahrheitsdrang ausgiebt, und der weltschaffenden Phantasie werden bei ihrem Fluge

[1]) Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

[2]) Aus Hag und Tann. Odenwaldmärchen und Phantasien. Braunschweig, Verlag von Appelhans & Pfenningstorff.

unbarmherzig die Flügel beschnitten. Reuling zeigt in vorliegendem Büchlein, daß er keineswegs dem Zeitgeschmacke huldigt und daß er das uralte liebliche Feld der Märchen mit neuen duftenden Blumen geschmückt hat, ohne dabei gesucht oder phantastisch zu werden. Wir wollen hier als Probe den Anfang seines Märchens „Das Kinderauge" wiedergeben:

„Wenn der Storch ein kleines Kind bringt, so sind dessen Augen fest geschlossen und niemand kann sagen, ob sie blau wie der Sommerhimmel, oder schwarz wie die Nacht, oder braun gleich der Farbe des Rehes sind. Wenn aber die Schatten sich immer weiter auszudehnen beginnen, wenn zuerst der Abendstern am Horizont flimmert und nach ihm die zahllosen anderen heraufgezogen kommen, daß der Himmel wie besät mit Funken ist, wenn die Menschen in ihren Betten liegen und Träume ihre Stirn umspielen, dann taucht plötzlich im Gewimmel der Sterne ein Engel auf, welcher zur Erde herabfliegt. Er trägt eine blitzende Strahlenkrone auf seinem Haupte, und ein duftiger Schleier umhüllt seine Gestalt. An jedem Hause, hinter dessen Mauern ein Menschenkind den ersten Traum seines Daseins träumt, hält der Engel still, fliegt zu der Wiege und beugt sich über das kleine Wesen. Dann küßt er es dreimal und das Kind öffnet die Lider, und zwei große Augen starren verwundert in die Welt und der Engel nickt ihm freundlich lächelnd zu, legt schützend die Hand über es, damit es ruhig weiter träume, und fliegt hinaus in die stille, schweigende Nacht". **F. E.**

*

Der Naturalismus

von Leo Berg[1]) läßt eine Auffassung des Naturalismus vermuten, mit der man sich wohl versöhnen könnte, wenn uns der Verfasser selbst die Hand dazu reichte. Ein Konglomerat von geistreichen Einfällen und Absätzen über alles, was zum Naturalismus gehört und was nicht dazu gehört. Manche tiefen Gedanken; Einiges, das wert wäre, excerpiert zu werden — und viele Jongleurkunststückchen. Nietzsche in Gestalt eines Schlaubergers. Der Aphorismus, die Form der Ewigkeit für Nietzsche, hier in kleinster Vermünzung. Der Verfasser rennt mit uns herum, ohne uns Ruhe zu lassen, so daß wir am Schlusse eigentlich nicht wissen, was er gewollt hat. Ja! hätte er seine eigene Sprache behalten! Wäre er gegen sich selbst kritischer gewesen! Aber er macht nach — in Form und Geist! — und das ist böse. Was Naturalismus ist, und warum und wie er sein muß, darüber erhalten wir keinerlei Auskunft. **F. E.**

*

Ich sterbe und lebe doch!

Es ist kürzlich im Verlage von Ed. Lintz in Düsseldorf ein Buch unter obigem Titel erschienen mit dem Zusatze: „Ich habe lange heftig gezweifelt, aber bei Gott, es giebt ein bewußtes persönliches Fortleben nach dem Tode!" „Wunderbare Vorgänge in meiner engeren Familie" von Carl von Lehsten. — Dies nicht umfangreiche und nicht kostspielige Buch (2 Mk.) ist jedem zu empfehlen, der sich ernstlich mit den Thatsachen des Spiritismus befassen will. Obwohl es nur eben diese Thatsachen berichtet, die nun einmal denen, die sie nicht erlebt haben, immer unglaublich erscheinen, so hat es doch eine relativ hohe Ueberzeugungskraft durch seine schlichte Einfachheit der Darstellung. Geschrieben hat es ein von tief ernster, guter Gesinnung erfüllter Mann, dessen eigener, jetzt 17 Jahre alter Sohn sich im engeren Kreise seiner Familie von seinem 14. Jahre an als ein Medium von außergewöhnlicher Kraft entwickelte.

Das Buch berichtet über viele sogenannte „physikalische Experimente" und enthält eine ganze Reihe mediumistischer Mitteilungen in Prosa und in Versen. Es wird darin zwar kein philosophisches Gesamtbild vom Jenseits gegeben; aber mehr als diese überzeugen jene Mitteilungen denjenigen, der sie erhält, vom Fortleben der ihm nahe-

[1]) Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst (München 1892 Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl).

stehenden Verstorbenen, wenn er durch mediumistische Unterhaltung mit ihnen ganz in gleicher Weise wie mit Lebenden verkehrt.

Die Schrift bietet auch manches Gehaltvolle, Trostreiche und Anregende. In der heutigen materialistischen Welt sind ihr recht viele Leser sehr zu wünschen; es wird doch manchen Zweifler dahin führen, gleiche eigene Erfahrungen zu suchen. **E. D.**

Eine neue Bibelübersetzung.

Es liegt der mit Spannung erwartete erste Band der neuen Bibelübersetzung des bekannten Straßburger Theologen, Professor D. Eduard Reuß, vor uns![1]) Ihm selbst war es nicht mehr vergönnt sein Werk erscheinen zu sehen, doch zwei seiner früheren Schüler, Lic. Erichson und Pfarrer Dr. Horst, haben pietätvoll die Aufgabe übernommen, die ursprünglich für akademische Vorlesungen bestimmte Uebersetzung und Erläuterung des alten Testamentes einem größeren Publikum zuzuführen. Und ein solches wird dies Werk sicherlich finden, das verbürgt der Inhalt dieses ersten Bandes! In welchem Geiste der Verfasser seine Aufgabe bewältigt hat, das geht aus seiner Allgemeinen Einleitung hervor.

„Wenn das alte Testament nicht mehr dazu gemißbraucht wird, das spezifisch-christliche Dogma zu stützen, mittels ebenso geschmackloser als unwahrer Erklärungskünste, so hat seine eigene Natur, Religion und Poesie, Sittenlehre und Gesetzgebung, der heilige Enthusiasmus seiner Propheten, die epische Naivität seiner Ueberlieferungen, nunmehr vom geschichtlichen Standpunkt betrachtet, bei der Aenderung nur gewonnen, und die hebräische Litteratur strahlt fortan in hellerem Glanz aus der Nacht des heidnischen Altertums, als da ihr Licht die theologischen Nebel nicht zu durchdringen vermochte. — Und wird der heilige Geist verleugnet, wenn man die Spuren seines Wirkens in den weitesten Kreisen, in den mannigfachsten Aeußerungen sucht und entdeckt, und ihn wehen läßt wo er will, auch in den Tiefen der eigenen Seele, statt ihm enge Grenzen zu ziehen und ihn in Formeln zu bannen?" (S. 31). — „Viele ernst gesinnte Personen haben geglaubt, daß die neuere Wissenschaft die Basis des Christentums erschüttert habe, ja, daß sie es absichtlich gethan, und aus diesem Grunde mißtrauen sie ihr, sie bestreiten sie als feindlich und gefährlich schon um ihres Prinzips willen, nach welchem sie von jeder Ueberlieferung unabhängig sein will, die für andere ein Element ihres religiösen Glaubens geblieben ist selbst im Schoße der protestantischen Kirche, welche doch in so mancher Hinsicht mit der Tradition gebrochen hat. Diese Antipathie gegen die Kritik scheint um so mehr gerechtfertigt, wenn man sieht, mit welcher Leichtfertigkeit manchmal die heiligsten Interessen verkannt oder verletzt werden" (29). — An die Bibel glauben wird in Zukunft heißen: glauben, daß sie sich dem Herzen und Gewissen offenbart in allem, was sie von oben stammendes enthält, aber auch glauben, daß diese Offenbarung für ihre Klarheit und Kraft nichts zu befürchten habe von der Unvollkommenheit ihrer Organe, sofern ihr nur nicht in uns selbst ein größeres Hindernis entgegen tritt" (32). Allerdings wird, wie auch der Verfasser ausspricht „die Lösung dieser Frage gar nicht mehr versucht werden, angesichts der viel schwierigern und drohenderen andern, der großen sozialen Aufgaben und Gefahren, mit welchen sich das nächste Jahrhundert wird zu beschäftigen haben".

Doch das Gute bleibt der Nachwelt unverloren, und auch dieses Buch wird seine Mission erfüllen. — Der erschienene erste Band enthält außer einer allgemeinen Einleitung zur Bibel einen Ueberblick über die Geschichte der Israeliten und eine Erläuterung der Geschichtsbücher, welcher sich die mit zahlreichen Anmerkungen versehene Uebersetzung des Buches der Richter, der Bücher Samuelis und Könige anschließen. Von Anfang bis zu Ende ist dies ein hochinteressantes Werk, nicht nur für jeden Theologen, sondern für jeden Gebildeten. So übersetzt und erläutert wird das Reuß'sche „Alte Testament" ein würdiger Ersatz der mehr und mehr veraltenden Lutherischen Uebersetzung werden. **Wr. Frdt.**

[1]) Das alte Testament. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Braunschweig, Lieferung 1—5, à Mk. 1,50 (388 S.).





Mitglied kann *jeder* werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „*Sphinx*" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

T. V. und T. S.

Schon wiederholt ist in der Sphinx von der indischen T. S., das heißt Theosophical Society (Theosophische Gesellschaft) die Rede gewesen. Wir sind mehrfach und von verschiedenen Seiten gefragt worden, wie sich die T. V. (die Theosophische Vereinigung) in Deutschland zur T. S. in der ganzen übrigen (fast ausschließlich englischen) Welt verhalte. Dies ist leicht erklärt:

Formell steht die T. V. mit der T. S. in *gar keinem* Verhältnisse. Aber da die *Wahrheit* jederzeit und überall *dieselbe* ist, einerlei ob sie in englischer oder in deutscher Sprache ausgedrückt wird, so ist auch die Theosophie, welche die T. V. vertritt, genau dieselbe, wie sie die T. S. verbreitet. Höchstens ist ein leiser Unterschied der Geistesrichtung darin zu finden, daß die T. V. nachdrücklicher betont, daß die Wahrheit *auch* in den *christlichen* Ueberlieferungen zu finden ist, wenn man sie nur zu suchen versteht, und nicht durch eine dogmatische Brille blind gemacht wird; indessen wird dies auch in der T. S. niemals verkannt. Vor allem aber werden die Begründer der T. V. niemals vergessen und auch nie verschweigen, daß sie zur wissenschaftlichen Erkenntnis der individuellen (relativen) Unsterblichkeit und zu dem theosophischen Streben nach dem höchsten Ideale zuerst durch die Begründer der T. S. angeregt und angeleitet worden sind.

Warum ist dann die T. V. nicht eine Zweig-Gesellschaft der T. S.? — Warum sollte sie dies wohl sein, da ja doch der sprachliche Unterschied keine unmittelbare Verbindung zwischen den englischen und deutschen Theosophen gestattet! Wiederholt haben wir theosophisch gesinnten Deutschen vorgeschlagen, sie sollten Mitglieder der englisch-indischen Gesellschaft werden, da diese ihren Wirkungskreis über die *ganze* Erde ausdehnen und eine Verbindung *aller* Menschen anbahnen wolle. Aber uns ward stets erwidert: Wir sind ganz bereit, im Geiste an dieser brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen teilzunehmen; aber was soll dazu ein *formelles* Band mit Beitragszahlungen nach einem Lande hin, dessen Sprache wir nicht verstehen und dessen Bücher wir nicht lesen können. Jederzeit wollen wir jeden fremden Theosophen hier in brüderlichster Weise aufnehmen; und es soll uns freuen, wenn uns in andern Ländern Gleiches widerfahren wird. Aber mehr als ein *geistiges* Band kann diese Verbrüderung doch *nicht* sein. Die Wahrheit zu erstreben und zu lehren, das Bewußtsein der individuellen Unsterblichkeit (die Karmalehre) zu beleben und das Streben nach den höchsten Zielen in uns zu erwecken, dazu bedürfen wir doch keiner Ermächtigung von England oder Indien; und wenn wir solche hätten, würde sie uns auch nichts nützen. Ebenso wenig aber wie wir Deutschen volkswirtschaftlich nicht von England abhängig sind und ihm nicht tributpflichtig sein können und wollen, ebenso wenig sollten wir dies finanziell gesellschaftlich sein. Als der einzig richtige Modus vivendi erscheint uns die Gegenseitigkeit, denn diese nur ist wahre Brüderlichkeit.

Thatsächlich hatten wir auch im Jahre 1884 schon eine Zweig-Gesellschaft der T. S. in Deutschland zu begründen versucht. Die Möglichkeit, viele Teilnehmer an derselben zu gewinnen, scheiterte jedoch an eben jenen Bedenken zumal der deutsch, aber nicht englisch verstehenden Deutschen. Und wir mußten diesen damals schon, wie heute, recht geben. **Hübbe-Schleiden.**

Theosophische Bibliothek.

Die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig hat sich entschlossen, als „Theosophische Bibliothek" eine Sammlung von Werken, aus verschiedenen Zeiten und Kulturverhältnissen herrührend, herauszugeben; und zwar soll in allen diesen Werken der Gedanke der Theosophie zum Ausdruck kommen, daß „dem Menschenwesen ein individueller Geisteskern zu Grunde liegt, der göttlicher Natur ist und der göttlicher Vollendung fähig, und daß es die Aufgabe des Menschen ist, diese Vollendung seines Wesens selbstthätig mit allen seinen Kräften zu erringen".

Die einzelnen Bände dieser Bibliothek werden den Mitgliedern der „Theosophischen Vereinigung" mit 25 Procent Preisermäßigung gegen Einsendung des Betrages an die Verlagshandlung geliefert: Band I, J. Kerning, „Der Weg zur Unsterblichkeit", für 75 Pfg. (statt 1 Mk.) und Band II, J. Kerning, „Schlüssel zur Geisteswelt", für 1 Mk. 15 Pfg. (statt 1 Mk. 50 Pfg.). Das Nähere über den Wert dieser kleinen Bücher ist in dem Aufsatze „Die Meister der Mystik" schon gesagt worden. **H. S.**

Eingegangene Beträge.

Die Empfangsbestätigung derselben fällt in diesem Hefte wegen Raummangels fort; sie wird im nächsten Hefte erfolgen. **H. S.**

Noch einmal das Abonnement auf die Sphinx.

Es sind noch immer wieder mehrfache Anfragen von Seiten unserer Mitglieder an uns ergangen, wie sie sich hinsichtlich der Fortsetzung des Abonnements auf die „Sphinx" zu verhalten haben.

Wer von der Preisermäßigung als Mitglied der T. V. Gebrauch machen will, hat, wenn sein letztes Jahresabonnement bei seinem Buchhändler mit dem Februarheft abgelaufen ist, die Fortsetzung daselbst abzubestellen, dagegen den ermäßigten Betrag für dieselbe an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans und Pfenningstorff) in Braunschweig durch Postanweisung einzusenden. Diese Vorausbezahlung hat zunächst das Schlußheft des ersten Quartals, März 1893, mit 1 Mark zu umfassen und dann weiter soviel Quartale, wie man im voraus zu bezahlen wünscht, mit je 3,75 Mark, also bis Juni 1893 zusammen 4,75 Mark, von März 1893 bis März 1894 inklusive 16 Mark und weiter jährlich 15 Mark.

Falls die Zahl der Sphinx-Abonnenten erheblich zunehmen sollte, so daß irgendwie die Kostendeckung dabei möglich ist, soll der Abonnementspreis noch entsprechend herabgesetzt werden. Jeder Sphinx-Leser also, der einen oder mehrere andere Abonnenten für unsere Monatsschrift gewinnt, handelt damit gleichzeitig in seinem eigenen Interesse. Wenn jeder jetzige Abonnent auch nur einen neuen anwürbe, wäre der Erfolg erzielt. Da aber freilich dies nicht wahrscheinlich ist, so werden unsere wirklichen Freunde gut thun zu versuchen, jeder ein Dutzend neue Abonnenten heranzuziehen.

Hübbe-Schleiden.

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!
Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVI, 86. April 1893.

Der freie Wille.

Das Problem und seine Lösung.

Von
Hübbe-Schleiden.

Spinoza sagt (epist. 62), daß der durch einen Stoß in die Luft fliegende Stein, wenn er Bewußtsein hätte, meinen würde, aus seinem eigenen freien Willen zu fliegen. Ich setze nur hinzu, daß der Stein Recht hätte.
Schopenhauer: Welt als Wille I, 150, 597.

Kant und Schopenhauer haben zwar nicht das Problem des „freien Willens" ganz gelöst, sie haben aber den unzweifelhaft allein richtigen Weg zu seiner Lösung eingeschlagen. Daß sie das Problem nicht völlig und befriedigend lösen konnten, liegt teils daran, daß sie die zu lösende Frage nicht ganz ausreichend scharf erfaßten, teils daran, daß sie nicht tief genug in das Wesen der Individualität eindrangen. Spinoza hat in seinem oben angeführten Satze über den freien Willen den hauptsächlichen Gesichtspunkt des Problems richtig betont; von dessen Lösung aber kann natürlich bei ihm nicht die Rede sein.

Die Frage nach dem „freien Willen" dreht sich selbstverständlich nicht darum, ob der Wille einer lebenden Individualität die Wirkung aller ihn bestimmenden Ursachen und Beweggründe (Motive) sei, ob also der menschliche Wille an Kausalität gebunden, oder aber ob er „indeterminiert" sei. Darum haben sich die Theologen schon seit Augustinus und Calvin unter einander und im Kampf mit der Philosophie herumgestritten. Heute ist kein nachdenkender Mensch mehr darüber im Zweifel, daß der Wille jedes Einzelnen kausal determiniert ist.

Das Problem nun, welches es zu lösen gilt, ist folgendes: Ebenso unzweifelhaft wie dies, daß jede einzelne Willensentscheidung durch die Summe aller ihrer Ursachen und sie veranlassenden Umstände, Bedingungen und Einflüsse bestimmt wird, ebenso unzweifelhaft ist die Thatsache, daß ein Jeder sich verantwortlich fühlt für sein Denken, Thun und Reden. Wenn dies Denken, Thun und Reden aber die Wirkungen der ganz von unserm Wollen unabhängigen Ursachen und Umstände sind, wie können wir uns dann dafür verantwortlich fühlen?

Plato, Kant und Schopenhauer glauben das Rätsel des Verantwortungsgefühls (und mithin auch das Recht des Verantwortlich-Machens)

zurückführen zu müssen auf eine Freiheit des Willens vor dem Eintritte der Individualität in die kausale (ursächlich bedingte) Welt des Raumes und der Zeit, also auf eine selbständige Willensentschließung ohne Grund und Ursache mit völligem Voraussehen der nachfolgenden kausalen Entwicklung solches „freien Willens“. — Damit aber wird die Frage nicht gelöst, denn Raum und Zeit sind erst die „Principia individuationis, d. h. sie sind die notwendigen Vorbedingungen für das Dasein irgend einer Individualität. Zwar kann nicht nur, sondern es muß jede Individualität vor ihrer gegenwärtigen menschlichen Verkörperung schon als Individualität bestanden haben; aber vor all und jedem Eintritte in Raum und Zeit überhaupt kann selbstverständlich von Individualität keine Rede sein und deshalb irgend eine Individualität innerhalb Raum und Zeit sich auch nicht verantwortlich fühlen für das, was vor dem die Gottheit oder das all-eine Ewige beschlossen und gewollt haben mag. Das Problem betrifft eben nur die Verantwortlichkeit innerhalb der Welt, in der wir „leben“.

Warum fühlt sich nun ein Stein oder Baum nicht verantwortlich und warum machen wir sie nicht verantwortlich für das, was durch sie geschieht, wenn sie etwa durch ihren Fall einen Menschen tödten und dergl.? Offenbar nur deshalb, weil die Schwerkraft, die durch ihre Masse wirkt, den Fall und seine Folgen nicht vermöge eines eigenen Bewußtseins in ihnen zu ihrem eigenen Thun und Wollen werden läßt. Das wenigstens ist die Hauptsache dabei, daß ein persönliches Bewußtsein in dem Wollenden und Handelnden als ein selbstständiger, neuer Faktor im Gewebe der Kausalität auftritt. Zwar ist auch dieser Faktor streng kausal bedingt; es giebt aber jedem Einzelfalle ein ganz anderes Gepräge, wenn persönliches Bewußtsein und damit Verantwortungsgefühl des Wollenden und Handelnden hinzutritt, als wenn dieses nicht der Fall ist.

Spinoza hatte Recht, daß das Gefühl des „freien“, verantwortlichen Willens nur im Bewußtwerden des letzteren liegt. Für etwas, was vielleicht durch uns, jedoch ganz ohne unsern „Willen“, ohne unsre „Schuld“, auch ohne unser Versäumen einer möglichen Vorsicht geschieht, dafür fühlen wir uns niemals verantwortlich. Statt „freier Wille“ können wir also „bewußter Wille“ setzen. Aber damit ist unser Problem nur präzisiert und nicht gelöst. Doch wird uns dies zur eigentlichen Lösung des Problems hinführen.

Das im Verhältnis des persönlichen Bewußtseins mehr oder weniger klare Verantwortungsgefühl muß selbst — wie schon gesagt — kausal bedingt sein. Doch je klarer das Bewußtsein eines Menschen ist, desto mehr erkennt er auch, wie all sein Wollen vollständig bedingt ist durch seine ihm angeborenen Anlagen des Geistes und Charakters, durch all seine Lebensumstände und Schicksale und durch die Summe aller Einflüsse, die augenblicklich auf ihn einwirken. Wie könnte er sich nun verantwortlich für solches so kausal bedingte Wollen fühlen, wenn nicht seine eigene Individualität ausschließlich der bewußte Urheber all dieser Ursachen wäre. Nur durch das Bewußtsein wird das Verantwortungsgefühl be-

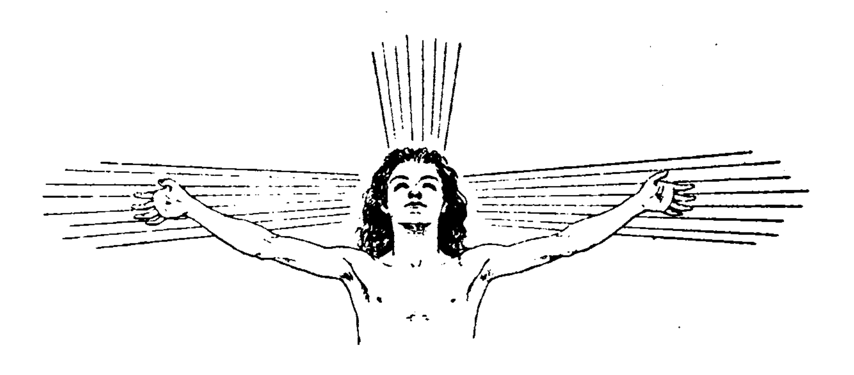
dingt, und außerdem müssen die Ursachen auch ihren Wirkungen gleichwertig (adäquat) sein. Wenn also jemand jetzt bewußtermaßen leidet oder jetzt bewußtermaßen sich verantwortlich fühlt für sein Wollen, das nur Wirkung seiner Anlagen und Schicksale ist, dann müssen auch diese letzteren selbst die Wirkungen eines bewußten Wollens seiner Individualität in deren früherem Leben sein. Sind wir nicht das Werk unserer eigenen Entwicklung, sondern wären wir das Werk eines Gottes, oder des Zufalles, oder unserer Eltern, dann müßten ja diese, nicht wir selbst, für unser Thun und Wollen sich verantwortlich fühlen. Thatsächlich fühlen aber Eltern sich hinsichtlich ihrer Kinder nur verantwortlich für ihr eigenes Handeln oder Unterlassen in deren Erziehung und Entwicklung.

Diese Lösung des Problems vom sogen. „freien Willen" führt uns also auf die Thatsache der Wiederverkörperung; und wirklich finden wir auch diese Lösung schon bei Plato wie bei Kant und Schopenhauer angedeutet. Letztere Beiden fassen diese Thatsache zusammen im Begriffe des „intelligiblen Charakters", d. i. der inneren Wesenheit des Menschen, welche schon in den Geburtsanlagen jeden von dem andern unterscheidet und ebenso unterscheidlich alle Lebensschicksale des Einzelnen bedingt oder bestimmt. Nur das war Kant und Schopenhauer nicht ganz klar — selbst letzterer hat es wenigstens nie hinlänglich klar ausgesprochen —, daß dieser „intelligibele Charakter„ jedes Einzelnen nicht, so wie er ist, willkürlich aus einem „unerforschlichen Ratschlusse Gottes" hervorgegangen sein kann, sondern selbst sein eigenes Entwickelungsprodukt sein muß. Jede Individualität ist das, was sie in jedem Augenblicke ist, geworden nur durch ihre eigene bewußte Vorentwickelung sowohl in ihrem gegenwärtigen Leben, sowie auch in allen ihrer früheren Leben, deren Resultate jedesmal erhalten bleiben und bei jeder Neuverkörperung sich in den Anlagen des Geistes und Charakters sowie in den sämtlichen Lebensumständen gleichsam als die „unbewußte Erinnerung" aller eignen Vorentwickelung von Neuem zeigen.

Noch Eins zum Schluß: „Wie kommt es nun, daß der vollendete Gottmensch als ein „freier" über der Kausalität aller Naturgesetze stehend erscheint?

Das Bewußtsein, welches uns das Rätsel dieser „Willensfreiheit" löst, ist selbst nur ein Entwickelungsprodukt und in seiner unendlich weiten Steigerung hinaus über die Stufe des „menschlichen" Bewußtseins besteht allein der Unterschied des Gottmenschen von dem „Kulturmenschen". Das Bewußtsein des Gottmenschen ist so hoch gesteigert (potenziert), daß es das Geschehen der Natur auf allen Ebenen, den niedern materiellen wie den höchsten geistigen, umfaßt; und das bewußte Wollen eines solchen Gottmenschen ist daher nur ein völliges Sich-bewußtwerden der Naturgesetze in diesem einen Geistesbrennpunkt, der mithin alle Naturgesetze ebenso beherrscht, wie der geworfene Stein sein Fliegen zu beherrschen glauben würde und selbst andern so erscheinen könnte. Auch der „freie Wille" des Vollendeten ist nur Bewußtsein des Naturgesetzes, das ist „Gottes Wille".





Sprüche aus der Höhe.

Vom

Wanderer.

Καὶ ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο καὶ ἐσκήνωσεν ἐν ἡμῖν.

1. Tafel.

Kreuz und Ring.

1. Alles Leben ist ein ewiges Müssen, und Müssen heißt: Gott werden. Also bedeutet dein Leben den Weg zu Gott, von dem du ausgegangen bist im Anfang deiner Welt.

2. Auf deinen Lippen mußt du das Wort der Erlösung tragen, und in deinem Herzen soll der Kelch des Lichtes sein, von dem alle trinken werden, denen Gott Muß ist. In diesem Wort liegt das Geheimnis aller berufenen Seelen.

3. Mehre das Gut deines Geistes durch Macht der Seele und durch die Gewalt deiner Liebe, dann wird dein Erkennen dein Wollen sein. Das aber mußt du erleben lernen.

4. Was die mächtigsten Propheten wußten und in Gewalt hatten, das hast du auch in deiner Macht, wenn du um Gott eiferst, das heißt: wenn du dich opfern kannst.

5. Macht euch zum Marsche bereit, ihr Wanderer! Macht euch marschfertig und seelenstark, denn die Stunden der Ruhe sind gezählt, und es wartet die Welt auf die neue Sonne. Der Frühtau liegt auf den Feldern und aus den Gründen duftet der Dampf des Morgens.

6. Auf die Zeit der Trübsal und Traurigkeit folgt die Zeit des Trostes und der guten Macht. Die gute Macht aber seid ihr selbst, die ihr euch erkämpft habt und die andern in die Schlingen eurer Seelen lockt. — Mein Wille ist meine Liebe, so spreche euer Mund, und eure Seele thue also.

7. Mache den Gott, der dich lenkt, zum Gott, der dich will; und dieser Gott bist du selbst! Das ist der erste Satz meiner Wahrheiten; der aber wird unumstößlich sein, und kein Thor kann ihn raten.

8. Liebe dein Ich wie du deinen Gott lieben mußt, dann hast du Gott, und dein Weg ist deine Erlösung.

9. Man nehme mehr vom Gute seines Nächsten als man missen kann, und der Geist, der also geraubt wurde, wird für beide von Heil sein.

10. Meine Zungen sind in jedes Menschen Munde, spricht der Allgeist, der große Gott, aber nicht alle verstehen damit zu reden.

11. Liebe den, der dir der Vergessenheit des Lebens unwert scheint. Das bist du — und jeder, der dich für seinen Werdebruder hält, ist das gleiche.

12. Man führe zuerst den Namen seines Ichs im Munde, ehe man sagen kann, ich liebe dich. Wer sich noch nicht erkannt hat, wie könnte der andere erkennen wollen.

13. Mehre die glänzenden Mächte deiner Seele, daß sie leuchten und daß deine Augen wie Geisteskerzen sind.

14. Meine mächtigsten Künder sind die, welche ihrer Macht sich entäußern konnten, um meine Macht durch sich wirken zu lassen, sagt der Geist — und doch sind sie selbst meine Macht.

15. Hört mir nur mit den wachen Ohren meiner Liebe, dann wird euch nichts entgehen. Kein Ton aus eurer Seele wird dann nicht von euch gehört werden.

16. Was in den Herzen der Größten lag, ist nichts, als die Erkenntnis ihres innersten Ichs. Laßt alle Suchemühe, wenn ihr das nicht in euch suchen wollt, denn es ist mehr im Herzen eines jeden von euch allen, als ihr meisten vermuten mögt.

17. Ein Walter wird nur der werden, der seine Macht selbst finden kann, das heißt: der da walten will über sich und in der Liebe zu seinem Nächsten.

18. Lerne die letzten Laute deiner Menschlichkeit vergessen und lausche nach innen, wenn du dich berufen fühlst. Denn nur dort ist das Echo Gottes und aller anderen.

19. Werde, der du zu werden ahnst, wenn du in stiller Stunde deine Seele prüfst. Da ist noch niemand getäuscht worden. Jeder hat seinen Spiegel in sich.

20. Willst du dich finden, so lerne dich verlieren. Hast du dich aber verloren, so hast du mehr von dir gefunden, als du je verlieren konntest.

21. Kein Verbrecher an seiner Seele ist verloren, wenn er sein eigener Richter wird. Und keines Andern Urteil kann mir das vergeben, wovon ich mich als mein eigener Seelenrichter freisprechen will. Das aber kann nur geschehen, wenn ich das Verbrechen an meiner Seele durch meine Erkenntnis gebüßt, das heißt: ausgeglichen habe.

22. Nicht im Staube liegt das Ziel, sondern im Lichte. Der Leib ist es, welcher sich im Staube beschmutzen kann. Die Seele trinkt Licht mit jedem Schritt, den sie macht. Und was uns Leiden scheint, ist das Glück unserer Seele, das zum Lichte führt. Das Licht aber ist der Geist.

23. Man soll nicht mehr mit andern rechnen, als man mit sich selbst zu rechnen versteht. Das aber will gelernt sein. Was mit sich rechnen heißt, weiß derjenige, der im ersten Aufstieg leidet. Also muß jeder namenlos werden.

24. Viele unter den Menschen müssen sich an andere verlieren, um von wieder anderen gefunden zu werden. Erst dann können sie sich bewußt werden, nämlich wenn sie ihrer Brüder Auswurf und Fund geworden sind.

25. Es giebt Martern, die zumal Leiden sind, Leiden der Menschen auf ihrem ersten Aufstieg. Es giebt aber auch Martern, die Lust sind, Lust an sich selbst und an Gott und der Welt. Das sind Jubelrufe ins Ewige, die den Schmerz nicht kennen. Mit Zeichen werden sie Märtyrer sein, diese Auserwählten, mit Zeichen, die heilig sind.

26. Kreuz und Ring der Ewigkeit, das sind die Zeichen der Zeugen des Geistes.

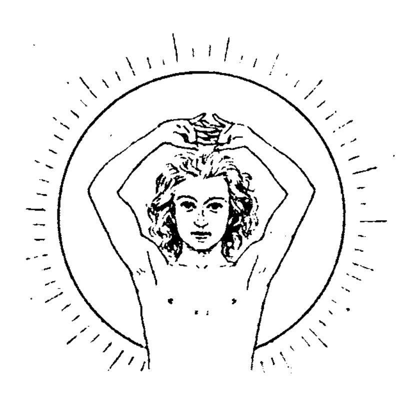
27. Kreuz — du Urgeheimnis der Gottheit selbst, in eines jeden Seele liegst du und eines jeden letzte Siegerbrücke bist du, du höchstes Stigma, du heiliges Symbolum. Kein Mund kann künden, was dein Sinn; nur ahnen kann's der, welcher Gott nahe ist. Du teilst alles in mein und dein. Du bist der große Schnitt der Welt in Ewigkeit und in Endlichkeit. Du weist den Mittelpunkt alles Werdens und alles Seins; durch deine Arme faßt du des Kreises Weiten und einst alles, was da ist. Kreuz, du bist das letzte Geheimnis vom Ich zum Du, was da ist das Geheimnis der Gottheit.

28. Ring — Urbild der Wiederkehr in dem Werden alles Seins; Ewiges Symbolum, der Gottheit mächtiges Zeichen. Mehr als alles Leben bist du, und mehr als alles Werden deutest du an. In deinen Weiten liegt das, was da ist und was da ewig sein wird. Ewige

Wiederkehr ist deine Deutung und dein Sinn ist das ewige Sein. Wer dich aber ganz raten kann, der ist Gott nahe, denn in Gott selbst liegt das Geheimnis deines Entstehens.

29. Keine größere Lust sollt ihr kennen, ihr Wollenden, als Kreuz und Ring, und keine größeren Leiden sollt ihr fühlen, als Kreuz und Ring. Wenn aber das Leid zur Lust wird, dann wird das Kreuz zum Ring, und beide sind eins. Lernt nur euch in diesem Zeichen vernichten und neu gebären, lernt euch erkennen — dann habt ihr das Heil!

30. Von denen aber, die im letzten Glücke ihrer Seele stehen, strahlt der goldne Lichtschein der Errettung aus; der Geist läßt seine Gottheit erglühen und befruchtet die wartende Welt.



Im innern Heiligtume.

Der wahre Lehrmeister, der Geist der Wahrheit, wohnt inwendig, im Heiligtum des Herzens. **Capito.**



Inneres Wachsen.

Wer ein Mal seine tiefsten Gedanken auf seine Seele richtete, der wird erst erröten müssen. Hat er sich aber zum zweiten Male nackt gesehen, dann wird er nicht mehr erröten, sondern sich in seiner Nacktheit lieben lernen. Und das dritte Mal wird er der Welt von seiner Nacktheit geben, das aber ist er selbst. **F. E.**





Im Hochland der Gedankenwelt.

Eine Meditation von

Ludwig Kuhlenbeck.

1. Dasein ist Bewußtsein.

Hinter dem poetischen Schimmer Göthe'scher und Bruno'scher Verse, wie ich sie in meinen Aphorismen über die Persönlichkeitsidee in den Mai- und Juniheften 1892 brachte, erglänzt uns wie hinter farbigen Wolken die Idee wie der verschwommene Umriß eines Gletschergipfels aus weiter Ferne. Sollte es vielleicht nur eine Fata Morgana sein? Aber ist nicht auch jede Fata Morgana schließlich doch die totale Reflexion einer Realität?

Wir haben sie im langen Marsch durch die Ebene des alltäglichen Daseins aus den Augen verloren, und nun erhebt sich vor uns eine schwierig zu erklimmende Anhöhe, bedeckt mit wirrem, oft stachligem Buschwerk; wir sehen Spuren anderer Bergtouristen, die sich hindurchgewunden haben; ob sie zu einem sonnigen Ausblick gelangt sind, wissen wir nicht. Aber vielleicht ist dies der Fuß des Berges, dessen Spitze wir von Weitem sahen im Glanz der Abendsonne. Wohlan denn, setzen wir den Bergstock des Gedankens in Bewegung, wo wir können, alten Spuren folgend!

Ich denke: also bin ich. Der Satz ist richtig, — aber wie weit? Kann ich nicht ebenso gut sagen: Ich rieche, also bin ich; ich friere, also bin ich; mich hungert, also bin ich? Sicherlich! Und hat nicht Schiller recht, wenn er sagt:

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
Oft schon war ich und hab' wirklich an garnichts gedacht.

Worin besteht denn nun eigentlich unser Dasein, im Denken, im Riechen, im Hungern, im Frieren, oder gar im Nichtdenken, im bewußtlosen Existieren?

---

*) Zum Titel dieses Aufsatzes bemerken wir, daß er auf den besonderen Wunsch unserer Redaktion gesetzt ist, obwohl Dr. Kuhlenbeck denselben für sich allzu anspruchsvoll fand. Wir zweifeln aber nicht, daß jeder Leser unsere Meinung teilen wird, daß dieser Titel den Charakter des Aufsatzes richtig kennzeichnet. (Der Herausgeber.)

Nun, wenn wir überall von der Voraussetzung ausgehen, mit unserem Denken das Sein umspannen zu können, so müssen wir zugeben, daß das Sein nichts vom Denken grundwesentlich Verschiedenes, das Denken nur eine Spezies des Seins ist. Hieraus aber ergiebt sich, daß das Dasein überhaupt und die allgemeine Art des Bewußtseins im weitesten Sinne, deren Spezies das Denken ist, Eins und dasselbe sind. Kann doch Niemand sagen, worin das Sein eines Körpers bestände, wenn es weder von ihm noch von einem Andern irgendwie gewußt würde.

Hier finden wir auf unserem Emporstieg Spuren und Merkzeichen, die uns mit den Namen früherer Touristen bekannt machen, hier die uralte Spur eines Zeno, dort die eines Bruno, eines Descartes, und die umfassende breitere und frischere Spur eines Berkeley, Schopenhauer und Fichte. Esse est percipi, sagt Berkeley, und noch umfassender Hermann Lotze: Sein ist „für Sich“ Sein.

Alle diese Vorgänger sind in gewissem Grade Idealisten.

„Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn“.

Das ist die Spur der Realisten, der naiven, dogmatischen und der mit kritisch-transscendentaler blauer Brille Wandelnden, welche weiter suchen nach dem „reinen“ bewußtlosen Sein, dem Ding an sich, oder wie immer sie es nennen, und wieder abwärts irren zur großen Ebene, um dort beim Skeptizismus, hier beim Dogmatismus nach langer beschwerlicher Wanderung Einkehr zu halten.

Dieser Spur zu folgen und den kaum begonnenen Aufstieg (die ὁδὸς ἄνω wieder mit dem Abstieg in die Ebene, der ὁδὸς κάτω) zu vertauschen, rät uns ein getreuer Eckart in Gestalt eines etwas bierbäuchigen Mannes von gesetztem Alter, der sich uns als „gesunder Menschenverstand“ vorstellt. „Wie lächerlich, sagt er, Dasein- und Bewußtsein für gleichbedeutend zu nehmen. — Halten Sie etwa diesen Felsen hier für eine bewußte Masse oder für ein Nichts, für eine bloße Idea Berkleyana? Letzteren Falls rennen Sie gefälligst einmal mit Ihrem Idealisten-Schädel gegen ihn an; sofort wird Ihnen zum Bewußtsein kommen, daß die Realität des Nichtbewußten bei weitem mächtiger ist, als die Ihres Bewußtseins; — ja, wenn Sie einen zu starken Anlauf nehmen sollten, besorge ich, daß Ihr Bewußtsein definitiv an diesem Nichtbewußten aber Daseienden elend zu Grunde gehen werde!“

Ihm aber erwidern wir: Nicht gesunder Menschenverstand, sondern jene Sophistik redet aus Dir, die das, was wir unter Bewußtsein verstehen, in seiner Allgemeinheit nicht auffassen will, die uns dafür die menschliche Form des Selbstbewußtseins unterschiebt, welche wir — solche Narren sind wir nicht — diesem Felsen, zumal als Ganzem keineswegs zuschreiben. Allein der Fels besteht aus einer ungeheuren Anzahl

von Atomen; und diesen letzten Elementen seiner Zusammensetzung schreiben wir allerdings eine Art von Bewußtsein zu, die freilich von dem Bewußtsein, das durch das Menschenhirn objektiv und durch unser Denken und Fühlen subjektiv sich darstellt, himmelweit verschieden ist, wenn auch nicht gerade soweit, wie das Sternbild des Bären von einem wirklichen Bären. Nur der Mangel eines besseren Wortes, das alle innerlichen Zustände zusammenfaßt, die wir unter Empfinden, Vorstellen, Wollen und Fühlen subsumieren, läßt uns das Dasein als Bewußtsein kennzeichnen. In jenem Felsen bäumt sich uns nicht bloß eine Vorstellung, sondern auch ein mächtiger Wille der Natur entgegen, zusammengesetzt aus unzählig vielen durch die Beziehung der Schwerkraft und chemischen Wahl-Verwandschaft geeinten Kraftzentren. Jedes Kraftzentrum ist ein Wirklichkeitszentrum. Aber wie sollte das Wirklichkeitszentrum wirken und auf sich wirken lassen, wenn es gar kein, sei es auch ein noch so dunkles Empfinden der von anderen Kraftzentren auf sich ausstrahlenden Wirkungen hätte? Die vielleicht verbreitetste und auch im vorliegenden Felsen mächtigste Kraft ist die Schwerkraft, die Kraft der gegenseitigen Anziehung. Alle diese unzähligen Kraftzentren üben eine Anziehungskraft auf einander aus. Die Intensität derselben richtet sich nach der Entfernung. Wäre nun die Entfernung x y, die zwischen den beispielsweise ausgewählten Atomen x und y wirkt, nichts weiter, als die Vorstellung, die sich in uns, den Beobachtern bildet, wenn wir den räumlichen Ort des y durch Ausgehen vom Orte des x zu erreichen suchen und uns dabei der Größe dieser Veränderung bewußt werden, so wäre sie ganz unzureichend, ihre Wirkung zwischen x und y selber zu erklären. Denn für x und y selber bedeutet diese bloß von uns empfundene Entfernung gar nichts, und wie sehr man auch behaupten mag, sie bestehe zwischen x und y, auch wenn Niemand sie empfinde, für x und y selber kann sie nur dann bestehen, wenn x und y selber sie empfinden, sei es auch in einer ganz anderen Empfindungs- oder Bewußtseinsform, als der unsrigen. Die Entfernung zu y kann **nur dann** ein Grund sein, um sich nach ihrer Größe p oder q und der Intensität einer von x ausgehenden dadurch bestimmten Anziehung zu richten, wenn z von ihr etwas **merkt** d. h. doch innerlich besonders affiziert wird, wenn ihre Größe p und anders wenn sie q beträgt. Alles Dasein ist nur als innerliches denkbar, — als Bewußtsein. Aber freilich die Grade und Formen des Bewußtseins sind unendlich verschieden. Die entferntesten Stufen der Skala lassen sich vielleicht, da wir eben nur vom Menschen aus mit analogen Vorstellungen der Wahrheit näher kommen können, als Wille und Vorstellung bezeichnen. Nur hüte man sich vor dem unmöglichen Abstrakt eines ganz vorstellungslosen (blinden) unbewußten Willens und einer ganz willenslosen Vorstellung. Wollen, erstreben kann ich nur Etwas, und dieses Etwas muß von dem Willen wenn auch noch so dunkel vorgestellt werden, wenn er es will. Jedes Vorstellen wiederum ist Thätigkeit, also selber Wollen. Der allergrößte Unsinn aber ist eine ganz unbewußte Vorstellung. Auch die dunkelste Vor-

stellung, welche der Grenze des Nichtseins unendlich nahe kommt, bleibt Vorstellung d. h. Bewußtseinsbestimmung; sie könnte sonst niemals zu einer helleren Vorstellung werden, wenn sie nicht bereits der Daseinswelt — und diese deckt sich mit der Bewußtseinswelt — angehört hätte; denn aus dem Nichts kann Nichts werden.

Wir steigen also weiter nach oben und erwarten, daß aus Mißverständnis unseres Worts „Bewußtsein“, das Wollen und Vorstellen aller Art, alles Innesein und Seelensein umfaßt, ferner Einwendungen nicht erhoben werden.

Schon haben wir den ersten Ausblick gewonnen, von dem aus uns die Welt in ganz anderem Lichte erscheint; und hier finden wir von Brunos Hand eine Inschrift über dem von uns gewählten Ruheplatz:

> „Jegliches Ding, sei es nun so klein und winzig als es sein will, ist eine seelische Substanz, die, je nachdem sie die Daseinsbedingungen dazu angethan findet, sich so oder anders organisiert“.

Allein schon nehmen uns dichte hereinwallende Nebelmassen nicht nur den geringen Umblick, sondern hindern uns auch die Inschrift genauer zu studieren. Wir müssen versuchen höher zu steigen. Wenn Dasein gleich Bewußtsein ist, wo bleibt alsdann unsere eigene Substantialität, unsere beharrende Wesenheit? Denn im Begriffe der Substanz bildet das Beharren wohl das wichtigste Moment. Verflüchtigt sich nicht unsere eigene Substanzialität mit derjenigen aller Außendinge zu einer bloßen Aufeinanderfolge von flüchtigen sogenannten inneren Zuständen bezw. Perzeptionen? Müssen wir dann nicht zugeben, daß wir zu Zeiten, im traumlosen Schlaf, in bewußtloser Ohnmacht sogar während unseres Erdendaseins auch nicht sind? Und weiter! Ist nicht unser eigenes Ich, das, was wir vorzugsweise unser Wesen nennen und was jeder Denkende von seinem eigenen Körper wie von einem, wenn auch relativ inniger mit ihm verbundenen Stück der Außenwelt unterscheidet, durchaus bedingt von diesem Körper, welcher selber wiederum nur ein System, eine Zusammensetzung der verschiedensten Atome oder sagen wir meinethalben „Willens- oder Perzeptionszentra“ ist? Und lehrt nicht objektive exakte Wissenschaft, daß alle diese zahllosen Atome, die diesen Körper bilden, nur in beständigem Durchgang durch denselben begriffen sind, also, daß es zweifelhaft ist, ob der Greis noch irgend eins derjenigen Atome in seinem Körper hat, die des Kindes Körper zusammensetzen? Sind wir selbst, ist unser Ich etwas Beharrliches in diesem Strome oder nur der stets veränderliche Reflex im Wasserstaub, der über einem Springbrunnen oder Wasserfall sich bildet, bald in allen Farben des Regenbogens schimmernd, bald wieder unsichtbar in dunkler Nacht und kaum dem Gefühle sich offenbarend? Wenn nur das Bewußtsein Dasein ist, dann sind wir auch, sofern wir selber sind, nur in unserem Bewußtsein, sind also vor Zeiten nicht gewesen, sind zu Zeiten nicht und werden einmal, wenn diese Atome, deren Zusammensetzung unser Bewußtsein bedingt, sich zerstreut haben werden, nimmer mehr sein!

Der starre Fels hier, an dessen harten Vorsprung wir im Schwindel dieser Gedanken, die uns in den Abgrund des Nichts zu stürzen drohen, uns anklammern, ist er nicht beharrlicher, also substanzieller, als unser eigenes Ich?

Ruhige Besinnung wird diesen Schwindel bald niederkämpfen.

Bewußtsein an sich würde unmöglich sein, wäre es nichts als ein nur momentan aufblitzendes und zwischen dem Nichts der Vergangenheit und der Zukunft in einer dauerlosen Gegenwart schwebendes Phänomen! Auch das niedrigste Bewußtsein ist nicht ohne Dauer denkbar. Ja, was anderes ist die Zeit selber, als die Art, in der das Bewußtsein seine wechselnden Zustände mit einander verknüpft und vergleicht, der „Faden“ eben dieses Beharrlichen im Wechsel der Bewußtseinszustände, welches die Gegenwart als Folge der Vergangenheit und Keim der Zukunft erscheinen läßt. Würde Zeit sein, wenn weder innere noch äußere Zustände wechselten? Unser Bewußtsein also erzeugt erst die Zeit; — wie sollte die Zeit als solche unser Bewußtsein aufheben können?

Gesetzt, wir erwachten aus tausendjähriger Bewußtlosigkeit zu neuem Bewußtsein, — entweder wird dieses neue Bewußtsein nicht unser Bewußtsein, nicht „wir“ sein oder aber die tausend Jahre werden für unser Bewußtsein, für uns ein Nichts sein! Unser Bewußtsein aber würde das nach tausend Jahren wiedererwachende Bewußtsein nur dann sein, wir würden wieder sein nur dann, wenn wir anknüpften an das jetzt erlöschende Bewußtsein durch „Erinnerung“! Erinnerung also heißt in unserer Seele der Faden, welcher die wechselnden inneren Zustände so aneinanderreiht, daß eine Kontinuität sich darstellt, eine Einheit, welche wir dann als Wesen, als Beharrliches, als Substanz bezeichnen.

Suchen wir nun den Begriff der Substanz in der Außenwelt, so wird er zum Begriff des „Gesetzes“. Was ist die Substanz dieser Quantität Wasser? Sinkt die Wärme unter den Nullpunkt des Thermometers, so wird sie zu Eis, steigt sie über den Siedepunkt, so wird sie zu Dampf. Weder der Gefrierpunkt noch der Siedepunkt sind absolut feste Punkte, sondern wiederum von äußeren Umständen, vom Druck der umgebenden Atmosphäre abhängig.

Setzen wir das Wasser elektrischen Einwirkungen aus, so zerlegt es sich in zwei Gasarten, Wasserstoff und Sauerstoff, deren jedes sich wiederum durch allen weiteren Umstandswechsel zu sehr verschiedenen Zuständen überleiten läßt. Das, was dem Wasserstoff seinen Namen giebt, ist nur die ihm eigentümliche Verhaltungsart, welche ihn, sobald er sich mit Sauerstoff in bestimmten Verhältnissen vereint, Wasser bilden heißt, welches letztere wiederum unter denselben Einwirkungen genau dieselben Zustandsformen darstellen wird.

Was ist nun das eigentliche Wesen des Wassers? — Umsonst ist unser Bestreben diesen Proteus zu fassen, er selber liegt nicht in der Sinnenwelt; — es ist schließlich nichts anderes, als das Gesetz im

Wechsel seiner Erscheinungen, oder auch die Einheit, welche sich durch Reproduktion derselben Zustände bei Reproduktion derselben Bedingungen (Umstände) uns in diesem Erscheinungskreislauf offenbart, und uns an ein Identisches glauben läßt, das wir dann als Träger der wechselnden Zustände, als Substanz im Gegensatz zu ihren Eigenschaften bezeichnen. Während der „gesunde Menschenverstand" gerade das Materielle, das körperlich Greifbare für substantiell hält, vergeistigt sich so die Substanz vor der nach ihr suchenden Forschervernunft zu einer unkörperlichen sinnlich-unfaßbaren und nur dem geistigen Auge sichtbaren Gesetzlichkeit oder Idee; und es ist nur der alte ungläubige Thomas, der überall sehen und tasten will, der das bloß eigenschaftliche Sein sinnlicher Zustände immer wieder für wesenhafter hält, als das unsichtbare, unwägbare Gesetz, und deshalb diese Gesetzlichkeit wiederum einem Atome zuschreibt, das eine wenn auch noch so minimale körperliche Ausdehnung haben müsse. Das Wesen des Beharrlichen in der Stoffwelt kann demnach nur innerlicher Natur sein, muß als Vorstellungs- und Willenszentrum gedacht werden. Denn nur ein einheitlich im Wechsel seiner inneren Zustände Beharrendes, nur eine Substanz, die etwas erleiden kann, kann auch wirken. Wie aber soll eine Substanz etwas erleiden können, der keinerlei Empfindungen von den Wirkungen äußerer Zustände möglich sind?

Und wiederum möglich sind Empfindungen wechselnder äußerlicher Zustände nur, wenn jene sich ihnen gegenüber gesetzlich d. h. identisch verhaltende Substanz ein den Unterschied merkendes, also vergleichender Beziehung fähiges Wesen ist. Die Fähigkeit vergleichender Beziehung, die Fähigkeit des Wiedererkennens der Identität im Wechsel ist das Wesen der Erinnerung.

Also müssen wir sogar den Stoffatomen einen gewissen Grad des Erinnerungsvermögens zuschreiben. — Einen gewissen Grad!

Der Grad des Identitätsvermögens, der den stofflichen Kräften zuzuschreiben ist, verhält sich sicherlich zu demjenigen unseres Bewußtseins wie der Gefrierpunkt zum Siedepunkt; allein immer sind doch Gefrierpunkt und Siedepunkt nur verschiedene Grade einer Skala. Wenn Dasein gleich Bewußtsein ist, wenn wir den Begriff des „Daseins" nur von uns selber entnehmen und auf die Außenwelt übertragen, so muß auch der scheinbar tote Stoff noch innerhalb der Skala des Lebens d. h. des Selbstempfindens liegen, wenn er überhaupt für sich Realität haben soll und nicht bloß so für uns sein soll, wie der Traum in unserem Gehirne.

Realität ist also Bewußtsein, und Bewußtsein ist kein beharrlicher Zustand, sondern ein kontinuierlicher Wechsel innerer Zustände, ein beständiges Werden, dem Tone vergleichbar, der bald zu mächtiger Stärke anschwillt, bald wieder immer leiser und leiser werdend ausklingt oder unter Umständen auch plötzlich verstummt?

Dieses Gleichnis hinkt, wie jedes Gleichnis. Nicht das Dasein selber kann werden, aus Nichts wird Nichts; wenn also Dasein nur als Werden

denkbar ist, so kann sein Werden nicht in der Zeit entstanden sein, und auch nicht vergehen; nur die einzelnen Zustände, zwischen denen dieses Werden den kontinuierlichen Faden bildet, können vergehen und entstehen, nicht aber der Faden selber, nicht das Gesetz oder die Einheit, die Identität im Wechsel. „Das Wissen (das Bewußtsein) stirbt, das Sein ist ewig", sagt ein moderner Denker (Kirchmann). Wir sagen: das Wissen, d. h. das Bewußtsein, ist das Dasein, also ist es ewig, allein seine Formen, seine Zustände sind in ewigem Wechsel begriffen. In diesem Wechsel aber beharren bestimmte Identitäten, unzerstörliche Kräfte, deren absolutes Maß, wie der aprioristische Gedanke es voraussetzt und die empirische Naturwissenschaft es bestätigt, stets dasselbe bleibt. In der Kette von Ursachen und Wirkungen, welche das Gesamtgeschehen, die Welt bedeutet, kann nie ein Glied oder ein Teil eines Glieder zu Null werden. Causa aequat effectum. (Die Ursache ist gleich ihrer Wirkung.) Das Gesetz der Kausalität schließt das Gesetz der Erhaltung der Kraft in sich ein.

Wir sind wiederum zu einem neuen Ausblicke gelangt, nachdem wir die Felswand, an der ein schmaler Pfad uns emporführte, hinter uns haben, und finden einen neuen Ruheplatz mit der Inschrift von Goethes Hand:

„Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allen.
Am Sein erhalte Dich beglückt".

und weiter:

„Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit".

Neue Zweifelswolken kommen, um uns den Ausblick zu nehmen: unser Ich, unsere Persönlichkeit, wie verhalten sie sich zu unserem kontinuierlich in uns werdenden, bald entschlummernden, bald wieder frischer erwachenden Bewußtsein? Sind sie gelegentliche Begleiterscheinungen, sind sie bleibende Wirklichkeit?

Wir müssen den Bergstock wieder zur Hand nehmen, um uns zu reinerer hellerer Höhe emporzuarbeiten.

„Ich" kann sich derjenige Bewußtseinszustand nennen, der in einem bestimmten Moment sich als Produkt dieser bestimmten Individualität und einer unübersehbaren Verkettung der von außen wirkenden Einflüsse auf dieselbe ergiebt, ein Produkt, das im nächsten Moment schon ein Anderes wird. „Ich" kann ferner das Integral einer unbeschränkt großen Anzahl solcher Momente von diesem ab rückwärts bis zur ersten Bewußtseinsfunktion dieses lebenden Körpers sein.

Endlich kann „Ich" die Kraft selber sein, welche diesen lebenden Körper organisiert hat und erhält und welche erst das Differenzial für die ganze in Frage stehende Bewußtseinskurve bildet. Das „Ich" im ersteren Sinne wollen wir der Kürze halber das Moment-Ich, das „Ich" im

zweiten das „empirische Ich", oder die „Persönlichkeit" (oder den „Charakter") nennen, und das „Ich" im dritten Sinne die Individualität (individuelle Kausalität). Ob es nun ein solches metaphysisches „Ich" überhaupt giebt, das ist die Frage, die zugleich identisch ist mit derjenigen Hamlets:

To be or not to be
That is the question.

Nur der Materialist und der Realist, welcher das Reale in einem Dasein (esse) suchen, das kein Bewußtsein (percipi) ist, kann sie ganz verneinen. Wir müssen sie bejahen, weil ohne individuelle Kausalität nicht einmal das Moment-Ich, geschweige denn das empirische Ich oder die Persönlichkeit möglich wäre. Das Moment-Ich kann keine Wirkung sein, die im Nichts schwebt. Auch wenn es aus dem Parallelogramm der Kräfte erklärt werden soll und muß, — nun so setzt doch die Entstehung der Kraftdiagonale allemal einen Angriffspunkt voraus, auf den die verschiedenen Außenkräfte wirken; und dieser Angriffspunkt muß ebenso realer Natur sein, wie die Außenkräfte. Umsonst versuchen die Leugner der Individualseele die in jedem Augenblick vorhandene Einheit des Bewußtseins als bloße Einheit des Beziehungspunktes der verschiedenen Körperatome zu deuten. Dieser Beziehungspunkt beansprucht mindestens dieselbe Realität, wie jedes Körperatom. Es käme — um einmal im Kantischen Stile zu reden — gar keine Vorstellung, noch weniger eine verknüpfende Einheit mannigfaltiger Vorstellungen, wie sie in jeder Apperzeption im empirischen Bewußtsein vorliegt, gar keine Anschauung zu Stande ohne die Voraussetzung der durchgängigen Identität des vorstellenden Ichs. Schon die einfache sinnliche Wahrnehmung setzt das Vermögen der „Rekognition", also der Erinnerung voraus. Wenn gleichwohl Kant selber die Realität oder Substanzialität dieses einheitlichen jedem Bewußtseinsakte immanenten Vermögens in seiner „Kritik der Paralogismen der reinen Psychologie" für unerweisbar hält[1]), so liegt das an dem falschen Bestandteil seines transscendentalen Idealismus, der das Ding an sich, das „reine Sein" als unerkennbares x ungeachtet aller Vernunftkritik aus anererbtem Hange stehen läßt. Hat die Einheit des Ichs in jedem Bewußtseinsakt empirische Realität, ja ist sie Vorbedingung jedes Bewußtseinsaktes, so hat sie auch überempirische, metaphysische Realität, so gut wie das Atom, welches Träger aller derjenigen Erscheinungen ist, die wir beispielsweise an der Natur des Wasserstoffes beobachten.

Ja, die Realität der in jedem empirischen Ich immanenten Individualität muß um so viel mächtiger sein, als ihr Rekognitions-, ihr Erinnerungsvermögen diejenige des Stoffatoms übertrifft. Vom Stoffatom aber wissen wir nur, daß es die Eindrücke wiedererkennt, die seinen jetzigen Zustand wieder in einen früher von ihm erlebten Zustand zurückführen wollen, wie denn beispielsweise das freie Wasserstoffatom, sobald es mit zwei Sauerstoffatomen wieder in Berührung kommt, solcher Rekognition

[1]) Kritik der reinen Vernunft Seite 298 (bei Reclam).

bedarf, um sich wieder zu einem Wassermolekül mit ihnen zu vereinigen, — nicht aber wissen wir, ob es diesen alten Zustand als einen bereits erlebten wiedererkennt und wie weit es sich selber als identisch im Wechsel seiner Zustände empfindet. Ja, wir haben alle Ursache eine solche Rekognitionskraft bei ihm als nicht vorhanden zu setzen, da sie unverträglich erscheint mit seiner Beharrung auf der niedrigsten Stufe des Daseins. Unser Ich aber ist auch dieser intensiveren Rekognition fähig und entwickelt sich eben dadurch — indem es alle Erlebnisse in seinen nicht nur sich wiederholenden Zuständen, sondern sich selbst im Wechsel der Zustände wiedererkennenden Gedächtnisse aufspeichert und „kapitalisiert“ — zum Selbstbewußtsein und zum Ich höheren Grades, zur Persönlichkeit.



Ewigkeit und Zeit.

Je näher etwas der Ewigkeit ist, desto lebenskräftiger und vollkommener ist es; je näher aber etwas der Zeit ist, desto hinfälliger und dem Untergange ausgesetzter ist es. Beschauliche Menschen altern daher nicht in gleicher Weise, wie die praktischen Menschen in der Zeit.

Valentin Weigel.



Der Theosoph

ist Idealist; er schaut nicht rückwärts, sondern immer vorwärts, aufwärts, inwärts.

W. D.





SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung.

April 1893 XVI, 86.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn
(Appelhans & Pfenningstorff).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Paternoster House, London W. C.
O. Newman & Co., 84 Newmanstreet, London W.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille: Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekmann Str., New-York.
Australien: W. H. Terry, Austral Bldgs., Collins Street East, Melbourne.

Kunstbeilage:

Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Beiträge haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der **Abonnementspreis** beträgt viermonatlich (ein Band): einzelne Hefte:

für **Deutschland und Österreich** . .	**M. 6,—;**	**M. 2,— (portofrei)**
„ **das Ausland** „ „	„ 7,—.	„ 2,25
„ **Frankreich**	9 frs.	2 frs. 80 cts.
„ **England, Indien und Kolonien**	7 sh. stlg.	2 sh. 3 d.
„ **Amerika**	$ 1,75 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig** entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte gratis.



Lebendig tot.

Ein Nachtstück.

Aus einem alten Almanach.*)

Es war ein unfreundlicher Novemberabend. Wir saßen in unserer Kneipe beisammen, waren aber heute Abend nicht vollzählig, da mehrere unserer Verbindung angehörige Mitglieder ins Theater gegangen waren, um ein neues Stück zu sehen.

Natürlich stand zu erwarten, daß sie nach dem Schlusse der Vorstellung sich noch bei uns einfinden würden, denn ein deutscher Student, der sich abends in's Bett legt, ohne vorher einige Stunden mit seinen Kommilitonen gekneipt zu haben, gehört zu den seltenen Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Gleichwohl kommen solche Ausnahmen vor.

Auch unsere Universität zählte einige solche; die seltsamste davon war ein gewisser Julius Stettenberg, welcher sich seit einigen Monaten bei der medizinischen Fakultät hatte immatrikulieren lassen.

Er bildete, während wir jetzt in so geringer Zahl bei Bier und Tabak saßen, den Gegenstand unseres Gesprächs.

„Ein merkwürdiger Kerl ist dieser Stettenberg", sagte Einer. „Man möchte ihn kaum für einen wirklichen Studenten halten. Er kleidet sich wie ein Philister, er kneipt nicht, er hat keine Poussade und wenn er nicht im Kolleg ist, so sitzt er zu Hause und büffelt wahrscheinlich. Spazieren zu gehen scheint er auch nicht, oder wenn er es thut, so geschieht es des Nachts. Da neulich, als ich spät von hier nach Hause ging, begegnete er mir, als ich um die Ecke des Marktes bog. Er machte mit seinem unheimlichen blassen Gesicht und seiner langen hageren Gestalt den Eindruck eines Gespenstes, obschon ich bis jetzt noch nie so glücklich gewesen bin eins zu sehen".

*) Wir drucken diese Erzählung mit Bewilligung der Verlagshandlung aus A. H. Payne's „Miniatur-Almanach" von 1868 ab, um unsern Lesern die interessante Thatsache vorzuführen, daß schon vor einem viertel Jahrhundert auch in Deutschland Erzählungen veröffentlicht wurden, welche nach der neuesten Anerkennung des Hypnotismus durch die Schulwissenschaft ganz auf der Höhe der Jetztzeit stehen. (D. R.)

„Ja, er ist wirklich ein merkwürdiger Kerl“, fuhr ein Zweiter fort. „Sein langes Haar giebt ihm vollends ein ganz seltsames Ansehen. Ich möchte wissen, warum er es sich nie abschneiden läßt“. „Kennt ihn denn nicht Einer oder der Andere von Euch näher?“ fragte ein Dritter. „Ich habe ihn noch nie mit einem Menschen sprechen sehen. Der arme Teufel dauert mich. Er scheint ganz einsam zu stehen und nicht einen einzigen Freund zu haben“.

„Ich kenne ihn ein wenig“, antwortete ich. „Ein Verwandter von mir, der ihn auch kennt, schrieb mir neulich, ich möchte mich doch ein wenig um den armen Sonderling bekümmern. Da ich nun nicht weit von ihm wohne, so konnte ich den an mich gerichteten Wunsch leicht erfüllen“.

„Warst Du bei ihm?“

„Ja. Ich suchte ihn in seinem Zimmer auf und verplauderte einige Zeit mit ihm. Dumm ist er durchaus nicht, obschon, wie gesagt, ein merkwürdiger, seltsamer Kauz. Ich glaube, es ist bei ihm im Oberstübchen nicht ganz richtig, und mein Verwandter hatte in seinem Briefe auch darauf hingedeutet. Das exzentrische Wesen Stettenbergs hat, wie mein Freund meint, seinen Grund in einer Krankheit, an welcher der arme Teufel lange gelitten; es ist daher nicht mehr als Christenpflicht, daß man sich seiner ein wenig annimmt“.

„Du meinst, es sei eine Schraube bei ihm locker?“ fragte Einer. „Kann er denn überhaupt reden? Ich begegnete ihm da neulich auch auf meinem Heimwege und wünschte ihm gute Nacht: Er aber entgegnete kein Wort“.

„O, reden kann er, obschon er ein wenig schüchtern und zerstreut ist. Er liest sehr viel und besitzt eine bedeutende Bibliothek. Das Sonderbarste an ihm ist seine feuchte, kalte Hand, die mich, als er sie mir zum Gruße reichte, fast berührte wie ein elektrischer Schlag“.

„Ja, es ist, als wenn man einen Fisch angriffe“, bemerkte ein Anderer.

„Mir kam es auch so vor“, sagte ein gewisser Werner, der unserer Verbindung erst seit Kurzem beigetreten war. „Stettenberg ist übrigens ein Freund von mir und wir sind ganz intim“.

„Wie? Was? Du bist ein intimer Freund von ihm? Dann erzähle uns doch etwas Näheres!“ riefen Mehrere durcheinander.

„Die Art und Weise, auf welche ich ihn kennen lernte, war folgende“, fuhr Werner fort. „Ich war vor einigen Wochen eines schönen Nachmittags draußen in Knobelsdorf, wo das Lagerbier aus der neuen Brauerei ganz famos ist. Als ich in die Gaststube trat, bemerkte ich, daß in dem Nebenzimmer nach dem Geräusch, welches ich daraus vernahm, zu urteilen, etwas ganz Besonderes los sein mußte. Ich fragte, was es gäbe, und hörte, es sei ein Student plötzlich krank geworden. Ich ging sofort in das betreffende Zimmer. Der Kranke war Stettenberg. Sein Zustand war von ganz seltsamer Art. Er lag nicht, sondern stand an der

Wand gelehnt, aber vollkommen steif, und der eine Arm war vom Ellbogen an horizontal ausgestreckt. Das Gesicht sah bläulich-weiß aus und die Augen waren weit geöffnet und gläsern. Ich ergriff, ich weiß selbst nicht, warum, seine ausgestreckte Hand und die steifen, eiskalten Finger derselben umschlossen sofort die meinigen. Himmelelement! Das habe ich Tage lang nicht überwunden. Meine Hand war wie abgestorben, das Fleisch weiß und die Nägel purpurn, während es eine ganze Woche lang darin prickelte wie tausend Nadeln. In meinem Leben habe ich noch keinen Menschen in einem solchen Zustande gesehen, wie Stettenberg an diesem Tage. Er sah gerade aus wie eine Leiche".

„War es vielleicht ein Anfall von Katalepsie?" fragte ein Mediziner.

„Nein, durchaus nicht!" entgegnete Werner. „Auch ist die Sache nicht gefährlich, und Stettenberg sagt, solche Anwandlungen kämen bei ihm sehr oft vor und er sei daran gewöhnt. Auch an jenem Tage kam er sehr bald wieder zu sich, ich brachte ihn aber in einer Droschke nach Hause, wofür er mir sehr dankbar war. Seitdem sind wir die besten Freunde und ich bin fast alle Tage mit ihm zusammen".

„Dann hat er also regelmäßig dergleichen Anfälle?" fragte ich.

„Ja; er sagt, dieselben seien die Folge einer Verletzung des Rückgrats, die er sich einmal durch einen schweren Fall zugezogen, wo er dann mehrere Wochen lang ohne Bewußtsein gelegen. Seit dieser Zeit hat er solche Anfälle; eigentliche Krämpfe hat er dabei nicht. Er wird bloß ganz plötzlich ohnmächtig und an allen Gliedern steif. Das Sonderbarste dabei aber ist, daß er diese Anwandlungen herbeiführen kann, wann es ihm beliebt".

„Wie meinst Du das?"

„Nun, er selbst macht freilich einen Unterschied. Er sagt nämlich, die Anfälle, welche gegen seinen Willen über ihn kommen, seien gewöhnliche Starrkrämpfe, außerdem aber behauptet er auch, sich in einen Zustand von Erstarrung versetzen zu können, sobald es ihm beliebt. Was mich dagegen betrifft, so sehe ich hierin keinen großen Unterschied. Er erklärt, die Erstarrung, in welche er sich selbst versetzt, sei eine absolute Trennung der Seele vom Körper, und er spricht von dieser Fähigkeit, die er angeblich besitzt, auf die geheimnisvollste Weise. Er versichert feierlich, wenn er sich dieser Fähigkeit bediente, so befinde er sich mit vollem Bewußtsein außerhalb seines Körpers, der dann vollkommen tot sei. Ich kann mich nicht so recht deutlich aussprechen, aber Ihr versteht schon, was ich meine".

Wir gaben unsere Verwunderung und Ueberraschung zu erkennen und Einer sagte:

„Ich glaube, der närrische Kerl bildet sich das bloß ein. Solche Anfälle nach Belieben herbeiführen kann er ganz bestimmt nicht".

„O ja, er kann es", entgegnete Werner.

„Hast Du es selbst gesehen?"

„Ja, obschon nur einmal. Dies war aber für mich vollkommen genug".

„Ei, wie war es denn? Erzähle uns doch!“ riefen Mehrere durcheinander.

„Es giebt nicht viel darüber zu erzählen. Er hatte einmal eben von diesen seinen Erstarrungen gesprochen. Ich wollte es nicht recht glauben, sondern forderte ihn auf, mir einen Beweis zu geben, und so wahr ich hier bei Euch sitze, lag er, ehe noch fünf Minuten vergingen, anscheinend vollkommen tot vor mir. Ich spreche nicht gern davon“, setzte Werner schaudernd hinzu.

„Aber wie machte er es denn? Wie lange blieb er in diesem Zustande? Kam er ordentlich wieder zu sich?“ ward durcheinander gefragt.

„Mir schien er ziemlich lange in dem Zustande der Erstarrung zu bleiben, obschon ich gestehe, daß ich mich ganz außerordentlich fürchtete und mir die Zeit daher lang ward. Er selbst sagt, er könne nicht länger als zwei oder drei Minuten in diesem Zustande bleiben, denn es sei eine große Anstrengung, Körper und Seele getrennt zu halten. Er vergleicht den Zusammenhang zwischen ihnen mit einer möglichst weit ausgedehnten, elastischen Schnur. Sobald die Spannung nachläßt, fliegen die Enden wieder zusammen.

„Aber wie machte er es denn, daß dieser Zustand eintrat?“

„Vor allen Dingen ersuchte er mich, nicht zu sprechen und ihn unter keiner Bedingung anzurühren. Dann heftete er seine Augen starr auf einen Punkt und schien den Atem anzuhalten. Nach einigen Augenblicken begann er bleich zu werden. Diese Blässe nahm immer mehr zu, bis er endlich kreideweiß war. Dann ließ sich in seiner Kehle ein gurgelnder Ton vernehmen und er that einen langen Atemzug. Der Hauch kam aus seinem Munde wie ein bläulicher Strom. Dann war Alles vorüber und er lag da wie tot. Es war ein schauerlicher Anblick. Das erste Symptom der zurrückkehrenden Besinnung bestand darin, daß die Blässe des Gesichts einer dunklen Röte wich. Er erwachte wie aus einem Traum und schien anfangs ganz erschöpft und wie schlaftrunken zu sein. Er sagte, es sei sehr anstrengend. Die Seele, oder das Lebensprinzip, oder der Atem, oder was es sonst ist, sammelt sich seiner Beschreibung nach erst im Herzen, geht dann aus diesem das Rückgrat hinauf und durch den Kopf zum Körper hinaus. Er versicherte mir, er sei sich dann seiner Existenz außerhalb des Körpers ebenso vollkommen bewußt, wie der Anwesenheit des Körpers als eines von ihm getrennten, vollkommen unterschiedenen Gegenstandes. Ich fragte ihn, ob seine Seele weit von dem Körper hinwegginge, und er sagte, dies sei nicht der Fall, denn die Trennung sei nicht absolut vollständig, sondern es bliebe immer noch ein Verbindungsglied, welches er, wie ich schon vorhin gesagt, mit einer elastischen Schnur verglich. Vor jenem unglücklichen Fall, durch den er sich verletzte, besaß er diese Fähigkeit nicht, und er giebt deshalb zu, daß sie mit seinen unfreiwilligen Anwandlungen zusammenhänge, obschon er sagt, daß die Symptome der beiden Erscheinungen ganz verschieden seien“.

Ich gestehe, daß ich Werners Mitteilung mit dem größten Interesse

anhörte. Unglücklicherweise ward aber dadurch auch zugleich in mir eine unauslöschliche Neugier erweckt und ich beschloß sofort, meine flüchtige Bekanntschaft mit Stettenberg zu benutzen, und diese seine angebliche übernatürliche Fähigkeit auf die Probe zu stellen.

Ich entsann mich dunkel, von dergleichen Fällen schon früher gelesen zu haben. Dennoch aber waren alle meine Begriffe über diesen Gegenstand unbestimmt und unklar und meine Neugier wahrscheinlich aus diesem Grunde um so stärker.

Eins jedoch, was Werner in seiner Mitteilung erwähnt, war mir nicht neu. Von einer Oeffnung im Kopfe, durch die, wie man sagte, das Lebensprinzip entwich, hatte ich auch schon gehört. Wo, das wußte ich nicht.

Schämt sich Stettenberg, von dieser Fähigkeit, die er besitzt, vor den Augen Anderer Gebrauch zu machen?" fragte ich. „Wahrscheinlich wünscht er nicht, daß man Etwas davon erfahre, oder davon spreche".

„Im Gegenteil", antwortete Werner, „ich glaube eher, er bildet sich Etwas darauf ein. Er bringt die Sache gern zur Sprache und hat sich seit jenem ersten Male wiederholt erboten, mir noch mehr dergleichen Beweise zu geben. Ich hatte aber an jener einen Schaustellung vollkommen genug und mag von einer zweiten nichts wissen. Die Sache muß für ihn selbst sehr gefährlich sein und der Anblick ist durchaus nicht amüsant. Man hat unruhige Träume davon".

„Nichtsdestoweniger möchte ich die Leistung einmal sehen", sagte ich. „Was die Gefahr betrifft, so sollte ich meinen, dieselbe könne, wenn ihm die Sache so zur Gewohnheit geworden ist, nicht groß sein".

„Wenn Du es sehen willst, so kann dies leicht geschehen", bemerkte Werner. „Du kennst Stettenberg schon, wie Du sagst. Besuche ihn, bringe die Sache zur Sprache und er wird sich sofort erbieten, Deine Neugier zu befriedigen. Er besitzt in dieser Beziehung, wie ich schon bemerkt habe, eine Art krankhaften Stolz".

„Würdest Du mich begleiten?"

„Ja wohl; jeden beliebigen Tag".

Ich sah nach meiner Uhr.

„Können wir nicht heute Abend noch zu ihm gehen?"

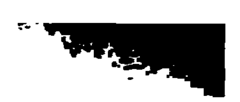
Werner warf einen Blick durch das Fenster auf die immer mehr zunehmende Dunkelheit draußen und zuckte die Achseln.

Indessen, ich hatte mir einmal vorgenommen, meine Neugier sofort zu befriedigen und ich ließ daher meinem Kommilitonen nicht eher Ruhe, als bis er sich erhob und sich zum Mitgehen anschickte.

Der Mond kämpfte mühsam sich durch dichte, feuchte Nebeldünste hindurch und die Straßenlaternen verbreiteten einen nur ungenügenden matten Schein.

Der Weg nach Stettenbergs Wohnung war zum Glück nicht weit, und als wir die Treppe hinaufstiegen, hatte er, den wir besuchen wollten, eben seine Thür geöffnet und stand auf der Schwelle.

Er ersuchte uns, einzutreten, und wir thaten es.



Die feuchte Kälte seiner Hand berührte mich abermals sehr unangenehm. Er schien zerstreut und schüchtern zu sein, wie ich ihn bei meinem ersten Besuche gefunden, doch gab er sich augenscheinlich Mühe, sich freundlich und redselig gegen uns zu zeigen.

Wir zündeten uns jeder eine Cigarre an.

Eine Lampe war bei unserm Eintritt in dem Zimmer nicht zu sehen, wohl aber fiel ein heller Lichtschein durch eine offenstehende Thür.

„Du hast gebüffelt, wie gewöhnlich, nicht wahr, Stettenberg?" fragte Werner, indem er unserm Mitstudenten, der auf die geöffnete Thür zuging, folgte.

Diese Thür führte in ein kleines, rundes Kabinett. Dem Tische, auf welchem die Lampe stand, gegenüber, war ein scheußliches, wie von Martern verzerrtes Gesicht an die Wand gemalt.

„Du hast wohl mein kleines Boudoir noch gar nicht gesehen?" fragte Stettenberg mich. „Einer der früheren Bewohner dieses Zimmers war, wie man mir sagt, eifriger Katholik und hatte sich dieses Kabinett zum Oratorium eingerichtet".

Indem Stettenberg dies sagte, verfolgte er mit dem Zeigefinger um das entsetzliche Gesicht und unter demselben herum die nur undeutlich sichtbaren Umrisse eines Kruzifixes.

Hierauf ergriff er die Lampe und kehrte damit in das größere Zimmer zurück.

Wir folgten ihm.

Sämtliche Wände des Zimmers waren von unten bis oben mit Büchern besetzt und dies war das Einzige, wodurch es sich auszeichnete. Man sah darin weder Rappiere, noch Fechthandschuhe, noch Trinkhörner und andere dergleichen Dinge, mit welchen sonst das Wohnzimmer eines deutschen Studenten ausstaffiert zu sein pflegt, sondern nur Bücher und immer wieder Bücher.

„Du liest wohl sehr viel, Stettenberg?" fragte ich. „Die Klassiker sind wohl deine Lieblingslektüre?"

„O nein", antwortete er lachend. „Ich lese Alles, was mir in den Wurf kommt, und nicht sowohl um zu lernen, als mich vielmehr zu amüsieren. Wenn Du Dir meine Bücher ansehen willst, so wirst Du finden, daß ganz kurioses Zeug sich darunter befindet".

Werner, welcher fürchtete, daß das Gespräch eine meinem Zweck nicht förderliche Richtung nehmen könne, wußte es geschickt auf den Gegenstand meiner Neugier hinüberzuleiten.

Stettenberg schwieg und zeigte eine ernste Miene. Dann errötete er und schien sich sehr unbehaglich zu fühlen. Ich fürchtete, der Gegenstand sei ihm peinlich, und er scheue sich, darüber zu sprechen.

„Du wirst mich wahrscheinlich für einen sehr sonderbaren Kauz halten", sagte er endlich zu mir in einem Tone, der fast wie eine Entschuldigung klang. „Ich glaube aber, jeder andere könnte sich ganz nach seinem Belieben in denselben Zustand versetzen, wenn er es nur versuchen

wollte. Es handelt sich hierbei um nichts, was auch nur im mindesten unnatürlicher wäre, als wenn der Mensch ganz einfach einschläft".

Die Befangenheit und Schüchternheit, welche Stettenberg beim Beginn unseres Gesprächs gezeigt, hatte, wie mir nun klar ward, ihren Grund darin, daß er fürchtete, ich würde seine Eigentümlichkeit mit Widerwillen oder Abscheu betrachten.

„Lieber Freund", sagte ich, „ich interessiere mich für diese Sache ganz außerordentlich. Erst vor einer halben Stunde hörte ich, daß Du diese Macht besitzest. Nimm mir meine Neugier, wenn Du es so nennen willst, nicht übel. Wenn es Dir unangenehm ist, über die Sache zu sprechen, so wollen wir kein Wort weiter darüber äußern; ist es aber nicht der Fall, so werde ich Dir sehr verbunden sein, wenn Du mir etwas Näheres mitteilen willst".

„O, unangenehm ist es mir durchaus nicht. Ich bin so daran gewöhnt, daß mir die ganze Sache in einem völlig andern Licht erscheint, als andern Leuten".

Werner erklärte, seinen Hausschlüssel vergessen zu haben und uns deshalb verlassen zu müssen. Ich glaube, er sagte es nur so, um sich mit guter Manier „drücken" zu können. Ich äußerte jedoch weiter nichts, und er ging.

Stettenberg begann nun anfangs in etwas zerstreuter und unzusammenhängender Weise, dann aber sehr beredt und anschaulich, die Symptome zu schildern, deren Augenzeuge ich so eifrig zu sein wünschte.

Ich will hier sogleich ein für allemal sagen, daß es durchaus nicht meine Absicht ist, meine Handlungsweise zu rechtfertigen oder auch nur zu verteidigen. Sie war rücksichtslos, grausam und unnatürlich; dies gebe ich gleich von vorn herein zu. Meine Neugier drängte jedes andere Gefühl in den Hintergrund. Leider sollte ich, wie man später sehen wird, furchtbar dafür gestraft werden.

Stettenbergs Schilderung stimmte mit der, welche Werner mir gemacht hatte, vollkommen in der Hauptsache überein. Der Akt war vollkommen freiwillig.

Ich erwähnte, daß ich schon einmal von diesem Zustande irgendwo gelesen hätte.

„Das ist sehr leicht möglich", sagte Stettenberg. „Ich besitze selbst mehrere Bücher, worin davon die Rede ist. Solche Fälle wie der meinige sind durchaus nicht so selten, wie man allgemein glaubt, und daß sie nicht häufiger vorkommen, hat seinen Grund einfach darin, daß die Menschen selbst nicht wissen, welche natürliche Begabungen sie besitzen. Ich für meine Person bin fest überzeugt, daß die, von welcher wir hier sprechen, eine durchaus nicht übernatürliche, sondern ganz natürliche ist, daß Jedermann sie in sich trägt, und, wenn er überhaupt Kenntnis davon hätte, Gebrauch davon machen könnte, sobald es nämlich sein eigner Wunsch wäre. Der Schlaf ist etwas weit Unbegreiflicheres. Er ist ganz offenbar eine Krankheit der erschöpften Natur, während diese Art

Erstarrung oder halbe Trennung zwischen Seele und Körper nur eine notwendige Folge des höchsten Grades der Anspannung von Naturkräften ist. Es ist, so zu sagen, der halbe Tod, stellt aber den Tod nichts desto-weniger in ein neues Licht, indem es ihn gänzlich des Geheimnisvollen entkleidet, womit er umgeben zu werden pflegt. Es ist dazu weiter nichts erforderlich als Anstrengung der Willenskraft — eine gewaltige Anstrengung, obschon nicht größer, als sie tagtäglich von vielen Menschen wegen ganz trivialer Dinge entwickelt wird".

„Und glaubst Du wirklich, daß ein Jeder, zum Beispiel ich selbst, dasselbe thun könnte, wenn ich nur sonst wollte?"

„Ja, davon bin ich überzeugt. Wie ich schon vorhin sagte, die Fälle sind durchaus nicht so selten, wie man glaubt. Schon von den ältesten Zeiten an und bei allen Nationen finden wir dergleichen. Wenn Du die Schriften von Montfaucon und Denon liest, so wirst Du diese Fähigkeit in den ägyptischen Hieroglyphen so klar angedeutet finden, wie dies nur geschehen kann. Die Gestalt auf dem Ruhelager mit den sie umgebenden Priestern und dem Symbol der darüber schwebenden Seele — das gewöhnlichste dieser Bilder — was bedeutet es anders? Dann bei den Griechen die Geheimnisse der Orakel, der heilige Schlaf und tausend andere Dinge deuten nach derselben Richtung hin. Die alten Philosophen meinen, während ihre Ausleger glauben, sie sprächen von der abstrakten Betrachtung blos in bildlichem Sinne, das, was sie von dieser physischen Fähigkeit sagen, buchstäblich, und wenn sie einmal in der That bildlich davon sprechen, worauf beziehen sie dann ihre Analogie, wenn nicht auf diese wohlbekannte Thatsache? Schon die Lehre von dem Antagonismus zwischen der Seele und den Sinnen hat hierin ihren Grund. Die Aussprüche eines Pythagoras, eines Hermotimus und vieler anderen Philosophen des Altertums vindizieren dem Menschen die Fähigkeit, den Körper zu verlassen und wieder in denselben zurückzukehren. Kommen wir dann bis auf Alexandrien und die Neuplatoniker, so finden wir, daß die Ausübung dieser Fähigkeit etwas ganz Gewöhnliches ist. Die Weisen jener Stadt, mochten es nun Heiden oder Christen sein, besaßen sie in gleichem Maße. Die Religionsbücher der Juden enthalten eine Menge Hindeutungen darauf und auch wir Christen lesen in der heiligen Schrift von ähnlichen Fällen".

„Aber", wendete ich ein, „so wenig Kenntnis ich auch von diesen Dingen habe, so weiß ich doch, daß diese alten Geschichten sehr unklar und mit offenkundigen, abergläubischen Unwahrheiten und Lügen vermengt sind, weshalb sie kaum als ein vollgiltiges Zeugnis betrachtet werden können. Ueberdies machen in fast allen Fällen diese Geschichten Anspruch darauf, für etwas Wunderbares und Uebernatürliches gehalten zu werden".

„Jede Kraft", antwortete Stettenberg lächelnd, „wird, so lange sie noch nicht als etwas Natürliches und Gewöhnliches erkannt ist, als ein Wunder betrachtet und durch abergläubische Zusätze und Auslegungen



noch unverständlicher gemacht. Ich behaupte weiter nichts, als daß hier eine natürliche Ursache wirklich zu Grunde liegt. Obschon wir aufgehört haben, zu glauben, daß der Donner eine göttliche Stimme sei, so glauben wir nichtsdestoweniger noch immer an den Donner und müssen daran glauben, denn wir hören ihn. Die Bücher des Mittelalters enthalten eine Menge Beispiele von der Fähigkeit, welche das Thema unseres jetzigen Gesprächs ist. Cardanus, der berühmte Mathematiker, Naturforscher, Arzt und Philosoph des sechzehnten Jahrhunderts, welcher in Mailand, Pavia, Bologna und Rom lehrte, behauptet, er selbst habe diese Fähigkeit besessen und sein Bericht trägt das sicherste Zeugnis der Wahrheit in sich. Die Heiligen des Mittelalters liefern ebenso zahlreiche Beispiele wie die alexandrinischen Mystiker. Ganze Gemeinden von Nonnen und Mönchen kannten und übten das Geheimnis und benutzten es oft auf schlaue Weise als Werkzeug zur Erreichung ihrer Absichten".

„Aber", entgegnete ich, „bei diesen mittelalterlichen Geschichten handelt es sich doch fast immer um Krankheit oder Betrug".

„Um Krankheit schwerlich", sagte Stettenberg, „obschon natürlich kranke Leute diese verborgene Kraft ebenso gut an sich entdecken konnten wie gesunde. Weil ganze Gemeinden dieselben Symptome zur Anschauung brachten, behauptet man, es sei eine Epidemie gewesen. Die Sache läßt sich aber weit einfacher erklären, wenn man annimmt, daß der Eine die verborgene Kraft von dem Andern lernte. Daß jene Leute sie zu Betrügereien mißbrauchten, daran besteht allerdings kein Zweifel. Sie betrogen nicht bloß Andere, sondern oft auch sich selbst, indem sie die physische Thatsache mit tausenderlei abergläubischen Begriffen und Lügen vermischten".

„Ja, ja", bemerkte ich, „davon habe ich auch gelesen. Jene Leute wollten während ihres Zustandes von Erstarrung die wunderbarsten Visionen gehabt haben. Wenn ich mich aber recht entsinne, so war dieser Zustand oft von langer Dauer, in manchen Fällen vergingen sogar Tage darüber. Du sagtest vorhin, Du könntest nicht länger als zwei bis drei Minuten darin verharren. Hast Du dabei auch Visionen? Und welcher Unterschied besteht zwischen Deinem gewöhnlichen Bewußtsein und dem, welches Du in diesem Zustand der Erstarrung hast?"

Stettenberg schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Was die Zeit betrifft, so kommen in jenen alten Geschichten sicherlich bedeutende Uebertreibungen vor. Die mögliche Dauer hängt ohne Zweifel von der mehr oder minder kräftigen Körperkonstitution der betreffenden Person und dem Grad ab, in dem sie sich der fraglichen Fähigkeit bedient hat. Was mich betrifft, so bin ich jetzt noch nicht völlig von einer schweren Krankheit wieder hergestellt; einem vollkommen gesunden Menschen aber würde es wahrscheinlich nicht schwer werden, gleich nach den ersten Versuchen in diesem Zustande doppelt so lange zu bleiben, als ich es aushalten kann. Ich habe diese Fähigkeit erst kürzlich an mir entdeckt und scheute mich nach der ersten Entdeckung Gebrauch davon zu

machen. Auch jetzt noch habe ich wenig Uebung darin, die Zeitdauer, welche ich aushalten kann, wird aber immer größer. Anfangs betrug sie nur wenige Augenblicke. Heute Morgen brachte ich es zum ersten Male bis auf fünf Minuten, genau nach der Uhr gezählt".

„Und wie war es mit Deinem Bewußtsein, so lange Du Dich in diesem Zustand befandest?" fragte ich.

Er schwieg wieder eine Weile.

„Ueber diesen Punkt kann ich nicht sprechen", sagte er endlich. „Ich kann Dir sagen, daß ich von jenen unmöglichen Visionen, von welchen wir in alten Büchern lesen, nichts weiß, und was die Art oder den Grad meines Bewußtseins betrifft, so muß ich gestehen, daß ich über diesen Punkt selbst noch zu keiner genauen Kenntnis gelangt bin. Die Dauer der Trennung ist gar so kurz und ein völlig von den Sinnen unterschiedenes Bewußtsein ein so wunderbarer Prozeß. Erst nach vielen Monaten lernen Kinder von ihren Sinnen Gebrauch machen und mit Hülfe derselben fühlen und denken. Daß ich in diesem Zustande gehört oder gesehen habe, könnte ich nicht behaupten, dennoch aber bin ich mir meiner bewußt. Mich deutlicher zu erklären, ist mir jetzt noch unmöglich und ich bin ebenso begierig wie Du, mehr hierüber zu erfahren".

Wir schwiegen eine Weile.

Dann fuhr Stettenberg fort:

„Du bist mißtrauisch gegen jene alten Erzählungen, die wir, mit allerhand abergläubischen Zusätzen vermischt, in Büchern lesen. Es giebt aber auch Erzählungen, die einer spätern, ja sogar der neuesten Zeit angehören, vollkommen beglaubigt sind und wobei von Betrug oder Aberglauben nicht im entferntesten die Rede sein kann. Da lies zum Beispiel einmal die Geschichte von dem englischen Obristen Townshend".

Mit diesen Worten erhob sich Stettenberg, trat an eins seiner Büchergestelle, nahm ein Buch herunter, blätterte eine Weile darin herum und reichte es mir dann.

Ich las die Geschichte. Sie war von einem Arzt erzählt, und andere Aerzte nannten sich als Zeugen für die vollständige Wahrheit. Die näheren Umstände waren ausführlich und mit vollkommener Klarheit dargelegt. Eine physische oder andere Erklärung war nicht versucht worden. Der Obrist konnte nach Belieben sterben und wieder erwachen.

„Aber", sagte ich, nachdem ich diesen Bericht gelesen und ein wenig darüber nachgedacht hatte, „dieser Mann war sehr krank, ja, er stand sogar im letzten Stadium einer langwierigen Krankheit, und Das, wovon hier die Rede ist, war sicherlich keine normale Fähigkeit der gesunden Natur, sondern ein Vorläufer des Todes".

Stettenbergs Züge verdüsterten sich. —

Ich glaube, ich begriff damals gar nicht recht, wo er mit seiner Beweisführung hinaus wollte. Jetzt dagegen, nachdem ich wiederholt und reiflich darüber nachgedacht, ist mir vollkommen klar, daß er, den schmerzlichen Unterschied zwischen sich selbst und andern Menschen fühlend, vor

allen Dingen darauf bedacht war, zu beweisen, daß er im Grunde genommen ein Mensch sei, wie ein anderer.

„Jeder besitzt die geheimnisvolle Fähigkeit, die ich habe; der einzige Unterschied besteht darin, daß die andern es selbst noch nicht wissen. Es handelt sich hier einfach um eine noch wenig benutzte, natürliche Begabung“.

So lautete sein Argument. Später erfuhr ich, daß er vor jenem Unfall, wobei er sich das Rückgrat verletzt hatte, in Bezug auf Neigungen und Geschmack ein ganz anderer Mensch gewesen sei. Früher ein Freund von körperlicher Anstrengung und Bewegung, hatte er sich während seiner langen Krankheit an eine sitzende Lebensweise und geistige Beschäftigung gewöhnen gelernt. Der Ehrgeiz, welcher früher auf körperliche Ueberlegenheit gerichtet gewesen, hatte sich notwendig einer andern Richtung zugewendet, und so kam es, daß er in Etwas, was doch nur als ein beklagenswertes Gebrechen betrachtet werden konnte, einen förmlichen Stolz suchte.

Er nahm seinen Platz am Fenster wieder ein und fragte dann:

„Du hast wohl noch nie einen Versuch gemacht, diese Fähigkeit auszuüben? Es liegt mir sehr viel daran, Experimente in dieser Beziehung anzustellen und Einer allein kann unmöglich viel thun. Ich will Dir erst zeigen, wie es gemacht wird, und dann, wenn Du nichts dagegen hast, sollst auch Du es versuchen“.

„Ich bin bereit“, entgegnete ich.

„Nun dann“, sagte er, indem er die Beine ausstreckte und sich mit Kopf und Rücken an die Wand zurücklehnte, „Erstens mußt Du Dich vollkommen schweigend verhalten, neben mir stehen, ohne das mindeste Geräusch zu machen und sogar, wenn Du kannst, den Atem anhalten, denn gegen Geräusch bin ich ganz besonders empfindlich. Zweitens muß ich Dich bitten, mich unter keiner Bedingung anzurühren. Ich fürchte fortwährend das Schicksal des Hermotimus zu teilen“.

Er schwieg eine Weile und setzte dann hinzu:

„Ich muß mich ganz offen gegen Dich aussprechen. Nimm Deine Gedanken in Acht. Du fragtest mich vorhin wegen meines Bewußtseins. In jenem Zustand von Erstarrung bin ich mir, glaube ich, der Gedanken Derer bewußt, die sich in meiner Nähe befinden“.

Der Schein der Lampe fiel auf sein Gesicht und obschon auch zugleich das nebelige Licht des Mondes durchs Fenster fiel, so konnte ich doch recht wohl die Veränderungen beobachten, welche sich rasch nach einander einstellten.

Stettenberg heftete seine Blicke auf die ihm gegenüberstehende Wand. Es dauerte nicht lange, so umflorten sich seine Augen und Etwas, was eher ein Schatten als Blässe zu nennen war, breitete sich über sein Gesicht. Die durch das schlechtgeschlossene Fenster hereindringende Zugluft wehte eine Locke seines langen Haares hin und her und gab dem Licht eine flackernde Bewegung.

Das, was ich soeben einen Schatten auf seinem Gesicht genannt, ward weiß, nicht allmählich, sondern so zu sagen ruckweise. Es kam mir vor, als ob dadurch allemal eine frische Bewegung des Willens markiert würde, und als ob derselbe genau in diesem Tempo das Leben aus dem Körper triebe.

Die Augen waren endlich ganz starr und die Lider sanken langsam darüber herab. Der ganze Körper ward schlaff und der Kopf neigte sich langsam über die rechte Schulter nach dem Fenster zu.

Ich beugte mich über den Erstarrten. Ich vernahm einen gurgelnden Ton in seiner Kehle und dann sah ich — ob es Einbildung oder Thatsache war, kann ich nicht sagen — einen bläulich-weißen Dunst aus dem Munde aufsteigen.

Dies war Alles. Ich befand mich in Gegenwart einer Leiche. Der Mensch, der einige Minuten zuvor mit mir gesprochen, lag tot vor meinen Augen.

Wie groß auch meine Angst und Furcht war, so zog ich doch die Uhr heraus. Fünf Minuten sollten die längste Dauer sein. Mein Himmel! wie langsam die Minuten dahinkrochen!

Die fünf Minuten waren um. Mir war es, als bemerkte ich eine Veränderung an dem Körper. Der Ausdruck von Schmerz und Anstrengung wich aus den Zügen und machte vollkommener Ruhe Platz. Die Umrisse der Glieder verflachten sich noch mehr.

Der Minutenzeiger meiner Uhr bewegte sich von der fünften schon auf die sechste Minute.

Es wäre mir unmöglich, zu schildern, was ich fühlte — den Schrecken über Das, was schon geschehen und die Furcht vor dem, was noch geschehen könnte. Es war mir, als hätte ich ein schweres Verbrechen begangen, und bittere Reue begann in mir zu erwachen. Zehn Minuten waren vergangen. Mir waren sie zu Jahren geworden. An Stettenbergs Körper war keine andere Veränderung wahrzunehmen, als daß, wie mir vorkam, sich immer mehr die Ruhe und Leere des Todes darüber ausbreitete.

Ich sank auf die Kniee nieder und versuchte zu beten. Nur der Himmel weiß, was ich in diesen Augenblicken fühlte.

Während ich noch so auf den Knieen lag und die langsam schleichenden Minuten auf meiner Uhr zählte, bemerkte ich eine Verfinsterung des Zimmers.

Ich drehte mich herum. Die Lampe brannte düsterer. Es dauerte nicht lange, so hörte ich das sickernde Geräusch der letzten Tropfen Oel, welches verkündete, daß die Lampe in wenigen Minuten verlöschen würde.

Die Zahlen auf meiner Uhr wurden unsichtbar. Ueber eine Viertelstunde war vergangen, als ich die Bewegung der Zeiger nicht weiter verfolgen konnte. Das von dem roten Lampenlicht nicht mehr beleuchtete Gesicht der Leiche gewährte in dem bleichen Schimmer des Mondes einen noch mehr abschreckenden und gespenstischen Anblick.

Eine furchtbare Angst bemächtigte sich meiner. Ich sprang auf die Füße und stürzte aus dem Zimmer, indem ich die Thür hinter mir zuschlug.

Dieser plötzliche, unwiderstehliche Schrecken hat mich später oft an ein Abenteuer erinnert, das Rousseau in seinen „Bekenntnissen" von sich selbst erzählt.

Ein Freund, mit dem er lange Zeit gereist, ward auf dem Marktplatze einer ausländischen Stadt, die sie eben passierten, vom Schlage getroffen, und Rousseau eilte ohne Weiteres von ihm hinweg, ohne ihn jemals wiederzusehen.

Es lag zu dieser plötzlichen Flucht durchaus kein Grund vor; der Verstand hatte nichts damit zu schaffen, sondern sie war weiter nichts als eine Eingebung des blinden Schreckens.

Auch ich folgte jetzt bloß der Eingebung des blinden Schreckens und ward dabei von weiter nichts getrieben als von dem Wunsche, aus einer Umgebung hinwegzukommen, die für mich so grauenhaft geworden war.

Anstatt Lärm zu machen und ärztliche Hülfe herbeizurufen, sagte ich keinem Menschen ein Wort, denn ich hätte nicht davon sprechen können und wenn es mir das Leben gekostet hätte.

Ich eilte zu dem Hause hinaus, durch die Straßen bis vor die Stadt. Als ich ins Freie kam, ward ich einigermaßen wieder fähig zu denken und zu überlegen.

Ich kam mir jetzt fast vor, als wäre ich Stettenbergs Mörder; gleichwohl aber entfernte ich mich, anstatt in die Stadt zurückzukehren, von derselben immer weiter.

Es war nun zu spät. Mit diesen Gedanken tröstete ich mich, ja, ich tröstete mich wirklich damit, denn es war mir eine Herzenserleichterung, die ganze Sache auf irgend welche mögliche Weise aus meinen Gedanken zu bannen oder dies wenigstens zu versuchen.

Den größten Teil der Nacht hindurch wanderte ich draußen zwischen den Gärten der Vorstadt umher und kehrte endlich ganz erschöpft in meine Wohnung zurück.

Ich ging zu Bett, aber nicht um zu schlafen. Vergebens würde ich mich bemühen, eine Schilderung der Qualen zu geben, welche ich in dieser Nacht erduldete. Fortwährend ward ich von dem Gedanken gequält, daß Stettenbergs Geist mich verfolge.

Dabei aber war es nicht sein Gesicht, sondern das verzerrte, an die Wand des kleinen runden Kabinetts angemalte, wovon ich meine Gedanken nicht trennen konnte und welches mir in einem unerklärlichen Zusammenhange mit Stettenbergs Geist zu stehen schien.

So von unaussprechlichen Qualen gefoltert verbrachte ich die Nacht. Als der Morgen dämmerte, begann auch die Hoffnung wieder in mir zu erwachen. Vielleicht war Stettenberg zu sich gekommen. Wie innig wünschte ich, daß alle meine bangen Befürchtungen sich als unbegründet erweisen möchten!

Ich wußte, wie Stettenberg mit dem Gesicht nach der ihm gegenüberliegenden Wand gewendet, ganz dicht am Fenster gesessen hatte. Dies Fenster befand sich im ersten Stock und ging auf einen Hofraum, den ich auf meinem Wege nach dem Kolleg als Durchgang benutzen konnte.

Ich beschloß, aufzustehen und mir Gewißheit zu verschaffen. Ich sprang aus dem Bett und kleidete mich mit zitternden Händen an.

Obschon ich an weiter nichts dachte, als an die erstarrte Gestalt meines Studiengenossen und an sein der Wand zugewendetes Gesicht, so war ich doch nicht im Stande, mir von diesem Gesicht eine deutliche Vorstellung zu machen, sondern ich sah mit meinen innern Augen fortwährend nur jenes verzerrte an die Wand gemalte.

Warum dies so war, weiß ich nicht zu sagen, aber auch zu anderen Zeiten meines Lebens bin ich nicht im Stande gewesen, mir ein Gesicht zu vergegenwärtigen, welches gleichwohl den Umständen nach meiner Erinnerung unauslöschlich hätte eingeprägt sein sollen.

Ich eilte, mich auf den Weg zu machen. Als ich in den soeben erwähnten Hofraum hineinkam, sah ich sofort, daß der Wind während der Nacht das schlecht geschlossene Fenster aufgestoßen hatte, und als ich im Vorübergehen scheu emporblickte, gewahrte ich, wie Stettenberg noch ganz in derselben Stellung, wie ich ihn verlassen, dasaß und sein geisterbleiches Antlitz starr der Wand zugewendet war!

Natürlich wurde Stettenbergs Tod von seinen Wirtsleuten, da er nicht zur gewohnten Zeit zum Vorschein kam, sehr bald entdeckt, obschon von dem Augenblick an, wo ich ihn im Vorübergehen das letzte Mal gesehen, bis zu dieser Entdeckung wohl noch eine Stunde verging. Man wußte nämlich, daß er wegen seines kränklichen Zustandes des Morgens oft sehr lange schlief und das Frühkolleg versäumte. Deshalb trug man ihm sein Frühstück gewöhnlich nicht eher hinein, als bis er darnach rief. Da es an diesem Morgen ungewöhnlich lange dauerte, so ging man endlich zu ihm hinein und fand ihn als schon seit mehreren Stunden entseelten Leichnam.

Der sofort herbeigerufene Gerichtsarzt erklärte, daß Stettenberg infolge eines der Nervenkriesen gestorben sei, an welchen er schon seit längerer Zeit gelitten.

Ich meinerseits stellte jede Kenntnis seines Todes in Abrede. Werner erzählte natürlich, daß er mich am Abend vorher allein bei Stettenberg zurückgelassen. Dies konnte ich nicht leugnen, wohl aber leugnete ich, daß ich in dem Augenblick, wo Stettenberg gestorben, noch bei ihm gewesen sei.

Auch später habe ich keiner lebenden Seele die Wahrheit gestanden, die ich jetzt niederschreibe.

Gleich nachdem meine Befragung vorüber war, verfiel ich in ein hitziges Fieber, welches mich dem Rande des Grabes nahe brachte. Meine Cousine, welche mich während dieser schweren Krankheit pflegen half, erzählte mir später viel von den wunderlichen Reden, die ich während

meines Fieberdeliriums gehalten hätte. Dennoch aber mußten dieselben von der Art gewesen sein, daß sie mich nicht verraten konnten. Stettenbergs Namen hatte ich nicht genannt. Wäre dies der Fall gewesen, so würde es meine Cousine erwähnt haben.

Sie ist jetzt mein Weib und wenn sie diese Zeilen läse, so glaube ich, sie würde die ganze Geschichte für die Frucht einer fieberhaften Sinnestäuschung und weiter nichts halten. Man behauptet, daß ein Hirnfieber stets Spuren in dem Geist zurücklasse, den es einmal gemartert hat. Ich wollte, dies Erlebnis wäre auch nichts weiter als ein Hirngespinst.



Mein Führer.

Von

Const. Lochmann.

✻

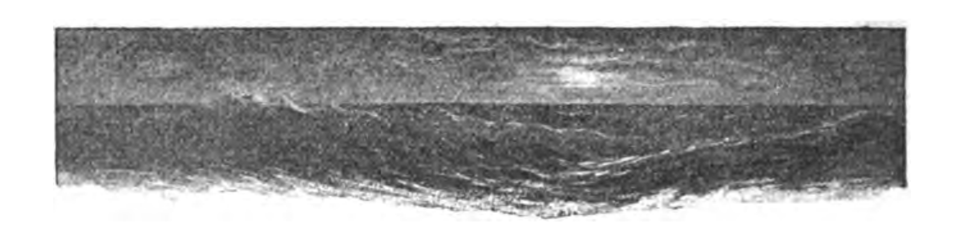
Aus reichen Gärten bin ich einst entflohen;
das Glück zu suchen kam mir in den Sinn,
und wo ich sah ein Freudenfeuer lohen,
da eilte ich in eitlem Taumel hin.

Ich heimste ein, was ich erraffen konnte:
wertlosen Flitter, bunte Steine, Tand.
Ich war so stolz, wenn ich verachten konnte,
und irdscher Liebe küßt ich das Gewand.

„Das Glück, das Glück!" schrie ich im Zornesglühen —
da gab der Schmerz mir lächelnd das Geleit.
Ich sah erstaunt aus Thränensaat erblühen
den Glauben an das Glück der Ewigkeit.

Und frohgemut zog ich mit leichten Schritten
zurück zu der verlassnen Blumenflur.
Das Weh blieb Führer auf mein heißes Bitten,
denn ihm dankt ich der Seele Stille nur. .





Reife Heilsnacht.

Von

Franz Evers.

Wieder blaut die Nacht. — Du heimliche Nacht,
die du sacht die Seele mir bewegst,
bis mein helles Uebermir erwacht —
Heilige Nacht, die du mich lichtwärts trägst,
blaue tief in meinen Sternentraum,
daß dein Heil durch meine Seele kocht,
trage mich hin durch den ewigen Raum,
bis mein Geist an die Thore der Gottheit pocht . .

Heimliche Nacht, du stille heilige Nacht,
wirkend nahst du, und ich folge dir —
segnest, segnest mich mit Geistermacht —
und ich schwebe schauend über mir . . . . .





Das Kreuz.

„Es ist vollbracht . . .

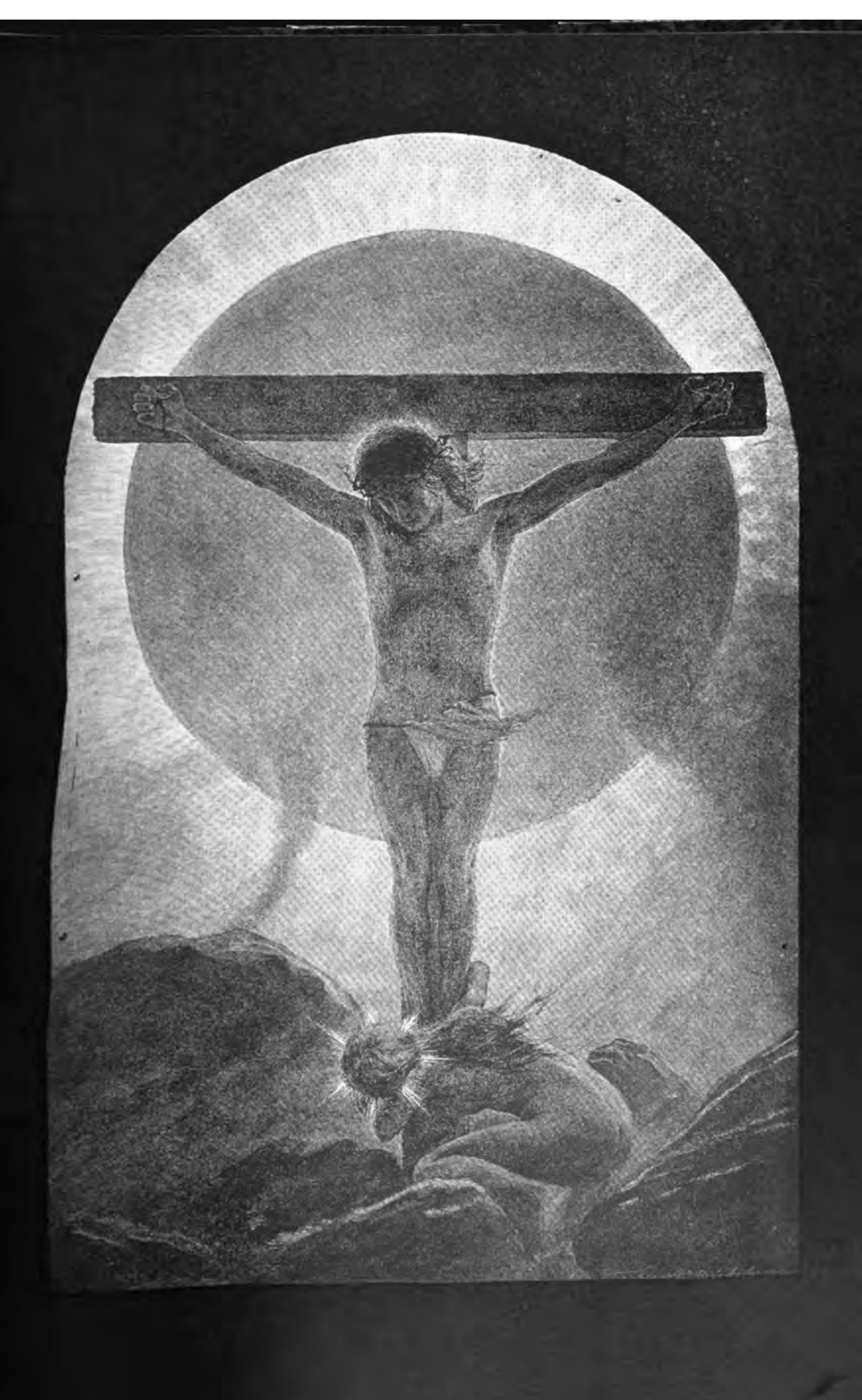
Sturm und Nacht durchwirbeln die Welt — und die glutende Sonne hüllt sich in tiefe Dunkelröte; sie trauert noch.

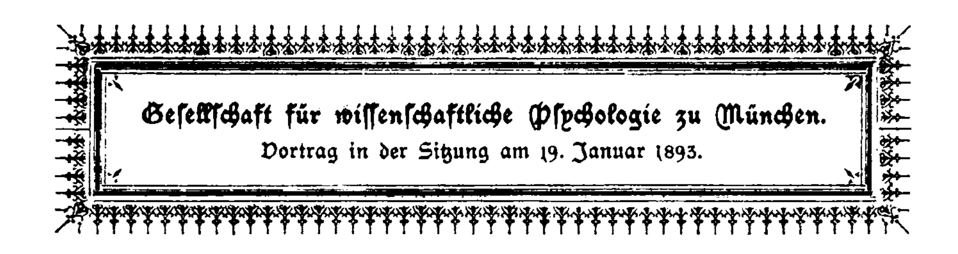
Im Zeichen des Kreuzes ward es vollendet,
des Lebens großes Erlösungswerk,
und der Geist hat gesiegt
in blutiger Ueberwindung.

Die Seele kauert nieder in letzter Zerknirschung; sie fühlt und betet . . .
Und Jubelrufe ins Ewige werden wach.

„Es ist vollbracht . . .

Der Wanderer.




Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München.
Vortrag in der Sitzung am 19. Januar 1893.

Der König der Exorcisten
und die modernen Zauberer von Paris.

Von
Charles de Thomassin,
Generaldelegiertem der Groupe d'Etudes Esotériques Frankreichs für Deutschland.

Sie werden wohl nicht glauben, daß ich als König der Exorcisten den guten Pater Aurelian bezeichnen will, der doch durch den hämischen, eigentlich alle diabolische Majestät verletzenden Dialekt-Ausruf des von ihm beschworenen Teufels: „I mog net" genügend darüber hätte aufgeklärt sein können, daß er als Exorcist nicht hinreichend Kraft besaß, der List und Schläue der gefallenen Engel stets erfolgreich zu begegnen. Pater Aurelian ist gewiß nicht geeignet, die Herrschaft über das Reich der Exorcisten anzutreten, im Gegenteile dürfte man zu dem Glauben verleitet werden, daß er in demselben nur einer der demütigsten Unterthanen sein kann, und daß der „Teufel", mit dem er in Rapport trat, weniger in Folge seiner gebietenden Willenskraft und Heiligkeit ausfuhr, als vielmehr deswegen, weil er momentan eine Anwandlung von Mitleid mit dem armen Pater in seinem Innern verspürte und ihm das Leben nicht allzu sauer machen wollte. Allerdings dauerte diese milde Regung nicht allzu lange, und er hat später den Kapuzinern und der Kölnischen Zeitung noch in malitiöser Weise das Geld aus der Tasche gelockt. Er wird innerlich hocherfreut gewesen sein, wenn er die Scenen im Gerichtssaale beobachtete, und weidlich gelacht haben, da er hörte, daß sein Ulk dem hochgelahrten Domkapitular Schneid Gelegenheit gab, seine große Weisheit in einem erleuchteten Vortrage vom sogenannt psychologisch-philosophischen Standpunkte aus zu produzieren. Vielleicht dürfte er auch diese vermeintlich unfehlbare Abhandlung nicht ganz der Wahrheit entsprechend gefunden haben.

Nein! Mit so geringen Exorcisten, die nur von der Presse, welche mit der Teufelsbeschwörung und ihrer Geschichte weniger bekannt ist, weit über Gebühr berücksichtigt werden, will ich mich nicht eingehender beschäftigen. Mein Vortrag ist vielmehr einem Manne gewidmet, der nicht nur von hervorragenden orthodoxen Exorcisten Frankreichs, sondern auch nach seinem Eintritte in die Gesellschaft der Ketzer von bedeutenden

Okkultisten des Nachbarstaates als „König der Exorcisten" dargestellt worden ist. Der Abbé Boullan ist es, von dem ich sprechen will. Sein Tod ist kürzlich von hervorragenden französischen Tagesblättern verzeichnet worden, und der „Figaro" bringt ihm einen Nachruf des bekannten Philipp Auquier. (Nummer vom 7. Januar 1893.) Boullan hat auch eine wichtige Gestalt in einem Romane gebildet, der wegen seiner eigentümlichen Natur kürzlich großes Aufsehen erregt hat. Ich meine das Werk „Là-Bas" von J. K. Huysmans, der den früheren Geistlichen als Docteur Johannes für seine infernalischen Scenen verwertete.

Nach den Behauptungen gewisser Kreise waren dem verstorbenen Abbé die dunkelsten Gebiete des sogenannten Uebernatürlichen enthüllt, und er konnte sich mit Recht den Apostel der okkultistischen Doktrinen und ihrer Anwendung nennen. Nicht etwa, daß er einem Péladan glich, der sich gleichfalls als Apostel derselben aufspielen will. Die katholische Rosenkreuzerei des hehren „Sâren" wird ja auch von den Okkultisten verlacht und mit Entrüstung hat kürzlich der Leiter des kabbalistischen Rosenkreuzerordens in Paris die Annahme zurückgewiesen, daß er und sein Orden in irgend eine Beziehung zu den Phantasien des Sâr Péladan gebracht werden könne.

Er wurde jung zum Priester geweiht, dieser Abbé Boulan. Bald erkannten seine Obern in ihm einen unruhigen Geist, der einen großen Hang zu mystischen Grübeleien besaß. Man mahnte ihn häufig, sich nicht zu sehr in dieselben zu vertiefen. Jedoch war dies vergeblich. Anfangs machte sich der junge Priester in Paris zum Vertreter der alten johanneischen Doktrinen, denen er ein neues mystisches Gewand zu geben suchte. Nachdem er sodann Beichtvater in einem Nonnenkloster geworden war, faßte er den Plan, seine mystischen Anschauungen mehr praktisch zu verwerten. Die Häupter des modernen Katholicismus fanden jedoch bald, daß der gute Abbé von den Lehren der Alleinseligmachenden etwas abweiche, und seine Aussprüche geeignet seien, fromme Ohren zu beleidigen. Sie zweifelten an seiner Spezialmission, die er zu haben glaubte, und die darin bestand, dem Gotte der Liebe wieder den Sieg über den Satan, welcher sich nach seiner Ansicht auch in unserer Zeit mehr bemerklich machen sollte, als von den Theologen angenommen wurde, zu verschaffen, und als Delegierter des Himmels die Gläubigen, welche von unreinen Geistern besessen waren, zu befreien". Von Inquisitoren überwacht, setzte er seine Thätigkeit im Nonnenkloster fort.

Er hätte keinen bessern Ort zur Ausübung des von ihm nunmehr bevorzugten Wirkens finden können. Als die Nonnen merkten, daß ein scheinbar große Kraft besitzender Exorcist unter ihnen weile, begannen sie ihm vertraulich zu klagen, welche entsetzliche Angriffe sie vom Satan und seinen Untergebenen auszustehen hätten. Geschichten vom Inkubus, von denen Görres so haarsträubende Beispiele im vierten Bande seiner „christlichen Mystik" bringt, wurden dem neuen Exorcisten in Menge erzählt. Bekanntlich sagt Görres, daß die Dämonisierung des gesteigerten Triebes

aus eigener Einstimmung hervorgehe und das Dämonium nichts gegen den festen Entschluß vermöge, daß ferner diese Einstimmung vom Dämon am leichtesten dann erlangt werde, wenn er die Gestalt eines geliebten Gegenstandes annehme. Der moderne Psychologe wird aus diesen Behauptungen schließen können, daß die Annahme der Autosuggestion zur Erklärung dieser Phänomene nicht unmöglich ist, und, wenn Görres sagt, daß manchmal fast alle Insassen eines Nonnenklosters von demselben Uebel angesteckt wurden, so wird er daran denken, daß nach der Autosuggestion auch noch eine gegenseitige Fremdsuggestion eingetreten sein kann.

Diese Erklärungen wird er wohl auch, wenn er von den Behauptungen des Abbé Boullan und seiner Nonnen vernimmt, in Betracht ziehen. Wenn sodann ersterer wiederholt versichert, daß er einzig und allein durch seine Beschwörungen das Uebel, welches in so gräßlicher Gestalt auftrat, beseitigt hatte, so wird er ihn wohl kaum Lügen strafen, sondern ihm Glauben schenken und denken, es sei erstaunlich, welche Leiden eine mit starker Willenskonzentration ausgeführte Suggestion zu heilen im Stande sei. Dieser Gedanke wird ihn auch bei den weiteren, ungemein zahlreichen Erzählungen von der Macht des merkwürdigen Abbés über die Zauberer nicht verlassen.

Selbstverständlich bemühte sich der hohe Klerus nicht, die neue Psychologie der Suggestion eingehender zu studieren, und meinte deshalb, es sei das beste, als die Berichte über die diabolischen Einflüsse in Boullans Nonnenkloster und seine ungeheure himmlische Macht über den Inkubus sich von Tag zu Tag mehrten, ihn im erzbischöflichen Palais über die gefährlichen, in Rom nicht gerne gesehenen Experimente und seine eigentümlichen Doktrinen zu vernehmen, ihm gehörig die Leviten zu lesen und womöglich zur Verhütung weiteren Aergernisses aus der Gemeinschaft der Gläubigen auszuschließen. Dies geschah auch, als Boullan sich dem Erzbischofe gegenüber nicht unterwürfig genug zeigte; und als der Exorcist im Vatikan persönlich zur Verteidigung sich vorstellen wollte und sich zu Experimenten bei Bedürftigen erbot, jagte man ihn davon. Die Kardinäle waren wütend gegen diesen Priester, welcher die Kühnheit hatte, in der Kirche seine johanneischen Lehren zu verbreiten, sich als einen Gesandten des göttlichen Parakletus[1]) der Liebe auszugeben und seine übernatürlichen Kräfte über den Satan beweisen zu wollen, während er doch selbst nach ihrer Ansicht „von den bösen und diabolischen Geistern, Sathan, Belial und Behemmoth zur Verführung der Gläubigen inspiriert" war.

Der Verdammte begab sich nun wieder nach Frankreich, von seiner Kraft und der Herrschaft Satans mehr überzeugt als zuvor. Er zog nach Lyon und hielt sich dort in der Familie eines Architekten auf, der zu seinen Freunden und Anhängern zählte. Ohne Unterlaß begann er nunmehr die allbeherrschende Kraft der Liebe und die Weltbefreiung durch sie zu predigen.

---

[1]) Des „Tröster", des heiligen Geistes.

Personen, welche ihn in Lyon trafen, erzählten wahre Wunderthaten von ihm. Auquier betont in seiner Studie im „Figaro", daß diese Personen, welche er selbst gesprochen und die ihm einen begeisterten Bericht über die Tugenden des Expriesters geliefert hätten, weder für lügenhaft noch für irrsinnig galten.

Abbé Boullan, der sich viel mit Magnetismus beschäftigte, natürlich aber damit religiöse Auffassungen verband, scheint einer der gewandtesten Magnetiseure geworden zu sein. Eine große Anzahl Kranker behauptete durch ihn Heilung gefunden zu haben. Leider teilten die Behörden die Dankbarkeit derselben nicht. Da bekanntlich gegenwärtig in Frankreich auch Magnetiseure, die nicht wie bei uns von berühmten und einflußreichen Aerzten — ich erinnere an Dr. von Nußbaum — in Schutz genommen werden, wegen illegaler Ausübung der Medizin bestraft werden, mußte der arme wohlwollende Abbé mit dem Gefängnisse Bekanntschaft machen.

Neben seiner Thätigkeit als Magnetiseur entfaltete aber der frühere Priester auch diejenige, welche ihm in weiten Kreisen den Beinamen „König der Exorcisten" verschaffte. Er hatte nunmehr einen viel weiteren Wirkungskreis als Exorcist als früher im Nonnenkloster. Von allen Teilen Frankreichs brachte man ihm Personen, die man besessen glaubte, und er soll sehr viele wirklich durch seine Kraft, sein Suggestionsvermögen, wenn man so sagen will, geheilt haben. Er befreite aber die Bezauberten nicht nur von ihren Leiden, sondern soll es, wenn man gewissen Berichten glauben will, auch verstanden haben, das Uebel auf den bösartigen Zauberer selbst zu übertragen.

Huysmans hat uns sein Verfahren, das er bei seinen Beschwörungen anwandte, in seinen Werken „A rebours" und „Là Bas" eingehend geschildert.

Auquier erzählt über dasselbe Folgendes:

Wenn Sie, eine Bezauberung befürchtend, den Apostel konsultierten, begann er eine Hellsehende einzuschläfern und versuchte durch sie Aufklärung zu erlangen, wer der Zauberer und welcher Art die Bezauberung sei. Wenn es sich um einen schweren Fall handelte, nahm er seine Zuflucht zum „Ruhmesopfer Melchisedechs", das folgendermaßen gefeiert wurde:

Der Offiziant ließ auf einen Altar, bestehend aus einem Tische und einem Tabernakel von Holz, auf dem ein Kreuz, umgeben von einem Tetragramm stand, einen Silberkelch, ungesäuerte Brode und Wein bringen. Sodann zog er die priesterlichen Gewänder an, eine lange rote Robe, mit einem rotweißen Gürtel, und einem weißen Mantel, der auf der Brust in Kreuzesform ausgeschnitten war, und begann nun die Opfergebete zu lesen.

Der, welcher den Apostel um seine Hülfe ersuchte, wurde in die Nähe des Altars gebracht. Boullan setzte sodann seine Gebete fort und legte seine linke Hand auf den Kopf des Bezauberten. Hierauf streckte er seine andere Hand aus, bat den Erzengel Michael, ihm beizustehen und beschwor die glorreichen Legionen der Engel, die bösen Geister zu fesseln. Nun



kam der Moment des Beschwörungsgebetes und der Offiziant rief es dreimal aus, nachdem er die Hand des Hülfesuchenden auf den Altar gelegt. Sodann wurden dem letzteren noch Brod und Wein gereicht, womit die Ceremonie beendet war.

Auf diese Weise wollen bekannte Pariser von den Uebeln geheilt worden sein, welche ihnen nach ihrer Ansicht ihre zauberkundigen Feinde, die dem von Stanislas de Guaïta wieder zu neuem Leben gebrachten Pariser kabbalistischen Rosenkreuzerorden angehörten, angewünscht hatten.

Boullan ist, obgleich er selbst ein so eifriger Vertreter okkultistischer Doktrinen war, in den letzten Jahren ein ausgesprochener Feind dieses Ordens gewesen. Er glaubte fest daran, daß gewisse Mitglieder desselben schwarze Magie trieben. Besonders merkwürdig ist, daß er behauptete, sogar der unschuldig erscheinende, durch seine Phantasien bekannt gewordene, sogenannt katholische Rosenkreuzer Sâr Péladan habe ihn in diabolischer Weise verzaubern wollen und belästige auch andere Personen durch seine schwarz magischen Experimente. Er identifizierte stets Stanislas de Guaïta mit Péladan, obwol ersterer wiederholt erklärte, unter anderm auch im „Figaro", daß er mit dessen Lehren und Phantasien nichts zu thun habe. Der arme Guaïta, der doch den Okkultisten durch seine erhabenen Werke über die Ekstase und die Vereinigung mit Gott bekannt ist und allgemein als ein Apostel der Nächstenliebe galt, wurde gleichfalls das Opfer der schrecklichen Vorwürfe und Anschuldigungen des „Königs der Exorcisten". Er sollte den „Heiligen" von Lyon, (wie Boullan von seinen Anhängern auch genannt wurde), von Paris aus häufig bezaubert haben.

Vielleicht kam der Exorcist kurz vor seinem Tode nur deshalb nach Paris, um den vermeintlichen Zauberern energisch nahezulegen, von ihren diabolischen Bosheiten endlich einmal abzustehen. Boullan stieg in Paris unter einem falschen Namen im Hotel der katholischen Missionen in der Rue Chaumel ab. Kein Mensch suchte ihn dort, auch die Zauberer hätten ihn daselbst nicht gefunden, ebensowenig wie eine moderne Menschenklasse, welche berühmte Persönlichkeiten noch ärger quälen soll, als Magier es zu thun vermögen, — ich meine die Berichterstatter.

Auquier, der Reporter des „Figaro", war jedoch so glücklich, bei einem gemeinsamen Freunde sich seiner zu bemächtigen. Ihm enthüllte nun der Expriester und Apostel der weißen Magie, daß er nur deshalb nach Paris gekommen sei, um Schritte bezüglich der Veröffentlichung eines von ihm geschriebenen Werkes über das kabbalistische Buch „Zohar" zu thun. Er hatte sich schon lange mit kabbalistischen Studien beschäftigt und achtete auch alle Anhänger der Kabbalah hoch. Die kabbalistischen Rosenkreuzer haßte er, wie gesagt, nur deswegen, weil er glaubte, daß einzelne unter ihnen schwarze Magie trieben.

In gewisser Hinsicht hätte er ihnen und allen Magiern, insofern sie sich nicht seine Person zum Ziele ihrer Angriffe auserkoren, eigentlich dankbar sein müssen. Denn er wäre nicht „König der Exorcisten" ge-

worden, wenn nicht durch die schwarzen Künste, wie man annahm, so viele belästigt worden wären.

Aeußerst merkwürdig ist gewiß die Thatsache, daß nach dem Tode des Abbés, welcher ganz gesund in Paris angekommen und plötzlich gestorben war, sowohl von Huysmans wie von Jules Bois, einem der eifrigsten Apostel des litterarischen Mystizismus[1]) in Frankreich, in Tagesblättern gegen Péladan und Guaïta die Anklage erhoben wurde, sie hätten Boullan durch schwarze Magie getötet. Bois schrieb zum Beweise derselben einen langen Artikel in die Zeitung „Gil Blas" (8. Dezember). Horace Bianchon veröffentlichte sodann am 10. Dezember im „Figaro" eine längere Studie mit dem Titel „l'Envoûtement",[2]) in welcher er mitteilt, Huysmans, sein und des Verstorbenen Freund, habe ihm Folgendes erzählt:

Es sei unbestreitbar, daß Guaïta und Péladan täglich schwarze Magie trieben. Der arme Boullan sei beständig mit den bösen Geistern, die sie ihm sandten, im Streite gewesen. Zwei Jahre hindurch hätten sie ihm solche von Paris nach Lyon geschickt, und es sei seiner Ansicht nach ganz wohl möglich, daß der Abbé einer Bezauberung erlegen sei.

„Ich bin sicher", fuhr Huysmans angeblich fort, „daß Péladan und Guaïta alles gethan haben, was sie thun konnten, um mir zu schaden. Sehen Sie, jeden Abend, wenn ich einschlafen will, erhalte ich Schläge auf den Schädel und ins Gesicht, von — wie sage ich doch nur — fluidischen Fäusten. Ich könnte glauben, daß es subjektive Gefühlshallucinationen sind, durch große Sensibilität meines Nervensystems veranlaßt. Jedoch bin ich geneigt, zu denken, daß es sich in der That um Magie handelt. Zum Beweise sage ich Ihnen, daß meine Katze, die gewiß keine Hallucinierte ist, ebenfalls zu gleicher Zeit, wie ich, Schläge auf den Kopf erhält. Und es ist für mich gewiß, daß Madame Thibaut, eine würdige Frau, die ich bei Abbé Boullan kennen lernte, mich bereits einmal von diesem Malefizium heilte. Seit unser Freund gestorben ist, fühle ich jeden Abend doppelte Schläge".

Man wird annehmen, daß Manches in diesem Berichte aus der Phantasie des Herrn Bianchon stammt und wirklich hat der berühmte Romancier dem „Figaro" ein Dementi zugesandt. Was übrigens die Behauptungen desselben bezüglich der Bezauberung des Königs der Exorcisten anbelangt, so soll auch Jules Bois sich dem Herrn Bianchon gegenüber ähnlich wie Huysmans geäußert haben.

Der Berichterstatter schildert in seiner Studie auch noch die Experimente des Obersten de Rochas, des bekannten Psychologen, um darzulegen, wie die modernste Wissenschaft die Magie zu erforschen sich bemühe.[3]) Ich habe über dieselben eingehend in meinem Vortrage über Auslösung der Sensibilität und Bilderzauber, den ich am 23. Dezember 1892 in der

---

[1]) Der kürzlich ein Drama „Les Noces de Sathan" im Théâtre d'Art zur Aufführung brachte und Redakteur der okkultistischen Zeitschrift „l'Etoile" ist.

[2]) Der Bildzauber.

[3]) Vergl. hierüber das Novemberheft 1892 der „Sphinx", Bd. XV, S. 73—76.

„Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie“ zu München hielt, gesprochen. Rochas ist, wie ich darlegte, einer der berühmtesten Magnetiseure und Hypnotiseure Frankreichs und von der Groupe des Etudes Esotériques sowie von der Pariser Gesellschaft für physiologische Psychologie beauftragt worden, Experimente über das Fernwirken mit einigen anderen Gelehrten zu machen. Er fand dabei unter anderm bei Hypnotisierten die Eigentümlichkeit, von der schon der berühmte Fachmann Baron Reichenbach zu erzählen wußte. Trotz Unempfindlichkeit der Haut wurde nämlich bei den Versuchspersonen in tieferer Hypnose die sie umgebende Luft empfindlich d. h. die Hypnotisierten empfanden jede Berührung der letzteren. Rochas behauptete mit Reichenbach, daß diese Empfindlichkeit von der Auslösung eines Fluidums, das er wie letzterer „Od“ nannte, herrühre. Sie ließ sich, wie er fand, auch auf Wasser und weiche Gegenstände, wie Wachs und den Bromgelatinüberzug einer Photographie übertragen. Er verfertigte nun, an die Experimente der Magier erinnert, eine Wachspuppe, und stach sie in einer Entfernung von 3 bis 4 Meter von der Versuchsperson mit Nadeln. Diese fühlte sodann den Schmerz in demjenigen Körperteile, welcher dem, den er am Bilde durchstochen hatte, entsprach. In weiterer Entfernung von der Versuchsperson als 3 bis 4 Meter gelangen ihm die Experimente nur äußerst selten. Er behauptete die Identität derselben mit denen der alten Magier und ich wies deshalb nach, daß er dies nur mit Unrecht thue, da nach den vorhandenen Berichten diese meist experimentiert haben sollen, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, ihre Bilder zuerst sensibel zu machen und, da weite Entfernungen ihnen nicht hinderlich gewesen sein sollen. Wie es die alten Magier gemacht haben, das hat uns Péladan genauer im 43. Kapitel seines Werkes „Vice suprême“, einer Verdammung der alten Magie, die schlecht zu den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen paßt, dargelegt und aus dem nächsten Roman von Huysmans „En Route“ wird man sich wohl auch über diese schwarze Kunst belehren können.

Es freut mich nun, aus der erwähnten Studie „l'Envoûtement“ eine neue Stütze für meine Annahme bezüglich des Verfahrens der alten Magier entnehmen zu können.

Es hat nämlich ein bekannter englischer Arzt, Dr. Hart, Direktor des British Medical Journal, in der Rue de Madrid eine Reihe von Experimenten gemacht, angeregt durch Rochas, dessen Erfolge, — nebenbei bemerkt, — noch einen Delegierten der Kongregation der Riten zur Untersuchung von Rom nach Paris geführt haben sollen. Bei denselben nun stellte sich heraus, daß die Hypnotisierte oder die mit dem Magnetiseur einmal in Rapport gebrachte Person noch dann den Schmerz der in die Wachspuppe geführten Stiche empfand, wenn diese nicht zuvor sensibel gemacht worden war, also keine Uebertragung des persönlichen Odfluidums stattgefunden hatte. Diese Erfahrung stimmt mit den Erzählungen von dem Verfahren der alten Magier viel mehr als der Bericht über Rochas' Experimente.

Sie möchte in der That verleiten, zu glauben, daß wirklich früher

magische Fernwirkungen stattfanden, als deren Ursache Willenskonzentration und vielleicht deren Eindruck auf ein allgemeines, nicht wie bei Rochas' Versuchen nur persönliches, magnetisches Fluidum angenommen werden könnte. Dieses letztere wäre dann der Mittler zwischen dem Experimentator, dem Bilde, das nur zur Erleichterung der Konzentration gedient haben könnte, und der im Bilde dargestellten Person.

Würde man aber auch sich zu diesem Glauben hinneigen wollen, so dürfte man sich doch nicht berechtigt fühlen können, den Anschuldigungen der Pariser Rosenkreuzer, in unserer Zeit schwarze Magie, besonders gegen den „König der Exorcisten", geübt zu haben und sonst noch zu üben, Wahrheit zuzusprechen. Wer deren Lehren und Charakteranlage kennt, wird sie nicht für fähig halten, ihre Mitmenschen in so malitiöser Weise zu schädigen und zu Tode zu quälen. Wie ich erwartete, hat auch Stanislas de Guaïta dem „Figaro" ein energisches Dementi gesandt, und das Boulevardorgan beeilte sich deshalb, in seiner Nummer vom 11. Januar ihn wieder von dem Vorwurfe des „Vice Suprême" reinzuwaschen. Nebenbei beeilte sich der Rosenkreuzer, den Romancier Huysmans bezüglich seiner Aeußerungen durch die Herren Maurice Barrès und Emile Michelet um Aufklärungen ersuchen zu lassen. Derselbe setzte diese Herren mit M. Orsat und Gustave Guiches in Verbindung, worauf ein Protokoll abgefaßt wurde, in dem zu lesen war, daß Huysmans die Artikel des Herrn Jules Bois nicht als persönliche Anschauungen verteidigen wolle, nicht annehme, daß Guaïta den „König der Exorcisten" schwarz magisch umgebracht habe, noch auch, nach den Aufklärungen, die ihm der Rosenkreuzer geben ließ, bei der Ansicht verharren wolle, daß er es gewesen sei, der ihn und seine Katze allabendlich von „fluidischen" Fäusten peinigen ließ.



Gott und die andere Welt.

Gott und die andere Welt sind das einzige Ziel aller unserer philosophischen Untersuchungen; wenn die Begriffe von Gott und von der anderen Welt nicht mit der Moralität zusammenhingen, so wären sie nichts nütze.

Kant.

Die andere Welt ist nicht ein anderer Ort, sondern eine andere Anschauung.

Kant.





Das Fasten.

Tolstois Ansichten

berichtet von

Raphael von Koeber,
Dr. phil.

Die Vorrede, welche Graf Leo Tolstoi zu einer Uebersetzung des Buches von Howard Williams „Die Ethik in der Lebensweise" (The Ethics of Diet) im vorigen Jahre verfaßte, ist verdeutscht soeben als Broschüre erschienen.[1]) Ihre Bedeutung liegt nach unserem Dafürhalten hauptsächlich darin, daß sie die moderne Menschheit an eine alte, unbestreitbare, selbstverständliche Wahrheit wieder erinnert, ohne deren Erkenntnis jedes Streben nach moralischer Vervollkommnung vergeblich ist: an die Wahrheit nämlich, daß man, um das höchste Ideal in sich zu verwirklichen, mit der Erwerbung der ersten, untersten Tugend anfangen muß. Und diese Tugend ist offenbar keine andere als die Enthaltsamkeit, denn sie allein macht uns zu unabhängigen, freien, selbstherrlichen Individuen, welche ihr selbstgesetztes Ziel auch ohne fremde Beihülfe zu erreichen vermögen. Nur der steht über dem Schicksal und hat die Welt überwunden, der sich selbst, seinen eigenen Willen, überwunden hat.

Die alten heidnischen Weisen und die frommen Christen der Vorzeit haben dies gewußt und danach gelebt. Sie alle waren überzeugt von der Notwendigkeit einer methodischen, rationellen „Aufeinanderfolge der Eigenschaften und Handlungen, die für ein gutes Leben wesentlich sind". Woher kam es nun, daß gerade innerhalb des Christentums, dessen erhabener Stifter uns ja ein Beispiel der Selbstüberwindung gegeben, wie es die Menschheit noch nie zuvor gesehen hatte, diese Tugend nach und nach immer seltener wurde und heutzutage, wo doch die Worte: „Ideal", „Vollendung", „Vergeistigung" u. dergl. öfter und lauter als vordem erklingen, fast gänzlich verschwunden und höchstens noch in asketischen, mönchischen Kreisen zu finden ist?

---

[1]) Die erste Stufe. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. Berlin 1892 (bei Rentzel). 67 Seiten. Preis 1 Mark.

Die Veräußerlichung des Christentums, antwortet Tolstoi, trägt die Schuld an dieser beklagenswerten Verdunkelung der richtigen Einsicht. Die „Nachfolge Christi“ ist schwer und ohne Selbstüberwindung, Selbstentäußerung nicht denkbar; sehr leicht dagegen ist die formelle Erfüllung kirchlicher Gebote. Wenn nun dem Menschen gelehrt wird, daß er auf dem mühelosen Wege dieser Erfüllung zum gleichen Ziele gelangen könne, wie auf dem dornenvollen Wege Christi, so braucht man wohl nicht zu fragen, welchen Weg er einschlägt. Die Kirche ist weltklug und herzenkundig genug gewesen, um ihr Ansehen und ihre fascinierende Macht zur Verbreitung dieser gefährlichen antichristlichen Lehre zu benutzen. Sie veräußerlichte das Christentum, indem sie, eigennützige Zwecke verfolgend, der angeborenen Trägheit des Menschen entgegenkam und die Pflichten übernahm, welche jeder, der sein Heil sucht, selbst erfüllen muß.

„Die Lehre, daß persönliche Anstrengungen zur Erreichung einer geistigen Vollkommenheit nicht notwendig sind, und daß es andere Mittel dazu giebt, war, sagt Tolstoi (S. 12 f.), der Grund, daß das Streben nach dem guten Leben geschwächt wurde, und daß man vor der zu einem guten Leben notwendigen Konsequenz zurückwich“. Wir sind weder Heiden noch Christen, weil uns sogar der Begriff der Tugend, welche der heidnischen sowohl wie der christlichen Moral zu Grunde liegt, der Tugend der Selbstüberwindung, abhanden gekommen ist. „Man hat die heidnische Stufenfolge der Tugenden von sich geworfen, ohne sich die christliche Lehre in ihrer wahren Bedeutung anzueignen; auch die christliche Stufenfolge hat man nicht angenommen, und ist nun ohne jeglichen Leitfaden geblieben“ (S. 16). Zurück also zum wahren, ursprünglichen, geistigen Christentum; zurück zu den einfachen, vernunftgemäßen ethischen Lehrsätzen der alten Weisen, wenn wir in vollem Ernste nach unserer moralischen Besserung trachten!

„Ein gutes (d. h. moralisches) Leben giebt es nie und giebt es nicht ohne Enthaltsamkeit. Jedes Streben nach einem guten Leben muß damit beginnen. Ohne Enthaltsamkeit sind keine christlichen Tugenden möglich, — nicht etwa deshalb, weil sich das irgend jemand so ausgedacht hat, sondern weil es im Wesen der Sache begründet ist. Enthaltsamkeit ist die erste Stufe zu jedem guten Leben. Aber auch sie kann nicht plötzlich erreicht, sondern nur nach und nach erworben werden“ (S. 38).

Enthaltsamkeit nennt man die Unterwerfung der Begierden unter die Vernunft, die Besonnenheit (σωφροσύνη). Aber die Begierden der Menschen sind sehr mannigfacher Art. Es giebt „komplizierte“ und „fundamentale“. Zu jenen gehören z. B. Putz- und Spielsucht, Geschwätzigkeit und Neugier; zu den fundamentalen müssen gezählt werden die eigentlichen physischen Begierden: in erster Reihe die geschlechtlichen, ferner der Müßiggang, die Gefräßigkeit. Um mit Erfolg gegen seine Begierden zu kämpfen, wird man offenbar mit der Bezwingung derjenigen fundamentalen Begierde anfangen, aus welcher die übrigen zum großen Teil erwachsen und welche doch immer am leichtesten zu bezwingen ist — die Gefräßigkeit.

„Ein im Essen unmäßiger Mensch ist nicht imstande gegen die Faulheit anzukämpfen, und ein gefräßiger und müßiger Mensch kann nie die Kraft haben, seine Geschlechtslust zu beherrschen. Das Streben nach Enthaltsamkeit begann daher, allen Lehren zufolge, stets mit dem „Fasten". Aber in unserer Welt, wo schon seit lange jegliche Schulung zur Erreichung eines guten Lebens verloren gegangen ist, wurde auch das Fasten vergessen, als ein dummer Aberglaube verurteilt und für durchaus unnütz erklärt. Aber ebenso, wie die erste Bedingung eines guten Lebens die Enthaltsamkeit ist, so kann auch die Ausübung der Enthaltsamkeit mit nichts anderem beginnen als mit Fasten. Man kann wünschen gut zu sein, kann für das Gute schwärmen, auch ohne zu fasten; aber wirklich gut (d. h. ein vollendeter Mensch) zu sein, ohne zu fasten, ist ebenso unmöglich, wie zu gehen, ohne sich auf die Beine zu stellen" (S. 39). Wie soll man nun fasten? Welcher Nahrung hat man sich beim Fasten zu enthalten? Welche ist mit einem wahrhaft tugendhaften, christlichen Leben schlechterdings unvereinbar? Die Fleischnahrung, lautet Tolstoi's Antwort. „Es haben", sagt er (S. 48), „sich so viele seltsame, unsittliche Dinge in unser Leben eingenistet, besonders in Bezug auf die Nahrung, der nur Wenige ihre Aufmerksamkeit widmen, daß wir heutzutage die Frechheit und den Wahnsinn der Behauptung eines Christentums oder einer Tugend mit Beefsteaks nur schwer begreifen können. Wir schrecken vor einer solchen Behauptung nur deshalb nicht zurück, weil wir so weit gekommen sind, daß wir schauen ohne zu sehen, und hören ohne zu vernehmen. Dies gilt auch für das Gebiet des Sittlichen. Christentum und Sittlichkeit — mit Beefsteaks!" Christentum und Sittlichkeit mit einer Speise, deren Genuß die unsittlichste und unserem Gefühl widerstrebendste Handlung notwendig voraussetzt — Tötung!

Aus rein ästhetischen Gründen sollte man schon der Fleischnahrung entsagen, denn der Anblick unserer Schlachthäuser gehört mit zum Widerwärtigsten und Empörendsten, was der Mensch sich vorstellen kann, und man muß, um ihn gleichgültig zu ertragen, zuerst zur Roheit eines Schlächters herabgesunken sein. Mit einer ihm als einem großen Künstler eigenen Anschaulichkeit schildert nun Tolstoi (S. 50—60) ein Schlachthaus; und wir glauben wirklich, daß Viele schließlich zum Vegetarismus übergehen würden, wenn sie sich diese Schilderung vor jeder Mahlzeit vergegenwärtigen wollten.

Man kann nicht umhin, sagt Tolstoi (S. 64), sich über die zwar langsame, aber stetige und allgemeine Verbreitung des Vegetarismus zu freuen, denn er ist ein sicheres Zeichen, daß die Menschheit nach sittlicher Vervollkommnung, also nach Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden trachtet, und allmählich zur Einsicht kommt: auch in der ethischen Welt erreiche man nur schrittweise den Gipfel.

Nach allen diesen unzweideutigen Aeußerungen muß es völlig unerklärlich bleiben, wie Tolstoi am Schlusse seiner Schrift (S. 62) dennoch

leugnen konnte gesagt zu haben, der Mensch müsse, wenn er sittlich sein will, aufhören Fleisch zu essen!

Es ist nicht gut möglich — namentlich für einen so radikalen Denker, wie Tolstoi —, über den ethischen Wert des Vegetarismus zu sprechen, ohne das soziale Problem zu berühren und gegen den Luxus der wohlhabenden Klassen loszuziehen.

Dies thut auch unser Sittenprediger (S. 28—37). Seine Ansichten über die Verkehrtheit und Unnatur des Kulturlebens und die ungerechte Verteilung der Glücksgüter sind jedoch unseren Lesern zu bekannt, als daß es nötig wäre, sie hier zu wiederholen.

Tolstoi's Schrift wurde kurz nach ihrem Erscheinen ins Französische übersetzt[1]) und rief einen interessanten Gegenartikel von Charles Richet hervor.[2]) Den Inhalt desselben werden werden wir im nächsten Heft darlegen.

---

[1]) Revue Scientifique Nr. 8. (20. août) 1892.
[2]) Ebd. Nr. 13 (24. September).



Der Auferstandene.

Von

Thomassin.

✱

Der Lüste Feuer hast du ausgelöscht.
Du hast den Leidenskelch nun ausgetrunken.
Der Liebe Fülle hast Du ansgegossen.
Der Stoffwelt Wesen hast Du überwunden.
So bist Du nimmermehr an sie gebunden,
sie ist Dein Knecht und Du beherrschest sie,
ein Unvergänglicher, und Du belebst sie
nur, wie Du willst, in Neugestaltung.
Als Geistmensch nimmst den Leib Du nach Verlangen
und legst die Hülle ab, wenn Du erfüllt,
was Deinen ird'schen Brüdern Du versprochen,
ein Sinnbild Deiner Herrschaft vorgestellt,
und sie gemahnt, mit Dir hinaufzueilen
in Selbstvergeistung über Raum und Zeit.





Jesus und die Schicksale seiner Lehre.

Von

Reinhold von Kern.

Trotz alles Elends, dessen jedes einzelne Dasein und die ganze Geschichte der Menschheit voll sind, und das, in trüben Stunden, uns sehr leicht ein atheistisch-pessimistisches Glaubensbekenntnis abdringt, vermögen wir nicht, die Welt für eine finstre Sackgasse oder ein „Jammerthal" zu erklären, solange wir wissen, daß sie noch glaubt an die Möglichkeit der sittlich-geistigen Vervollkommnung des Menschen und an eine dereinstige Verwirklichung jener Ideale, die das wahre Christentum als das anzustrebende Endziel unseres Lebens hinstellt.

Die Stimmen, die diesen Glauben verkünden, mehren sich von Tag zu Tag; und, wie vor zwei Tausend Jahren, sieht die Menschheit wieder dem Anbruch eines neuen Zeitalters der Moral und Religion entgegen. Wie wird sie sein, diese Moral und Religion der nächsten Zukunft?

Wir stimmen Renan bei, wenn er, darauf antwortend,[1]) sagt: „Die Welt wird nie der Religion entraten können, und das Christentum, im weiten Sinne des Wortes, ist der letzte vollkommenste Ausdruck des religiösen Bewußtseins". Nun würden wir vorziehen, statt „im weiten Sinne", im engsten zu sagen. Denn wenn man von Christentum spricht, so denkt man ja an diejenigen Merkmale, welche das Christentum von allen übrigen geistverwandten Lehren unterscheidet, nicht aber, welche es mit diesen gemeinsam hat. Das Christentum im engsten Verstande ist die einfache, von allen späteren Zuthaten gereinigte, aus allen Umhüllungen herausgeschälte Lehre Jesu selbst, die, so alt sie als Idee auch ist, noch nie ein reales Dasein gehabt hatte, und erst jetzt, an der Neige des zweiten Jahrtausends, an allen Enden der Kulturwelt, die Geister zu bewegen und sinnliche Formen anzunehmen beginnt.

---

[1]) Questions contemporaines („L'avenir religieuse des sociétés modernes").

Diese Idee ist nicht das Christentum — ein Wort, welches heutzutage höchstens noch für Mystiker, die mit dem Begriff „Christus" eigenartige Vorstellungen verbinden, eine tiefere Bedeutung hat, sonst aber die bloße Form eines ganz äußerlichen und keinen Menschen mehr erwärmenden Kultus bezeichnet —, sondern das „Jesuthum" (Jésunisme). Ueber den Ursprung und die Geschichte desselben handeln zwei neuere französische Schriften, welche die Aufmerksamkeit unserer Leser wohl verdienen: die eine von Régla stellt das Leben Jesu dar[1]), die andere von Villeneuve verfolgt die Umgestaltung oder vielmehr Ausartung seiner Lehre in den 19 Jahrhunderten ihres Bestehens, und entwirft die Grundzüge einer Religion der Zukunft.[2])

Régla schrieb sein Buch, wie er S. XXII f. sagt, nicht für Fanatiker des Glaubens oder Unglaubens, sondern für diejenigen, welche in der gegenwärtigen allgemeinen Auflösung aller Moral und Religion nicht mit untergehen wollen und nach einem festen Boden suchen. Einen solchen gewährt weder der Katholizismus, noch irgend eine seiner Abzweigungen und Sekten. All diese Glaubensbekenntnisse verhalten sich zum reinen Christentum wie der Schatten zum Licht, wie der Tod zum Leben. Europa ist heidnisch, katholisch, ketzerisch und protestantisch gewesen — christlich im wahren Sinne des Wortes, d. h. im Sinne Jesu, war es jedoch noch nicht. Jesus, die vollendetste Verkörperung der göttlichen Idee, wie Régla ihn nennt (S. 349), hat leider nicht mit seiner Zeit gerechnet; er glaubte die Menschheit besser und entwickelter. Ein Mann — sprach er zu Kindern — und wurde nicht verstanden. Jetzt, nach zwanzig Jahrhunderten, erhebt sich abermals sein Geist und fordert Einlaß in den Tempel der Zukunft. „Was man auch thun und sagen mag, das Thor öffnet sich ihm und seine göttliche Lehre der allgemeinen Menschenliebe und Selbstaufopferung, für welche die Priester und Großen der Erde nie aufgehört hatten, ihn täglich in Gedanken zu kreuzigen, wird von den Völkern mit Jubel begrüßt" (S. 342. 347.)

Ob Régla die Persönlichkeit und das äußere Leben Jesu objektiv treu dargestellt: wer kann es behaupten oder leugnen? Weiß es doch Régla selbst nicht! Genug, daß sein Jesus eine kulturhistorisch, menschlich und ästhetisch mögliche Gestalt ist, die auch dem Bilde nicht widersprechen dürfte, welches die heutige Psychologie, ein geläuterter Verstand und eine maßvolle Phantasie sich von dem erhabenen Stifter unserer Religion machen.

Das Erste, wonach man in einer Lebensgeschichte Jesu sucht, ist wohl die Erklärung der Wunder, von denen die Schrift berichtet. Sollen wir die Wunder buchstäblich und gläubig anerkennen? Oder samt und sonders leugnen? Oder rationalistisch deuten? Oder als mit historischer Not-

[1]) Paul de Régla, Jésus de Nazareth au point de vue historique, scientifique et social. Paris (Georges Carré) 1891. 404 Seiten.

[2]) Henri de Villeneuve, L'esprit de Jésus ou le christianisme rationaliste. 2 Bde. Paris (Léon Bonhome) 1890. 238 und 268 Seiten.

wendigkeit entstandene Mythen auslegen? — Es ist nun ein großes Verdienst von Régla, einen neuen, bis jetzt gar nicht oder kaum betretenen Weg gezeigt zu haben, auf dem auch eine naturwissenschaftliche Lösung dieser heikeln Frage möglich wird. Wir meinen den Weg des „Okkultismus", und verstehen unter diesem häufig so mißbrauchten Begriff nichts anderes, als denjenigen Teil der neueren Psychologie, welcher sich mit den noch unerklärten aber anerkannten Thatsachen des „animalischen Magnetismus", des „zweiten Gesichts", des Hypnotismus und der Suggestion beschäftigt.

Was Régla über die „übersinnlichen" Kräfte Jesu, deren Entwicklung und Wirkung, und über die Macht des Glaubens sagt (z. B. S. 105ff. 123. 160–177. 241—53. 270ff.), darf in den Kreisen der Mystiker auf Beifall sicher rechnen, und gehört — neben den anschaulichen Schilderungen des Orients – auch unseres Erachtens zum besten seines Buches. —

Im 1. Teil seines Werkes (1. Bd.) giebt Villeneuve eine kurze Charakteristik der wichtigsten Umwandlungen, welche die christliche Lehre seit dem Tode Jesu bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts erfahren hat. Das Ergebnis dieser geistvollen und gut geschriebenen Studie ist: die Geschichte unserer Religion ist nichts als eine Geschichte des allmähligen Abfalles der Christenheit von der reinen Lehre Jesu. Nur Franz von Assisi, Vincenz de Paula, Franz von Sales und — Rousseau, der Verfasser des Contrat social und der Profession de foi d'un vicaire savoyard, können bis zu einem gewissen Grade als geistige Erben Jesu angesehen werden.

Da das 19. Jahrhundert keine neue Entwicklungsform der Religion hervorgebracht hat, so gilt das Gesagte natürlich auch von der Gegenwart. Es wäre freilich nicht unmöglich, ja nach unserer Meinung wäre es sogar besser, auch das 19. Jahrhundert historisch zu behandeln und in ihm konkrete Typen zu finden, die, gleich jenen der Vergangenheit, vom Geiste Jesu belebt und durchdrungen waren; aber, bei der Neuzeit angelangt verändert Villeneuve plötzlich seine Methode und giebt (2. Bd. 2. Teil S. 1 – 157) statt einer Geschichte eine Psychologie der Lebensalter des abstrakten Menschen unseres Jahrhunderts. In welchem Lebensalter sind wir, Modernen, noch am meisten Christen? In der Kindheit, antwortet er, und später, nur soweit als wir die Herzenseigenschaften des Kindes bewahrt haben.

Im 3. und letzten Teil (Bd. 2. S. 162 bis zum Schluß) sucht Villeneuve folgende in zwei Syllogismen zusammengesetzte Ansicht zu begründen: Die Kulturvölker werden nie ohne Religion sein können; sie werden nie vom Christentum abfallen. In seiner jetzigen Gestalt vermag jedoch das Christentum die Menschheit nicht zu befriedigen: Also muß es modifiziert werden.

Das Christentum ist ewig, weil es, kraft seiner Kardinalprinzipien — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit —, den Bedürfnissen, Wünschen und Hoffnungen aller und ganz besonders der modernen Menschen entspricht.

Es[1]) genügt nicht mehr, weil es diesen Prinzipien untreu geworden und obendrein in seiner Dogmatik einem natur- und vernunftwidrigen Mysticismus verfallen ist. Seine Umgestaltung wird demnach in nichts anderem bestehen können als in der unbedingten Anerkennung jener Prinzipien, und der Beseitigung aller irrationalen Elemente, die es verunstalten und offenbar von selbst wegfallen, sobald das Hauptdogma des Christentums, die Gottheit Jesu, „in das Fabelbuch geschrieben" wird.

So urteilt Villeneuve. Hat er noch ein Recht, sein Christentum eine Religion zu nennen?[2]).

[1]) In diesem Sinne meint Villeneuve mit Christentum offenbar das Kirchentum; und dies genügt freilich der reif gewordenen Vernunft nicht mehr!
(Der Herausgeber.)

[2]) Religiosität liegt seinem Christentum wohl trotz seines Rationalismus noch zu Grunde; und daß er die „Gottheit Jesu" im dogmatischen Sinne verwirft ist ja nur eine Forderung jedes umsichtigen und etwas geschulten Nachdenkens. Wäre er wie Régla mit den Thatsachen des Okkultismus vertraut, dann freilich würde er mit letzterem wohl die Gottheit Jesu wieder in dem Sinne der übermenschlichen Entwicklungsstufe anerkannt haben. Wie schwer jedoch bricht diese einfache Erkenntnis heute noch sich Bahn! (Der Herausgeber.)



Tat twam asi.

Aus dem Märchen „Das bist du"!

Von

M. Ehrlich.

Neu erschaffen aus dem Grunde
suchst du wandernd selge Rast,
und du hälst zu treuem Bunde
deines Bruders Hand umfaßt.

Seine Schmerzen: dein Erbarmen;
seine Freuden: deine Lust.
Fühlend, jede Not des Armen
hegst du in der eignen Brust.

In die Liebe hingegeben
strebt der Geist dem Geiste zu,
und dein Herz in allem Leben
spricht vernehmlich: Das bist du!





Sind Träume Schäume?

Novelle von

Rhoda Broughton.*)



I.

Gestern in der Frühe erhielt ich folgenden Brief aus Langbruch:

Meine liebe Dinah! — Du mußt kommen! Ich spotte all Deiner Vorwände und durchschaue ihr durchsichtiges Gewebe. Bezweifle ich auch durchaus nicht, daß Du Dich in der Residenz, auf den glänzenden Bällen, von einem Schwarm von Verehrern umringt, und im Phönixpark mit den Offizieren weit besser unterhalten dürftest, so mußt Du nichtsdestoweniger kommen! Besondere Lockmittel vermögen wir nicht anzuwenden, da unser Dasein sich ausschließlich auf das Landleben beschränkt, — Kühe melken — Schweine mästen — Hammelbraten essen und um 10 Uhr zu Bett gehen. Mein Ehrgeiz besteht darin, Dir zu beweisen, wie glücklich zwei ältere, schlichte Menschen auch ohne den äußeren Glanz sein können. Mein alter Mann, — er ist auf den ersten Blick erschreckend häßlich, — das vergißt man jedoch bald — schickt Dir seine Einladung und bittet mich, Dir zu schreiben, er sei bereit, Dir nach jeder Station entgegen zu kommen, an welchem Tage und zu welcher Stunde, tags oder nachts, Du es bestimmen magst. Solltest Du auch dieses Mal über einen triftigen Grund verfügen, uns eine Absage zukommen zu lassen, so wärst Du darin findiger, als ich es glauben mag.

Deine Dich stets innig liebende

15. August. **Elsa Hansen.**

P. S. Um Dir die Trennung von der Gesellschaft zu erleichtern, werden wir Dir unseren kleinen rothaarigen Pfarrer einladen. —

---

*) Aus dem Englischen übersetzt von Helene Mordaunt.

Beifolgend mein Antwortschreiben:

„Meine liebe Elsa! — Schlachte eiligst das fetteste Kalb und schiebe den Kuchen in den heißen Backofen, denn ich komme. Glaube aber nur ja nicht, die Aussicht auf den fuchsroten Pfarrer hätte mich dazu bewogen, denn ich muß Dir nur gestehen, trotzdem so viel Jahre verstrichen sind, empfinde ich noch immer nicht das Geringste für den niederen geistlichen Stand. Ihr könnt mich am nächsten Dienstag erwarten. Stundenlang studierte ich den Hendschel, und das etwas unsichere Resultat war, daß ich wohl um 6 Uhr 55 Minuten auf Eurer Station eintreffen dürfte. Indessen — Hendschels Wege sind nicht unsere Wege; ich könnte ebenso leicht vorüberbrausen oder die Station nie erreichen. Gelingt es mir und sehe ich mich bei meiner Ankunft von einem ländlichen Fuhrwerk erwartet, gelenkt von einem erschreckend häßlichen Herrn, so weiß ich aus der Beschreibung der liebenden Gattin, daß das nur Dein alter Mann sein kann".

17. August. Mit herzlichem Gruß

Dinah Schönau.

Worthalten ist mir Ehrensache — am Dienstag reiste ich ab. Drei Stunden mußte ich mich auf der Eisenbahn schütteln lassen und langte endlich müde, zerschlagen und verstaubt um 6 Uhr 55 Minuten auf der kleinen Station Langbruch an. Ich und meine Jungfer waren die einzigen Passagiere, die dort ausstiegen, und wir blieben einsam zurück, als der Zug sich langsam wieder in Bewegung setzte. Feuerrot ließ der Sonnenball sich zum Horizont hernieder. Vom Gartenzaun des Stationshäuschens winkten süßduftende Zuckerschoten. Mein Auge suchte das von Elsa in Aussicht gestellte Gefährt. Ich stählte meine Nerven, um den Anblick ihres abschreckend häßlichen Gatten ertragen zu können; doch das einzige Fuhrwerk, das ich erblickte, war eine elegante, zweirädrige Equipage, mit einem kleinen, kugelrunden Pony bespannt. Die Dame, welche die Zügel hielt, blickte mich unverwandt an, und alsbald erkannte ich auch meine Freundin, die ich seit zwei Jahren nicht gesehen hatte, seit sie ihrem Alten begegnete und ihm die Hand fürs Leben reichte.

„Es war mir doch sicherer, selbst zu kommen", sagte sie lachend. „Mein Alter sah heute Morgen so hübsch aus, daß ich fürchtete, Du würdest ihn nach meiner Beschreibung nicht erkennen. Steige ein, Liebste; wir wollen so schnell wie möglich nach Hause fahren".

Bereitwillig folgte ich der Einladung und blickte während der nächsten halben Stunde voll Staunen in die strahlenden Züge meiner Freundin, indes der Abendwind mein von Hitze und Staub brennendes Gesicht kühlte. — Noch vor zwei Jahren hätte man Elsa unmöglich oder nur im ironischen Sinne strahlend nennen können! Sie war die ältliche Aelteste einer töchterreichen Familie und wurde von einem halben Dutzend junger, blühender Schwestern in den Hintergrund gedrängt und bei Seite geschoben. Die verbitterte, unliebenswürdige alte Jungfer hatte sich in eine glückliche, junge Frau verwandelt. Welches Schönheitsmittel vermöchte so wirksam zu sein wie das Glück, das sogar alte Wangen wieder jung zu machen

versteht. Wäre das Glück treu, wir blieben ewig jung und hübsch. Diese Gedanken und ein peinigender Kopfschmerz machten mich schweigsam, obgleich es wohl auch selten im Augenblick eine sehr lebhafte Unterhaltung zwischen zwei lange getrennten Freundinnen giebt. Man zaudert stets, ehe man sich in die Fluten eines Gedankenaustausches stürzt, dem man ja doch nicht entrinnen kann.

„Habt Ihr die Ernte schon eingebracht?" fragte ich, mehr um nicht gar zu stumm dazusitzen, als aus tieferem Interesse für den Gegenstand, als wir zwischen den Feldern dahinrollten, auf denen die goldgelben Garben in der Sonne leuchteten.

„Noch nicht, wir haben eben erst mit dem Schneiden begonnen", antwortete Elsa: „Gott sei Dank, das Wetter sieht so beständig wie nur möglich aus, nicht ein Wölkchen zeigt sich im Westen".

Der kühle Abendwind linderte meinen Kopfschmerz und der Gedanke an das Mittagessen, ein Gedanke, vor dem mir noch vor Kurzem schauderte, winkte mir sehr lockend — als unser dickes Pferdchen vor der schweren, altmodischen Thür eines bescheidenen Häuschens hielt, das sein Aeußeres schamhaft hinter einem Schleier von üppig wucherndem Clematis und großblättrigem Epheu verborgen hatte.

Wie in einem Rahmen von dunklem Epheulaub erblickte ich einen älteren Herrn mit starken Zügen, der verlegen grüßte.

„Das ist mein Alter!" rief Elsa fröhlich, vom Wagen springend und ihm zum Willkommen freundlich auf die Schulter klopfend. „Alterchen, das ist Dinah!"

Auf solche Weise miteinander bekannt gemacht, schüttelten wir uns schweigend die Hände. Dann folgte ich Elsa in das kleine Haus, das gegen ihr großes, prächtiges Elternhaus einzutauschen, ihr zum Glück gereicht hatte. Es hatte ein altertümliches, abgenutztes Aussehen. Die Mauern waren dick, die Zimmer niedrig, düster und kühl, aber voll Blumen und Blumenduft — ein stilles, kinderleeres Haus. Wie wohlthuend berührte mich diese Stille, nachdem ich den halben Tag über das Schnaufen der Lokomotive hatte anhören müssen.

„Nun wir endlich Deiner habhaft geworden, sind wir nicht willens, Dich sobald wieder freizugeben", sagte Elsa voll Gastfreundschaft, als sie beim Zubettgehen die Lichte auf meinem Ankleidetisch anzündete.

„Du wirst mich nicht lange zu bitten brauchen, Liebste; mich fesselt weder ein alter Mann, noch ein liebes kleines Haus, auch winkt mir nicht die geringste Aussicht auf solchen Besitz!" erwiderte ich lachend.

„Dann bleibe doch recht lange bei uns", bat Elsa, mir beide Hände freundlich auf die Schultern legend.

„Möglicherweise bleibe ich solange, daß ihr euch, um mich loszuwerden, genötigt seht, eine Reise zu unternehmen, — das ist schon dagewesen! Ich habe wirklich die Absicht, einen ganzen Monat bei euch zu bleiben, und hoffe dann, wenn ihr mich durch und durch kennen gelernt habt, besser von euch beurteilt zu werden, als jetzt".

Eine Viertelstunde darauf ruhte mein Haupt auf schwellenden, schneeigen Kissen, und ich gestand mir, das köstliche Gefühl der Ruhe, das mich erfüllte, wäre nicht zu teuer mit den erlittenen Qualen der Reise bezahlt.

II.

„Der Schlaf scheint dich durchaus nicht erquickt zu haben", meinte Elsa, als sie mich am folgenden Morgen heiter und jugendfrisch mit einem Strauß Dijon-Rosen begrüßte. „Ja, ungläubige Achtzehnjährige, man kann auch mit sieben und dreißig Jahren noch jugendfrisch aussehen, wenn das Glück einem aus den Augen leuchtet! — Wahrhaftig, Dinah, Du siehst angegriffener aus, als wie ich Dich gestern Abend verließ!"

„Findest Du?" entgegnete ich zaghaft.

„Du hast gewiß schlecht geschlafen!" fuhr Elsa fort, etwas gekränkt über die ihren Federbetten zugefügte Beleidigung. „Es giebt Leute, welche nie die erste Nacht in einem fremden Bett schlafen, und unglücklicher Weise vergaß ich es, mich danach zu erkundigen, ob Du weiche Kissen magst, oder eine harte Rolle vorgezogen hättest".

„Ach, ich schlief nur zu fest und wünschte weniger gut geschlafen zu haben!" antwortete ich niedergeschlagen.

„Wünschtest weniger — gut — geschlafen — zu haben?" wiederholte Elsa, jede Silbe betonend. „Mit welch anderen Absichten geht man denn zu Bett, liebes Kind?"

„Mich ängstigten böse Träume", flüsterte ich schaudernd. „Liebste Elsa, glaube nicht, ich hätte den Verstand verloren — aber — aber besitzest Du vielleicht einen Hendschel?"

„Einen Hendschel? Was willst Du damit?" fragte meine gastfreundliche Wirtin, und ihr Gesicht verlängerte sich um ein Beträchtliches, während der Ton, in welchem sie zu mir sprach, eine etwas kühlere Färbung annahm.

„Trotzdem ich erkenne, daß es Dir beleidigend erscheinen muß, Liebste, fürchte ich doch euch schon heute verlassen zu müssen", fuhr ich, noch immer Elsas Hand festhaltend, in gedrücktem Tone fort.

„Uns verlassen? Wie? Warst Du nicht erst gestern Abend bereit, einen Monat bei uns zuzubringen? Was haben wir gethan, um Dich so plötzlich fortzutreiben?" rief sie, indem sie mir die Hand entzog und vor Aerger errötete.

„Nichts — nichts! Nie wurde ich freundlicher willkommen geheißen, — nirgend gefiel es mir besser, — aber — aber",

„Was aber?" fragte Elsa, etwas besänftigt.

„Das Beste ist, ich gestehe Dir die volle Wahrheit, obgleich Du mich auslachen, mich einfältig und abergläubisch schelten wirst! — Der Traum war zu entsetzlich!" seufzte ich.

„Ist das Alles?" fragte Elsa lächelnd, indem sie die Rosen in eine Vase zu stellen begann. „Und nun meinst Du, alle bösen Träume wären an dieses Haus gefesselt; mir ist es ganz etwas Neues, daß sie einen Ort

besonders bevorzugen sollten. Möglicherweise schrecken Dich daheim in Deinem eigenen Bett noch schrecklichere Träume".

Ich schüttelte verneinend den Kopf. „Der Traum betraf Dein Haus — betraf Dich!"

„Mich?" fragte Elsa mit erwachendem Interesse.

„Dich und Deinen Gatten. Willst Du den Traum hören?" erwiderte ich ernst. „Ob Du nun magst oder nicht, — ich muß ihn Dir erzählen. Vielleicht war es eine Warnung, — das ist schon oft passiert! Ja, es ist mir sogar unmöglich, zu glauben, daß ein Traumbild ganz ohne Bedeutung sein sollte, welches so deutlich, so greifbar, so verschieden von den verworrenen Unwahrscheinlichkeiten gewöhnlicher Träume vor uns hintritt. Soll ich beginnen?"

„Gewiß! gern! Ich bin bereit, zu hören und — ungläubig zu bleiben", antwortete Frau Hansen und ließ sich lächelnd in einen Lehnstuhl nieder.

„Du weißt, wie ermüdet ich war, als Du mich gestern Abend verließest", begann ich, vor ihr stehend. „Vor Gähnen war ich kaum im Stande, Deine Fragen zu beantworten und nach kaum 10 Minuten dehnte ich mich voll Wohlbehagen im Bett, und wünschte bis zum jüngsten Tage schlafen zu können. Im Schlaf verliert man das Zeitmaß, und so konnte auch ich nicht bestimmen, wie spät es war, als ich zu erwachen glaubte. Es war mir, als hätte mich ein Geräusch geweckt, — ein Geräusch, das mich anfangs weder überraschte, noch ängstigte, sondern mir vollkommen natürlich erschien. Als ich jedoch immer mehr zu vollem Bewußtsein gelangte, wurde mir klar, der Lärm hätte etwas Außergewöhnliches zu bedeuten und rührte weder von Mäusen, noch vom Wind im Schornsteine her. Vor Entsetzen schaudernd, richtete ich mich im Bette auf. Rings um mich her herrschte undurchdringliche Finsternis. Da — in einiger Entfernung hörte ich unterdrücktes Schreien und schließlich schauervolles Röcheln. Ich horchte, vor Schrecken wie gelähmt. In meinen Ohren brauste es und mein Herz pochte laut. Das war aber Alles, was ich jetzt vernehmen konnte. Sollte Jemand mich zu ermorden beabsichtigen, so wollte ich ihm wenigstens ins Auge blicken, sehen, in welcher Gestalt sich mein Schicksal mir nahte. Ich wollte Licht machen und glitt deshalb aus dem Bett und warf meinen Schlafrock über. Leider hatte ich es am Abend versäumt, die Streichhölzer ans Bett zu legen, jetzt wußte ich nicht mehr, wo sie sich befanden und kannte auch die Anordnung des Zimmers zu wenig, um die Thür finden zu können. Noch jetzt fühle ich den Stoß, den ich erhielt, als ich am Tische vorbeitappte, und ich war heute Morgen ganz erstaunt, keine Narbe an der Stoßstelle vorzufinden. Nach längerem Umhertasten fand ich endlich den Thürgriff, drehte den Schlüssel im Schloß herum und öffnete behutsam. Ich schaute hinaus. Eure Schlafzimmerthür liegt der meinen grade gegenüber und an dem rötlichen Schein, der durch die Spalte drang, sah ich, daß einer von euch wachte, denn das Licht war für eine Nachtlampe viel zu hell. Atemlos horchte ich: der Kampf schien beendet; auch hörte ich kein Schreien, nur schien Jemand

auf Strümpfen einherzuschleichen. Vielleicht ist Elsas Hund erkrankt, ich entsinne mich, daß sie Befürchtungen äußerte! Möglicherweise auch sie oder ihr Gatte! Vielleicht leidet einer von Beiden am Alpdrücken. Auf solche Weise sprach ich mir Mut ein. Dann ging ich über den Korridor und blickte durch die halbgeöffnete Thür". —

„Nun? Fahre fort!" rief Elsa ungeduldig. Die Blumen waren ihren Händen entglitten und sie lauschte gespannt.

„Ich fürchte mich fortzufahren, Liebste; es war zu entsetzlich. — Ich glaube Alles wieder deutlich vor mir zu sehen!" stöhnte ich, das Gesicht in den Händen bergend.

„Spanne mich doch nicht auf die Folter! Möglicherweise befürchte ich noch Entsetzlicheres, als Du mir erzählen willst! — Was sahst Du? Um des Himmelswillen sprich!" — rief Elsa und lachte gezwungen auf.

Ich ergriff ihre Hand und fuhr dann fort: „Eure Betten standen der Thür gegenüber. Meine Augen waren vom jähen Uebergang von der Finsternis zu dem hellen Gemach geblendet. Ich glaubte auf euren Betten nur eine blutrote Masse zu sehen; bald jedoch unterschied ich deutlicher —"

„Weiter — weiter! Quäle mich nicht!" rief Elsa heftig.

„Oh Elsa! So deutlich wie ich Dich jetzt blühend und gesund vor mir sehe, erblickte ich euch Beide, Dich und Deinen Gatten, ermordet daliegen, in euerm Blute schwimmend! Lache nicht Elsa — es war bei Gott so!"

„Wie? — uns Beide?" fragte Elsa, sich zum Lachen zwingend, obgleich eine krankhafte Blässe ihre Wangen bedeckte.

„Euch Beide!" bestätigte ich in wachsender Erregung. „Du, Elsa, schienst im Schlafe übermannt worden zu sein, denn Du lagst friedlich schlummernd da, nur an Deinem Halse klaffte eine tiefe Wunde".

„Sehr angenehm!" flüsterte Elsa schaudernd.

„Bis heute Nacht kam mir nie ein Toter zu Gesicht, woher wußte ich also, Du wärest eine Leiche; denn Du warst es ohne Zweifel!"

„Und mein alter Robin? Wie fandest Du ihn denn? War er auch tot?" fragte Elsa mit bewegter Stimme.

„Augenscheinlich war er es, den ich schreien hörte; denn es war klar, er hatte sein Leben verteidigt!" antwortete ich schaudernd. „Der Kopf hing abwärts aus dem Bett, der Unterkörper lag noch in demselben und eine Hand hatte das Betttuch gepackt. Das graue Haar triefte von Blut, und der Schnitt an seinem Halse war ebenso tief wie der an dem Deinigen".

„Du machst mich ganz krank, — bist Du bald zu Ende rief Elsa, bleich wie der Tod.

„Bald — bald! — glaube mir, es war eine Warnung und kein bedeutungsloser Traum; deshalb muß ich fortfahren!"

Elsa's Schweigen für eine Zustimmung nehmend, berichtete ich weiter: „Fast versteinert blickte ich auf Euch hin; und fühlte ich überhaupt etwas, so war es nur das Gefühl, vor Schrecken irrsinnig zu werden. — Da

ließ ein Geräusch mich aufhorchen. Ich wandte den Blick und sah einen Mann, der mir den Rücken zukehrte, von den Betten zum Ankleidetisch schleichen. Sein schmieriger Anzug ließ in ihm einen einfachen Arbeiter erkennen. In der Hand hielt er eine blutige Sichel, die er neben die Toilette auf den Fußboden legte. Dort begann er eiligst alle Kasten zu durchsuchen und seine Taschen mit Ringen, Armbändern und anderen Schmuckstücken zu füllen, und während dessen fand ich Zeit, seine Züge im Spiegel zu betrachten".

„Wie, wie sah er aus? Erinnerst Du Dich seines Gesichtes? Würdest Du ihn wiedererkennen?" rief Elsa auf's höchste erregt.

„Ich sehe ihn so deutlich vor mir, wie ich Dich jetzt im Augenblick vor mir sehe und doch habe ich Dich leibhaft vor Augen, das Bild des Mörders aber nur im Gedächtnis!" erwiderte ich ernst.

„Nun! Schnell! Um des Himmels willen, wie sah er aus?"

„Auf den ersten Blick erkannte ich einen Italiener in ihm — dieser Typus konnte keiner andern Nation angehören", fuhr ich fort. „Das gelockte, schwarze Haar fiel ihm bis an die Augenbrauen über die Stirn, der Mund war breit, die Nase scharf gebogen, der Blick tief und lauernd, der Gang schleppend, wie man ihn häufig bei den Eisenbahn- oder in dieser Jahreszeit bei den Erntearbeitern findet. Ich weiß nicht, woher mir der Gedanke kam, es sei einer eurer eigenen Tagelöhner. Habt ihr Italiener im Dienste?"

„Natürlich! Doch beweist das Nichts. Kommen die Leute doch jetzt in ganzen Trupps herüber", sagt Elsa etwas ungeduldig.

„Es thut mir leid, ich wünschte, ihr beschäftigtet keine Italiener", seufzte ich. „Doch laß mich zum Schluß kommen. Ich hielt den Griff der Thür in der Hand und mußte sie wohl unbewußt in ihren Angeln bewegt haben, denn sie knarrte, wenn auch kaum hörbar. Zu meinem unaussprechlichen Entsetzen wandte der Mann sich um und erblickte mich. — Großer Gott! würde er auch meine Kehle mit der blutigen Sichel durchschneiden! Schnell zog ich die Thür zu, um sie zu schließen, aber der Schlüssel steckte von innen im Schloß. Ich versuchte zu schreien, fortzulaufen, aber Stimme und Glieder versagten mir den Gehorsam! Die Betten, das Zimmer, der entsetzliche Mann schwankten vor meinen Blicken. Tiefe Finsternis senkte sich auf mich nieder, und ich vermute, mich befiel eine Ohnmacht. — Als ich erwachte, war der goldene Morgen angebrochen und ein Rotkehlchen sang auf dem Apfelbaum vor meinem Fenster. Jetzt weißt Du Alles. — Nun gieb mir Hendschel, denn ich halte es nicht aus, noch eine Nacht hier zuzubringen. Ich muß fort!"

III.

„Der böse Traum hat mir den Appetit geraubt; ich kann den frischen Eiern, der köstlichen Butter und dem knusprigen Brot, das Du mir vorgesetzt hast, keine Ehre anthun", sagte ich am Frühstückstisch schmerzlich lächelnd zu Elsa.

„Der Traum war auch außergewöhnlich aufregend, besonders dadurch, daß alle Einzelheiten sich so genau widerspiegelten", entgegnete meine Freundin, der die frische Lebensfarbe wieder in die Wangen zurückgekehrt war und die sich durch das Frühstück und ihres Gatten Ungläubigkeit sichtlich gestärkt fühlte. „Indessen, wie oft träumt man schwer, ohne daß es eine Vorbedeutung ist. Ich entsinne mich, mir träumte einmal, alle Zähne fielen mir aus dem Munde, auch die Backenzähne, — das ist nun zehn Jahre her und ich habe sie noch alle, hatte auch keinen Freund zu betrauern, obgleich man sagt, solche Träume hätten diese Vorbedeutung".

„Sie meinten, ein unerklärlicher Instinkt hätte Ihnen gesagt, der Held ihres Traumes wäre einer meiner Feldarbeiter, verstand ich Sie recht?" wandte sich Herr Hansen an mich.

„Ja, ich war fest davon überzeugt und bin es noch", erwiderte ich, nicht im Geringsten durch seinen hartnäckigen Unglauben verletzt.

„Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen?" fragte Herr Hansen lächelnd. „Begleiten Sie mich heute auf die Felder. Dort finden Sie alle meine Leute, den festen Stamm und die zeitweise angeworbenen Erntearbeiter — auch die Italiener! Erkennen Sie nun unter denselben unseren Mörder, so verspreche ich Ihnen — nein! — selbst in diesem Fall kann ich es nicht versprechen, Ihrem Traum eine Bedeutung zuzumessen. Es herrscht eine zu große Familienähnlichkeit unter den Italienern".

„Nehmen Sie mich gleich mit!" rief ich erregt aufspringend. „Es kann Ihnen nicht mehr als mir selbst daran liegen, mich als falschen Propheten zu erkennen".

„Ich stehe zu Ihren Diensten. Else, Du kommst doch auch mit!" erwiderte Herr Hansen.

„Gewiß!" antwortete Elsa, „aber finden wir den Mörder nicht — und ich bin meiner Sache ziemlich sicher, — so versprichst Du uns, noch eine ganze Reihe von Mahlzeiten bei uns einzunehmen, Dinah, und niemals wieder den Hendschel zu erwähnen!"

„Das verspreche ich. Umgekehrten Falls legt ihr jedoch meiner Abreise keine Hindernisse in den Weg, sondern laßt mich ziehen, ohne euch persönlich gekränkt zu fühlen", entgegnete ich feierlich.

„Der Handel ist abgeschlossen; Robin, Du bist Zeuge!" scherzte Elsa. —

Wir brachen auf. — Es war ein herrlicher Erntetag. Weit und breit trockneten die goldgelben Garben im Schein der segenspendenden Sonne, die es sich auch recht angelegen sein ließ, uns das Wandern zu erschweren.

„Nun haben wir bald den Sieg davongetragen", sagte Robin nach mehrstündigem Weg, als ein schwerbeladener Erntewagen an uns vorüberrollte. „Es ist aber auch hohe Zeit. Die Uhr ist über zwölf und wir sind seit zehn auf den Beinen". Sie müssen sich beeilen, wenn Sie Recht behalten wollen, Fräulein Schönau, ich verfüge nur noch über ein einziges Feld!"

„Nicht mehr! wie glücklich mich das macht! Ich atme wirklich freier!" rief ich erfreut.



Wir durchschritten einen Thorweg und betraten ein schon zur Hälfte abgeerntetes Stück Land.

„Kommen Sie näher zur Hecke", sagte Robin, „die Leute sind beim Mittagessen — oder hätten Sie schon genug?"

Wir folgten Herrn Hansen in den Schatten der Hecke, wo die Arbeiter, halb liegend, ihr wenig einladendes Mittagsmahl verzehrten. Ich prüfte ihre Züge — biedere, deutsche Gesichter, wie ich deren schon hunderte gesehen habe. Schon sind wir mit unserer Inspektion fast zu Ende, ich bin im Begriff, mich selbst zu verspotten, da blicke ich noch einmal auf und — mir erstarrt das Herz vor Entsetzen — dort steht er, nicht fünf Schritte von mir entfernt! —

Großer Gott, wie fest hat sich sein Gesicht meinem Gedächtnis eingeprägt, bis auf die Pockennarben, den scheuen Blick, den breiten Mund und die tieflauernden Augen. Jetzt beschäftigen sich seine Hände ganz harmlos mit dem Zerschneiden eines Stückes Speck. Ich weiß jedoch ebenso genau, daß er es war, den ich mit der blutigen Sichel sah, wie ich es bin, die ihn wie versteinert anstarrt.

„Nun, Fräulein Schönau, wer hatte Recht?" fragte Robin's freundliche Stimme dicht neben mir. „Ein Pereat dem Hendschel und seinen Irrwegen! Fühlen Sie sich jetzt beruhigt —? Aber — mein Gott! Glauben Sie, ihn doch noch entdeckt zu haben? — Unmöglich!" fuhr er dann auf, als er mein Erbleichen plötzlich gewahr wurde.

„Ja, ich wußte es, ich würde ihn finden. — Dort — dort steht er — der Drittletzte!" antwortete ich mit zitternder Stimme. Außer Stande, den Anblick zu ertragen, wandte ich den Kopf fort, indessen Herr Hansen und Elsa den Mann musterten.

„Sind Sie ganz sicher, daß Ihre Phantasie Ihnen keinen Streich spielt?" fragte mich Robin. „Wie gesagt diese Kerle gleichen sich merkwürdig. Alle besitzen einen scheuen Blick. Bitte, sehen Sie ihn, um ganz sicher zu sein, noch einmal an!"

Widerstrebend gehorchte ich. Da blickte der Mann auf, augenscheinlich durch unser Benehmen aufmerksam gemacht. — Ja! das waren die Augen; das war derselbe lauernde Blick, der mich in der vergangenen Nacht traf.

„Jeder Irrtum ist ausgeschlossen. Bitte, führt mich fort, — fort, so schnell wie möglich!" rief ich, am ganzen Körper bebend.

Sie kamen meinem Wunsche nach, und schweigend schlichen wir in der glühenden Mittagshitze über die dürren Felder heimwärts. Erst kurz vor der Hausthüre fand ich die Sprache wieder:

„Schenken Sie mir jetzt Glauben?" fragte ich Herrn Hansen.

Er zögerte etwas mit der Antwort; dann entgegnete er ernst: „Ich muß gestehen, daß ich einen Augenblick schwankend wurde. Nach reiflicher Ueberlegung bin ich jedoch überzeugt, daß Ihre nervöse Erregung, gesteigert durch die nationale Aehnlichkeit dieser Klasse von Italienern, Sie in jenem Arbeiter das Ebenbild Ihres Traumhelden sehen läßt, und

außerdem sahen Sie ihn nur im Spiegelglas, also jedenfalls undeutlich!"

„Durchaus nicht undeutlicher, als ich jetzt die Sonne am Firmament erblicke. — Sie wollen jedoch nicht gewarnt sein, wollen auf die Erfüllung meines Traumes warten — und trotzig ausharren!" rief ich aus. „Oh, könnte ich Sie doch bewegen — für einige Zeit zu verreisen, gleichviel wohin, — bis die Gefahr vorüber wäre!"

„Mitten in der Ernte! Zwei- oder dreihundert Pfund verlieren und obendrein von meinen Bekannten verspottet werden! Und weshalb? Um eines Traumes — eines Gespenstes willen!" lachte Herr Hansen hell auf.

„Wissen Sie Näheres über den Mann? Etwas über sein Vorleben — seinen Charakter?" fragte ich hartnäckig.

Hansen zuckte die Achseln.

„Nichts Besonderes, — wenigstens Nichts Belastendes. Er kam mit vielen seines Gleichen vor vierzehn Tagen von Tirol herüber. Ich engagierte ihn für die Erntearbeiten, und er scheint mir ein ganz harmloser Bursche zu sein".

Ich wandte mich, durch diese Antwort nicht im mindesten umgestimmt, an Elsa. „Ihr verspracht mir, meiner Abreise kein Hindernis in den Weg zu stellen", sagte ich.

„Du willst uns also wirklich verlassen!" rief meine Freundin beinahe ärgerlich aus.

„Noch eine Nacht in jenem Zimmer würde mich wahnsinnig machen". erwiderte ich. „Ich reise noch heute Abend heim".

Wie gesagt, so gethan. Zu ihrer größten Verwunderung mußte die Jungfer die eben ausgepackte Garderobe wieder einpacken, und wir reisten mit dem Nachmittagszuge ab. Aus dem Waggonfenster erblickte ich Elsa am Arme ihres Gatten. Beide winkten mir, wenn auch betrübt, so doch freundlich zu; und dieses Bild prägte sich meinem Gedächtnis für ewige Zeiten ein.

IV.

Die Freude, mit welcher ich von meiner Familie empfangen ward, wurde durch die unbefriedigte Neugier über den Grund meiner so schnellen Heimkehr getrübt, denn ich gab den Meinen keine Aufklärung und schwieg lieber, ehe ich eine Lüge über die Lippen brachte.

„Sicherlich hat der Mann Dich vertrieben", sagte meine Schwester, nachdem sie sich lange vergeblich bemüht hatte, etwas aus mir herauszubekommen. „Du bist zu rücksichtsvoll gegen Deine Freundin, um das zuzugeben, ich war jedoch schon lange davon überzeugt, daß ein Mann, der eine Leidenschaft für die arme, griesgrämige, alte Elsa fassen konnte, ein Naturwunder sein müßte. Gestehe es nur, ist er nicht eine Abart von einem Orang-Utang und einem Methodistenprediger?"

„Nicht im mindesten!" entgegnete ich empört, während ich mir Robins hübschen, männlichen Züge in's Gedächtnis zurückrief. „Du könntest Dich glücklich schätzen, einmal einen halb so liebenswürdigen, hübschen, vornehmen Mann Dein eigen zu nennen!"

Drei Tage nach meiner Heimkehr erhielt ich folgenden Brief von Elsa.

„Meine liebe Dinah! — Hoffentlich bist Du gesund zu Hause eingetroffen und hast Dich vergewissert, daß innerhalb achtundvierzig Stunden zwei solche Eisenbahnfahrten beinahe ebenso schlimm sind, wie das Halsabschneiden, das Du uns zugedacht hattest. Ich habe Dir übrigens eine erfreuliche Nachricht mitzuteilen; — unser Mörder ist entlassen! — Robin's Interesse für den Italiener war durch Dich geweckt worden. Er erkundigte sich nach ihm und erfuhr, daß er sehr träge, häufig betrunken und streitsüchtig wäre. Deshalb zahlte er ihm seinen Lohn aus und entließ ihn sofort. Jetzt wandelt er gewiß schon auf den Gefielden seiner Heimat. Nun lebe wohl, liebe Dinah, ich gedenke häufig Deiner und kann Dir noch immer nicht vergessen, wie Du mich mit Deinem Traum gepeinigt hast!

Deine stets getreue
Elsa Hansen.

Mit einem Gefühl großer Erleichterung legte ich den Brief bei Seite und war nun wirklich überzeugt, eine abergläubische Thörin gewesen zu sein. Mehr denn je war ich entschlossen, meiner Familie die geheimnisvolle Ursache meiner plötzlichen Heimkehr zu verschweigen.

Am folgenden Morgen saßen wir nach dem Frühstück um den Tisch und blätterten in den eben eingetroffenen Tageszeitungen. Meine Schwester war sehr ärgerlich über den wenig interessanten Inhalt und meinte, nur der Polizeinachrichten und Inserate wegen lohnte es nicht, auf die teuren Zeitungen zu abonnieren. Ich nahm ihr das Blatt aus der Hand und überflog schweigend die Seiten —. Da — lese ich recht? — mir erstarrt das Blut in den Adern! Was steht dort mit fett gedruckten Lettern?

„Erschütterndes Ereignis in Langbruch!

Doppelmord!“

Ich lese und kann es nicht fassen.

„In frühester Morgenstunde ist unser Dorf heute der Schauplatz eines entsetzlichen Mordes geworden. Herr und Frau Hansen, zwei unserer geachtetsten Mitbürger, haben durch die Hand eines verruchten Mörders einen gewaltsamen Tod erlitten. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Verstorbenen sich am Dienstag Abend zur gewohnten Zeit zur Ruhe begeben. Als das Dienstmädchen am Mittwoch Morgen, trotz wiederholten Klopfens, keine Antwort erhielt, öffnete sie die Thür und trat hinein. Auf ihr Geschrei liefen die übrigen Dienstboten zusammen und fanden den unglücklichen Herrn Hansen und seine Gattin mit durchschnittenen Kehlen tot in ihren Betten liegen. Der Tod mußte schon vor Stunden eingetreten sein, denn beide Leichen waren schon vollständig kalt. Das Zimmer schwamm buchstäblich in Blut und bot einen schauerlichen An-

blick. Eine blutige Sichel, die auf dem Fußboden lag, schien das Werkzeug gewesen zu sein, mit dem das Verbrechen vollführt wurde.

Ein italienischer Arbeiter, der vor einigen Tagen von dem Ermordeten seines rohen Betragens wegen des Dienstes enthoben wurde, ist der That dringend verdächtig und bereits verhaftet worden. Am Mittwoch ist derselbe in der Frühe von einem Pächter, der zur Arbeit ging, gesehen worden, wie er, an einer versteckten Stelle des Flusses, der sich in der Nähe des Schauplatzes durch die Felder windet, seine Kleider wusch. Bei seiner Verhaftung fand man in seiner Rocktasche mehrere Schmuckgegenstände, die Frau Hansen gehörten". —

Das Blatt entfiel meinen Händen und halb ohnmächtig sank ich in den Stuhl zurück. So war mein Traum doch in Erfüllung gegangen.

Die eben erzählte Begebenheit hat sich wirklich zugetragen und die einzige Freiheit, welche ich mir erlaubt habe, besteht darin, daß ich die richtigen Namen durch andere ersetzte.



Fernsprache.

Von

Hermann von Lingg.

O wie du mir fehlst,
wie ich dich vermisse! —
Doch du hellst, beseelst
mir auch Finsternisse! —

Wenn du mir erscheinst,
wir im Traum uns finden,
hör ich's, wie du weinst,
fühl ich dein Empfinden. —

Ja, ein geisterhaft
magisch Liebeswalten,
eine höh're Kraft
wird dich mir erhalten! —

Auch durch Mauern bricht
sie mit Seelenschwingen,
und es wird ihr Licht
durch die Ferne dringen.







Geistermusik.

Erlebnisse, mitgeteilt von

Gizella Blahov.

> Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu und fehlen ein wie das andere Mal. In uns selbst liegt das Rätsel, die wir zweien Welten angehören.
>
> Goethe.

Die kleinen Erlebnisse, die ich hier anführe, sind in ihrer schlichten Fassung nur in so weit von Interesse, als sie wirklich Selbsterlebtes schildern; nichts Erdichtetes, nichts Erträumtes.

Ich hatte meine früheste Jugend teils in einem Pensionate zu Wien, teils in den Ferien-Monaten in dem Schlosse meines Vaters, in einem reizenden, von Bergen umschlossenen Thale Ober-Ungarn's, verlebt. Es war ein noch aus dem Mittelalter stammender Bau mit vier Türmen und einem unterirdischen Gange. Dieser stand mit einem ehemaligen Karthäuserkloster in Verbindung, welches von Kaiser Josef II aufgehoben wurde und dessen mit herrlichen Fresken versehene Kirche und Chor jetzt profanen, landwirtschaftlichen Zwecken dienten. Daß es da unter der abergläubischen Bevölkerung nicht an einer Menge Sagen fehlt, ist selbstverständlich. Doch mir ist nie eine abgeschiedene Seele erschienen, um von einer an ihr verübten Missethat Sühne zu heischen, sondern — doch ich will der Reihe nach erzählen:

I. Es war an einem hellen Junitage, als wir in größerer Gesellschaft in der Halle beim Mittagstische vereint waren. Gegen Ende der Mahlzeit schickte mich mein Vater in sein Zimmer, um Cigarren zu holen. Ich mußte in's erste Stockwerk hinaufgehen. Einen langen Korridor entlang, gerade gegenüber lag das sogenannte Klavierzimmer, in welchem außer dem Piano nichts als Sitzplätze und Tische mit Büchern standen. Daran anstoßend lag meines Vaters Stube, in die ich von der andern Seite aus gelangte.

Da, als ich den Schrank öffnete, hörte ich erst leise, klagende Töne am Piano, die zu einer sanften Harmonie verschmolzen. Ich war neu-

gierig, wer da wohl spielen könnte, denn wie gesagt, wir waren vollzählig in der Halle vereint gewesen und außer meiner Stiefmutter, meinem Bruder und mir spielte Niemand im Hause. Ich ergriff rasch die Cigarren, öffnete dann aber nicht weiter die Verbindungsthüre zwischen den zwei Stuben, um den geheimnisvollen Spieler nicht in die Flucht zu jagen, sondern ich trat auf den Fußspitzen zu der halb offenstehenden Thüre. Ich sah Niemand. Das Instrument war geschlossen, doch hörte das Spiel in immer leiser verschwebenden Tönen auf. Da (ich war 14 Jahre alt), packte mich ein unerklärlicher Schauer, mir war, als umschwebte mich etwas Geheimnisvolles, für das ich keine Erklärung fand, und ich stürzte mehr als ich ging, den Korridor entlang, die Treppe hinab und legte zitternd die Cigarren vor meinem Vater hin.

Ich mußte wohl sehr bleich und verstört ausgesehen haben, denn alle Anwesenden umringten mich und fragten mich, was mir fehle?

Stockend erzählte ich.

Natürlich wurde ich tüchtig ausgelacht. Mein Bruder meinte, ich sei ein überspannter Backfisch, der am hellen Tag träume u. dgl. m. Nur meine Stiefmutter, eine schöne, der Mystik zuneigende Frau, schien unangenehm berührt zu sein und verwies meinem Bruder die mich quälenden Hänseleien. (Beiläufig bemerke ich auch, daß in dem Schlosse keine Aeolsharfe war).

II. Ungefähr 14 Tage später machten wir alle einen Ausflug nach einer romantisch gelegenen Ruine. Außer den kleinen Geschwistern und dem Gesinde blieb nur meine Tante, eine ältere, leidende Frau, daheim. Wir kehrten spät abends zurück. Meine Cousine und ich eilten sogleich in das obere Stockwerk, um deren Mutter aufzusuchen, die nicht im Erdgeschoß, wo sie wohnte, zu finden war. Der Mond zitterte in trübem Lichte durch die bunten Fensterscheiben und warf angewisse Streiflichter über den Korridor, allerhand phantastische Figuren auf die Wand zaubernd. Dort sahen wir zu unserem Erstaunen die Tante auf und nieder wandeln.

Sie empfing uns mit folgenden, scheltenden Worten: „Ihr seid mir ein paar ungezogene Mädchen; ihr kommt nicht gleich beim Nachhausekommen zu mir, um nach meinem Befinden zu fragen, sondern unterhaltet euch mit Klavierspiel". (Auch meine Cousine war des Pianospieles kundig, aber sie war erst nach dem erstangeführten Erlebnisse mit ihrer Mutter aus Wien gekommen.) Die Tante fuhr fort. „Ich wurde durch das mir eigentlich ganz unerklärlich schöne Spiel aufmerksam auf eure Rückkehr, kam hier herauf und gehe nun schon eine Stunde auf und nieder und warte, bis ihr endlich heraufkommen würdet".

Wir waren sprachlos und schauten die Tante ob der seltsamen Beschuldigung erstaunt an. Vergebens schwuren wir, erst diesen Augenblick gekommen zu sein —; sie wollte uns nicht glauben und meinte, wir wollten sie zum Besten haben. Auf der einen Seite Vorwürfe und Schelte — auf der andern Thränen.

Erst als wir meine Eltern und alle an der Partie beteiligt gewesenen Personen, sowie das Dienstpersonal zu Hilfe riefen, die einstimmig bekräftigten, daß wir erst jetzt heimgekehrt seien, mußte sich die Tante wohl oder übel für überwunden erklären. Wir gingen dann alle in das Klavierzimmer, von wo wir jeden Hinausgehenden unbedingt hätten sehen müssen. Das Instrument war, wie gewöhnlich, halb geöffnet; ein fahler Mondesstreif fiel schräg über die Tasten; von einem lebenden Wesen war keine Spur, trotz allen Durchsuchens auch des kleinsten Winkels beim Scheine mehrerer Kerzen. —

III. Es war zur Zeit der Weinlese, als wir eines Nachmittages mit Kind und Kegel in die Weinberge fuhren. Nur einige Diener blieben zurück und ein Oberlieutenant, der schon früh morgens zu einer Jagdpartie geladen war und erst abends zurückerwartet wurde. Als wir abends nach Hause fuhren, sahen wir zu unserem Erstaunen den Offizier auf einer Bank gegenüber dem verhängnisvollen Zimmer sitzen und gemächlich eine Cigarre rauchen. Wir riefen ihm übermütig zu, daß es gar nicht schön sei, hier zu sitzen, anstatt zu uns in den Weinberg gekommen zu sein.

„Ich bin erst vor einer Stunde heimgekehrt", erwiderte er, „und beriet mit mir, ob ich den weiten Weg noch unternehmen sollte. Da ward ich durch das wunderbare Spiel Ihrer Stiefmutter gefesselt, so daß ich es vorzog, in dem mondscheindurchfluteten Garten zu rauchen und den herrlichen Klängen zu lauschen".

Da rollte eben der Wagen heran, in dem meine Eltern saßen. Oberlieutenant v. d. S. prallte erschrocken zurück. „Wie? Sie waren auch mit, Gnädige Frau?" stotterte er. „Sie haben nicht oben gespielt! Aber wer hat denn da gespielt?!" —

Wir hielten dies anfangs für einen sogenannten Aufsitzer (besonders da er mich stets mit meiner Geisterseherei geneckt hatte) und lachten ihn tüchtig aus. Er wurde aber sehr ernsthaft böse und schwur bei seiner Offiziersehre, daß er die volle Wahrheit spräche.

Ein eigentümlich gedrücktes Gefühl überkam uns Alle und Niemand konnte fürder das Zimmer ohne eine gewisse Scheu betreten.

Gelöst wurde das Rätsel nie. — Bald nachher reisten wir nach Wien und ich sollte erst mehrere Jahre später, als ich schon verheiratet war, wieder von dem seltsamen Spuke hören. Und diesmal war es mein Bruder, der sich stets skeptisch ablehnend all' diesen rätselhaften Ereignissen gegenüber verhalten hatte — der mir das folgende erzählte:

IV. Unsere Eltern hatten ausnahmsweise einen Winter auf dem Gute verbracht und eine Reihe der Prunk- und Gastzimmer gänzlich absperren lassen. Das Klavier ward ebenfalls aus diesem Teile in einen der bewohnten Räume hinübergeschafft. Der war durch eine Glasthür mit einem Vorhange von dem sogenannten „grünen Zimmer" getrennt, in welchem, wie die Leute behaupteten, es nicht „geheuer" war. Meine verstorbene Mutter sollte dort Manchem erschienen sein. — Doch hier lasse ich meinen Bruder selbst sprechen:

Es war Abend. Meine Stiefmutter und ich spielten zu vier Händen Klavier. Außer uns beiden war kein Mensch im Zimmer.

Mit einem Male rief sie:

„Ach, was treibst Du für Unsinn! ich kann doch nicht spielen, wenn Du mich am Arme ziehst!"

Ich beteuerte der Wahrheit gemäß, daß mir solch ein Scherz gar nicht in den Sinn gekommen sei und ich überdies, wie sie wohl selber sähe, beide Hände auf dem Klaviere hätte.

Nach einer Weile hatte ich jedoch dasselbe Gefühl und sagte lachend: „Nun straffst Du mich Mama und ziehst mich in der That am Aermel". —

Nun war sie die Entrüstete. Es war auch beim vierhändigen Spiele ganz undenkbar. Eine Zeitlang fühlten wir nichts; dann aber fing das Ziehen und Zerren von Neuem an, bis wir uns beide, wie auf ein verabredetes Zeichen umkehrten.

Da sahen wir mit Entsetzen, daß der Vorhang der Glasthür von einer weißen Hand zurückgehalten ward und eine hohe, im schwarzen Gewande gehüllte Gestalt mit totbleichem Antlitze uns tieftraurig ansah. Wir waren vom Schreck wie gelähmt und mußten, von einer unerklärlichen Gewalt getrieben, in dies starre Antlitz mit den ernsten Geisteraugen blicken. — Soweit mein Bruder.

Meine Stiefmutter sank endlich ohnmächtig auf einen Stuhl; ich riß wie toll an der Klingel, um Hilfe herbeizuschaffen und befahl dem herbeieilenden Diener, die Thüre zu öffnen. Der Schlüsselbund mußte erst herbeigeholt werden, da Niemand seit langer Zeit diese Zimmer betreten hatte. Die Gestalt war verschwunden.

Als der Schlüssel das Schloß geöffnet hatte, ging die Thür mit ächzendem Geräusche auf; wir drängten uns mit Lichtern hinein, durchsuchten jede Ecke, auch jeden der nächstfolgenden Räume. Nichts war zu sehen! — Der Kerzenschimmer beleuchtete ungewiß die Ahnenbilder und die schweren Vorhänge. Jener eigentümlich modrige Duft, der lange verschlossen gewesenen Stuben eigen ist, legte sich beklemmend auf die ohnedies bedrückten Gemüter.

Wie gesagt, das war das letzte Mal, daß ich von dem Klaviere hörte. Ich betrat das Schloß nie mehr, da es leider in fremden Besitz übergegangen ist.

Von den Personen, die das rätselhafte Spiel gehört haben, leben nur noch mein Bruder und ich. Meine Stiefmutter starb ein Jahr nach dem zuletzt geschilderten Ereignis; die Tante ist einem Herzleiden erlegen; der Offizier hat sich erschossen.

[Bemerkung des Herausgebers: Wenn die Mutter der Einsenderin musikalisch war, können alle diese Eindrücke auf sie als die Ursache zurückzuführen sein. Andernfalls konnte die Musik auch durch eine unbewußte Doppelgängerei der Stiefmutter hervorgerufen werden.]





Der Augenblick des Lichtes.

Von

M. von Saint-Roche.

Es ist der letzte Tag des Rosenmonats; mit der vorschreitenden Nacht flutet das Mondlicht immer heller und stärker über die Dächer der großen Stadt, es taucht die einsamen Straßen in bläuliches Licht und leuchtet fast mit Tageshelle in die große Stube, deren weit geöffnete Fenster dem duftigen Nachthauch Einlaß gewähren. Fast grell fällt der weiße Schimmer auf ein Kinderantlitz, das still und friedvoll in seinem kleinen Bettchen schlummert. Es ist so blaß, so verklärt, als wäre es selbst aus Mondesstrahlen gewebt. — Stunde um Stunde wartet die Mutter, auf den Knieen neben dem Bettchen, fast so bleich wie ihr Knabe. Stunde um Stunde lauscht sie nur auf einen Atemzug, nur auf einen Herzschlag. Jetzt, jetzt hat sich ein Fingerchen geregt — und es dünkt sie, als ob ein leiser Seufzer den bleichen, stummen Lippen entflohen sei. — Wilder Aufruhr jauchzender Freude durchbebt ihre Seele, durchzittert ihre Glieder — sie springt auf, legt ihr Ohr an das stille, kleine Herz, preßt den Mund auf die kalte Stirne — umsonst, es schläft — es schläft in süßer Ruh.

Dann sinkt die schwache Gestalt zusammen und in ihrer Seele beginnt aufs neue der Kampf. — Sie ringt mit ihrem Gott, sie fordert ihm ihr Gut zurück, das Kind, das ihr Alles gewesen. —

Es ist nicht wahr, sie kann es nicht glauben — tot, haben sie gesagt, tot sei ihr Kind! „Das kann ja nicht sein", tobt es in ihr; „es ist nicht so", flüstern die trocknen heißen Lippen nach, die sie wieder auf die kalte Hand des Kindes gepreßt hat.

„Du gehst nicht von mir, mein Kind! O mein Herzblut, Du läßt mich nicht allein, nicht allein in all' dem Elend, — Du kannst ja nicht tot sein" — schluchzt die gebrochene Stimme. Kein Laut, keine Antwort. — Nur gleichmäßige Atemzüge dringen von der Ecke des Zimmers her und schlagen an ihr Ohr.

Sie schleppt sich zu dem Bette hin und starrt auf die schlafende Gestalt, wie auf etwas Unbegreifliches. Es wird ihr noch banger, noch schwerer, noch einsamer — sie will einen Trost hören aus Menschenmund, und sie weckt ihren Mann.

„Er schläft noch immer" — sagt sie, „nicht wahr, er kommt wieder zu sich —"

Der Mann reibt sich verschlafen die Augen, er kann sich nicht gleich auf alles besinnen; dann richtet er sich halb auf — „Du, — Du noch auf? Du wirst mir noch krank, Du erkältest Dich — geh' doch ins Bett". — Da sieht er das verzweifelte Augenpaar in stummer Frage auf sich gerichtet. „Du wachst des Kindes wegen? O da sei ruhig, liebes Weib, das hat es ja besser als wir — das hat der liebe Gott zu sich genommen".

Ein Wehlaut entfährt ihren Lippen, dann wankt sie auf und ans Fenster.

Es klingt ihr in den Ohren und ihre Kehle ist wie von einer Faust umschnürt. Dann will sie schreien, — auflachen in ihrem Schluchzen, aber die Stimme versagt.

„Der liebe Gott!" Das glaubt sie nicht, sie kann es nicht glauben! Er soll ihr das Einzige, Liebste genommen haben! Er? Das lügt ihr Mann und die Menschen, das kann nicht sein — und wenn es ist, dann hat die Stimme gelogen, die in den qualvollen Monaten, während ihres Lieblings banger Krankheit, wo sie Alles hingab, Alles opferte, ihn zu retten, immer wieder in ihrem Innern sprach: „Vertraue auf Gott, Er verläßt Dich nicht; Er erhält dir dein Kind!" Sie hatte vertraut, — Allem entgegen, die den Kopf schüttelten über den armen, kleinen Wurm; sie hatte vertraut, und Elend und Not mit Freuden getragen. Sie glaubte, sie wußte, daß der „liebe Gott" die zarte Blüte ihrer Herzenseinsamkeit erhalte, und ein wonniger Schauer zog in ihre Seele, als gestern Morgen noch der Kleine ihr zum erstenmal „Mutter" entgegenlallte. Da war sie auf die Kniee gesunken und hatte ihren Gott gedankt und hatte es als ein Zeichen angenommen, daß er ihr bleiben solle.

„Gott! — Gott?" sagte die Mutter und schlug sich an die Stirne — „nein, ich glaube es nicht, ich will es nicht glauben!" empörte sich ihr Inneres. „Ist das der gute, der barmherzige Gott? Nimmst Du mir das Letzte, woraus ich noch Kraft zum Weiterleben sog, Du Unbarmherziger! Wie ein milder Schimmer ergoß es sich da von oben her über ihre Züge, die im Seelenkampf bebten. — Nein — ich glaub' es nicht; Du lügst nicht, Herr, so trostlos läßt Du mich nicht vergehen; Du weckst ihn wieder auf! ich glaube an Deine Allmacht, an Dein Erbarmen; laß mich nicht zu Schanden werden, — gieb mir mein Kind wieder!" —

Dann wankt sie an ihren alten Platz und sinkt neben dem Kinde in die Kniee. Sie will beten, beten und wachen, bis es die Augen aufschlagen muß. — Ihr Haupt, das sie an das Bettchen angelehnt hat, sinkt immer tiefer und tiefer herab; die verschlungenen Finger lösen sich und die müden, verweinten Augen fallen langsam zu — die Natur macht ihr Recht über den schwachen, vom Gemütssturm erschütterten Leib geltend, — die Wohlthat eines kurzen Schlafes erquickt sie. —

Fahler und schmäler wird der Streifen Mondlicht, der sich wie ein Schleier über die Schlummernde und die kleine Leiche legt. Zitternd ver-

schwindet Stern um Stern am Himmel, und vor den Fenstern beginnt es zu tagen. Unten im Hof steht ein großer Eschenbaum; da und dort zwitschert's in seinen Zweigen — noch leise, schüchtern, wie traumverloren — dann schmetterts plötzlich jubelnd in die goldig schimmernde Helle, und Schwalben schießen zwitschernd an den Fenstern vorbei. Und nach einer kurzen Weile küßt ein warmer Sonnenstrahl die kleine kalte Stirne und das brennende Antlitz der Mutter. Es zuckt um ihren Mund — dann lächelt sie und seufzt tief auf und erwacht.. Ein schwerer Traum! — Sie schaut um sich, — ihre Glieder sind schwer, wie gebrochen — sie tastet mit der Hand ins Bettchen — und bei der kalten Berührung — fällt die Qual des Bewußtseins auf sie — kein Traum! — Er ist nicht erwacht, der kleine Liebling — todt? — Nein! sie glaubt, sie hofft noch auf Gott — auf ein Wunder!

Dann kommt ihr Mann und erschrickt, wie er sie noch immer so findet, die starren Augen auf das Kind gerichtet. Er führt sie weg und zwingt sie sanft auf einen Stuhl zu sitzen; da bleibt sie, selbst wie tot; nur in den Augen ist noch Leben, ein Aufzucken, wenn die Morgenluft leise die blonden Härchen dort hebt, ein unsäglicher Schmerz, wenn sie die Täuschung gewahrt.

Langsam, schwer und müde schleichen die Stunden hin, — Leute kommen und gehen — einige treten zu ihr. — Sie hört nicht, was sie sagen. — Dann kommt die Leichenfrau — ein Schreck flackert in den thränenlosen Augen auf, und ein Schauder läuft durch ihren Körper. Sie legt die Hand auf den kalten Leib des Kindes; sie will es nicht berühren lassen von der Fremden. — Aber ihre Glieder, ihre Finger sind wie starr, und ihr Blick sieht wie durch Nebel. — Sie kann nicht helfen, den Liebling zu schmücken — und sie hat nur das Gefühl, daß Alles ein Traum, der enden muß, sobald sich die Lider von den zwei sanften blauen Augen dort heben. So harrt und harrt sie — und wartet endlose Stunden am kleinen Sarge. Nur einmal regt sie sich und steckt in die zarten kleinen Händchen ein paar Rosenknospen, die das Mitleid ihm gespendet. Er spielte so gern mit Blumen, der kleine Liebling. — Dann sieht er sie auch gleich, wenn er erwacht. — Und so ist sie lange allein mit dem Kinde im öden, stillen Gemach, — dumpf in sich versunken — wie bewußtlos.

Als der Tag sich zu neigen beginnt, kommt wieder die Leichenfrau und schließt den Sarg und schickt sich an ihn wegzutragen. Der Vater ist ihr behilflich, dann tritt er mit feuchtem Auge zu seinem Weibe, auf deren verhärmten Gesicht sich ein verzweifelnder Ausdruck malt.

Sie springt auf und will den Sarg halten. — Der Mann zieht sie zurück und versucht sie zu trösten. „Fasse Dich, füge Dich, in Gottes Willen, — sieh, Gott kann Dir ja Ersatz schicken". —

Sie schaut ihn groß und verwundert an. — „Es giebt keinen Gott!" sagt sie kalt, ruhig trocken, — dann schreit sie auf und sinkt zusammen.

Die Glut eines Hochsommertages liegt brütend über dem stillen Gottesgarten, dem Kinderfriedhof. Schwer steigen die Düfte der tausend Blüten von den kleinen Gräbern auf, sich mischend mit dem sengenden Dunst der Sommerluft, alles wie in einen traumverlorenen, matten Schlummer hüllend. An einem der kleinen Hügel kauert eine Gestalt. Sie fühlt den Sonnenbrand nicht, das stumme, stille Weib im dürftigen Gewand; ihr Körper ist stumpf gegen alle äußeren Eindrücke, wie ihr Herz kalt ist, tot, ausgebrannt. Nur ein Sehnen durchzieht ihr ganzes Sein — Ruhe — Frieden möchte sie finden, — aber sie sucht beides umsonst. — —

Sie flieht ihr armes, ödes Heim. Sie kann nimmer arbeiten, sie kann nimmer bleiben; jeder frohe Laut schreckt sie auf und sie hastet mit müdem Schritt hinaus — hinaus über die Stadtgrenze. — Da sucht sie Blumen für den kleinen Hügel, — und sie sucht noch Etwas, das sie verloren seit jener schweren Stunde.

Im Frieden des stillen Waldes, wo sie brütend lange Stunden sitzt, wartend, harrend, dürstend nach dieser stillen Ruhe rings um sie, fühlt sie nur den Aufruhr ihrer Seele, die Oede der Welt und findet keine Stütze, keinen Halt für ihr klagendes Herz. Dann jagt sie das wilde Sehnen wieder auf, dem stillen Orte zu, wo das Kind ruht. Wie Betäubung überkommt sie's — sie möchte vergehen — ihr ist so sterbensmüd. — Was dann? — Sie weiß es nicht — es giebt keinen Gott! — Und so einen Tag um den andern.

Daheim hält die Not Haus; und wenn ihr heimkehrender Mann sie nicht findet, so weiß er, wo er sie suchen muß. Dann führt er sie abends heim wie ein müdes, verirrtes Kind. Er hat aufgegeben, sie zu trösten; er kann das dumpfe, wilde Leid nicht verstehen. Er seufzt, läßt sie gewähren und hofft Heilung von der Zeit.

Die Friedhofwächter kennen sie — mit dem suchenden — leeren Blick. — Keiner achtet ihrer mehr. — —

Jetzt schwingt sich klagend der schrille Klang des Gottesackerglöckchens durch die schwüle Luft. Dann naht langsam ein Leichenzug, biegt in ihrer nächsten Nähe ein und hält vor einem frisch geöffneten Grabe. Zwei kleine Särge werden hinabgesenkt. Ein unterdrücktes Aufschluchzen mischt sich mit dem Geräusch der hinabkollernden Erde, dann ein Augenblick tiefster Stille — und nun spricht die klare, laute Stimme des am Rande stehenden Geistlichen:

„Ich klage mit der armen Mutter, die hier, nahezu gebrochnen Herzens am Grabe ihrer beiden Kinder steht, und ich weise die Verlassene dorthin, von wo ihr einzig Trost kommen kann, an den Ort des Wiedersehens, wo die Lieblinge nun in Verklärung schweben, entbürdet allen Erdenleidens — im Wiedersehen bei Gott. —

„Wiedersehen bei Gott" — hallt es an das Herz des Weibes, das neben an dem Kreuze kauert. — Wer sagte das? — sie öffnet die geschlossenen Augen und richtet sich höher und eine zwingende Macht ihres Innern gebietet ihr zu horchen. —

„Denn wir gehen wie Blinde auf dieser Welt. Zu klein ist unser Begreifen, zu ohnmächtig all unser Wissen, um den Willen dessen zu verstehen, der da die Liebe ist. Denn wenn ein Hauch von ihm uns in den Staub des Elends wirft, ein Hauch dieses Willens kann auch unsere Seele emporrichten und unser Auge öffnen, daß es heller und heller wird, bis es durch alle Drangsal den Schimmer der ewigen Liebe leuchten sieht. — Du aber, schwergebeugte Mutter, mit all deiner reichen hingebenden Liebe werde stark und lerne erkennen, daß es noch ein höheres Glück giebt, als alles Wohl dieses Erdendaseins — und gönne deinen Kindern dieses Glück in besitzentsagender, selbstloser Liebe. Dann wird deine Seele freudige Kraft finden, den irdischen Verlust der Teuern zu ertragen".

Da steht sie ganz auf und zwei große Thränen perlen über ihre Wangen. Sie sieht die Leute nicht; in ihrer Seele regt sich's, als erwache sie aus einem Todesschlafe. Sie möchte die Arme ausbreiten und liebend, sehnend erfassend, was sie so lange vermißt, o so lange. — — Warum hatte sie es von sich gestoßen?

„Lasset uns das Gebet des Herrn sprechen: Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiliget werde Dein Name, zu uns komme Dein Reich, Dein Wille geschehe" — tönt es von drüben.

Sie sinkt auf die Kniee, „Dein Wille geschehe!"

Dann ist sie wieder allein; der Trauerzug ist verschwunden, die Worte sind verhallt; ein leiser Lufthauch, abendkündend, streicht über sie hin. Braune Falter umgaukeln sie; einer läßt sich, ruhend, am Kreuze nieder, während eine Amsel auf der Friedhofmauer in kurzen Absätzen ruft.

Ihr Blick hebt sich empor von dem Stückchen Erde. Sie hat das Kind nicht verloren und Gott hat sie nicht verlassen, nicht verstoßen. Er sandte ihr heute den Augenblick des Lichtes, wo die Nacht ihrer Seele zerriß, wo sie die Liebe fand, die ewige Liebe . . .



Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Wieder ein Vorstoß der Geisteswelt.

Wir haben in unsern Heften schon öfter des berühmtesten aller englischen Journalisten, William T. Stead, erwähnt (1891, XII, 368 und 1892, XIV, 371). Wohl niemals hat ein Publizist so riesenhafte Erfolge und eine den ganzen Erdball umspannende Popularität erlangt wie W. T. Stead. Er hat s. Z. die „Pall Mall Gazette“ zu einer maßgebenden politischen Macht in England erhoben und jetzt ist seine „Review of Reviews“ in Millionen von Exemplaren über die ganze civilisierte Welt verbreitet, die mit Ausnahme des kleinen europäischen Kontinentes ja fast nur englisch redet.

Und welchem Umstande verdankt er diesen einzigen Erfolg?

Lediglich seiner unbedingten Aufrichtigkeit und dem göttlichen Mute, mit dem er für seine Ueberzeugung gegen alle öffentlich zum Himmel schreiende Niedertracht herrschender Teufeleien auftritt; so in seinen Artikeln gegen den Mädchenhandel in London und gegen die Schändlichkeiten in der britischen Marine. In ähnlicher Weise hat er mit Hülfe seiner Review of Reviews die indische Theosophie in der englischen Welt allgemein bekannt und wenigstens geachtet gemacht und danach auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Untersuchungen der Gesellschaften für Psychische Forschung in seinen zwei Extraheften des „Review of Reviews“ über „Gespenstergeschichten“.

Neuerdings nun hat sich Stead selbst als ein spiritistisches Medium entwickelt, und mit der ihm eigenen Offenheit hat er sich nicht gescheut, diese Thatsachen öffentlich bekannt zu machen, und wie man sich denken kann, ist dadurch das gesamte englische Kulturleben in ernster Weise mit dem Spiritismus beschäftigt worden. Denn an Steads Aufrichtigkeit und Zurechnungsfähigkeit zweifelt kein Mensch, der überhaupt mit dem Namen Stead irgend einen Begriff verbindet.

Stead läßt übrigens bisher die Fragen nach der Echtheit der Trance-Mediumschaft, des Tischklopfens und der Materialisationen völlig offen. Aber er selbst ist Schreibmedium geworden, und die Sache nimmt bisher bei ihm einen ähnlichen Verlauf, wie immer. Wenn er sich hinsetzt, Bleistift

und Papier zur Hand nimmt und in passiver Gemütsverfassung kurze Zeit wartet, so beginnt seine Hand ohne seine bewußte Willensthätigkeit von selbst langsam zu schreiben, und zwar u. a. auch Botschaften von Verstorbenen an noch lebende, mit Stead nur oberflächlich bekannte Personen. Er hat die unsichtbare Macht, die seine Hand leitet, gefragt, wer sie sei, und es wurde dann durch ihn automatisch niedergeschrieben, daß es der Geist von Frl. X. sei; er hat um Beweise für diese Behauptung gebeten und solche dadurch erhalten, daß er Thatsachen aus dem Vorleben der Adressatin niedergeschrieben hat, die ihm selbst unbekannt waren. Hellsehende, die im selben Zimmer mit ihm waren, behaupten, die Geister, die Steads Hand führten, gesehen zu haben und haben Beschreibungen von ihnen gegeben, die von den lebenden Verwandten für richtig erklärt wurden.

Wir werden über diese Vorgänge in unserm nächsten Hefte einen eingehenden Bericht bringen.

Ein in England sehr beliebter Kanzelredner, D. Josef Parker, ein freigesinnter Geistlicher, der Tausende von Kirchengängern aus allen Teilen Londons zu seinen volkstümlichen Predigten in „City Temple" hinzieht, hat zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf Steads Mediumschaft gelenkt und danach auch sich selbst von der Kanzel herab zum Spiritismus bekannt.

Auch wir sind von den Thatsachen des Spiritismus überzeugt, wenn auch nicht von seinen Erklärungen derselben.

Wer heutzutage der Weltsprache, des Englischen, mächtig ist, der braucht sich nur ein wenig um die Wahrheit zu bemühen und er wird sie finden. Sind doch die Thatsachen, um die es sich handelt, schon von den bedeutendsten Gelehrten unsrer Zeit festgestellt und finden auch Dank der rüstigen Arbeit der Society for Psychical Research in England immer weitere Anerkennung. Danach kann es sich nur noch um die richtige Erklärung dieser Thatsachen und um die gerechte (auch nicht übertriebene) Würdigung ihrer Bedeutung handeln. Diese aber liegt darin, daß sie Materialisten von der Wirklichkeit übersinnlicher Ursachen überzeugen, und daß auf diesem Wege Vielen schon oft ernstere Wahrheiten gesagt worden sind, die sie zwar besser und näher hätten gedruckt lesen oder von lebenden Menschen hätten hören können, dann aber nicht angenommen hätten. Höhere und höchste Weisheit allerdings ist noch Niemandem durch mechanische Vermittlung von Medien zuteil geworden, sondern immer nur dadurch, daß sich der Mystiker selbst in den inneren Zustand des höheren geistigen Verständnisses versetzt. **H. S.**



Eusapia Palladino in Paris.

Dem „XIX Siècle" in Paris vom 30. Januar 1893 entnehmen wir die Nachricht, daß man in Paris eine Subskription eröffnet hat, um Frau Eusapia Palladino (aus Neapel) von Mailand (man vergleiche im Januarhefte S. 273) nach Paris kommen zu lassen. Ihre Bekehrung der berühmtesten italienischen Gelehrten zur Unerkennung „übersinnlicher" Thatsachen läßt die Pariser nicht ruhen in dem Wunsche, die tonangebenden Gelehrten Frankreichs einer gleichen Prüfung ihrer Aufrichtigkeit auszusetzen. Der leitende Pariser Physiologe Professor Charles Richet hat sich bereits mit dem bei ihm bekannten Ueberzeugungsmute, der Gefahr vom „gebildeten" Pöbel ausgelacht zu werden trotzend, bereit erklärt, die Palladino von Mailand nach Paris hinzuholen; und den ersten Sitzungen daselbst, die im März ihren Anfang nehmen sollen, werden unter Professor Richets Leitung ausschließlich Männer der exakten Wissenschaft beiwohnen. H. S.

✻

Falbs kritische Tage.

Diese sind wieder ein sehr schlagendes Beispiel für die Wahrheit desjenigen Satzes, den wir über diese Rubrik unserer Monatsschrift gesetzt haben. Wer sich davon überzeugen möchte und zugleich Falbs sichere Voraussagungen für das jetzt begonnene Jahr vor sich haben will, den machen wir dringend auf „Falb's Kalender der kritischen Tage 1893"[1]) aufmerksam.

In dem einleitenden Kalendarium und Verzeichnis der Tage für 1893 findet man die Uebersicht für dieses Jahr. Besonders interessant und wertvoll sind aber unter vielem andern auch die Rückblicke auf die Witterungsgeschichte 1891—92 und dann der auf den 28. März 1892. Letzteren „Tag erster Ordnung" bezeichnet Falb mit Recht als die wohl bestandene „Feuerprobe" seiner Theorie. Erfreulich ist bei der Lesung des Abschnittes hierüber, zu sehen nicht nur wie Falbs geniale und einfache Theorie durch alle unbefangenen Berichte, ja sogar widerwillig oft durch gegnerische Aussagen bekräftigt wird, sondern auch, daß Falb die Schulwissenschaft durchweg mit ihren eigenen Zahlen schlägt. Daraus folgt, daß unsere Schulweisen doch wenigstens nicht, durch ihre theoretischen Vorurteile verblendet, die richtigen Beobachtungen beeinträchtigen. Warten wir, ob sich nicht Falbs Theorie auch an dem kritischsten Tage dieses Jahres, um die Zeit des 15. Mai, bewähren wird!

Auf S. 88 druckt Falb auch aus „Professor Dr. Gustav Jägers Monatsblatt" (Mai 1892 Nr. 3) einen Artikel ab, dem wir den folgenden Satz entnehmen. Wir stimmen Gustav Jäger ebenso sehr zu wie Rudolf Falb.

„Man mag die neuzeitliche Scholastik auf dem Gebiete der Natur fassen, wo man will, überall gewährt sie das Bild eines Eies, das klüger sein will, als die Henne. Mit einem ungeheuren Aufwand an Hochmut und Selbstgerechtigkeit hat sie alles Volkswissen unbesehen als Aberglauben „in Acht und Bann" gethan. Aber überall, wo man in das Gebiet des sogenannten Aberglaubens hineingreift, findet man ein gut Stück Wahrheit. Daß das auf dem Gebiet der Lebenslehre der Fall ist, wissen die Leser des „Monatsblattes" bezüglich der stofflichen Dinge, die Leser der „Sphinx" erfahren, daß es auf dem geistigen Gebiet ebenso ist, es darf uns also garnicht wundernehmen, daß auf dem Gebiete der Wetterkunde ganz das gleiche gilt".

[1]) In A. Hartlebens Verlag, Wien, 1,50 Mk.



Die Wahrheit, welche hinter all' dem steckt, was die Schulweisheit noch „Aberglauben“ nennt, wird dieser solange ein versiegeltes Buch bleiben, wie sie es ablehnt ihre ausgefahrenen Geleise zu verlassen und den „Aberglauben“ ernstlich zu beobachten und zu „studieren“. Ja, die Schulweisheit! Hoffen wir nur, daß der nächste große Bankerott, den sie erleben wird, nur nicht gerade durch das neue Seuchengesetz auf Kosten von Hunderttausend Menschenleben bei der künftigen Cholera-Epidemie eintreten wird!!! **H. S.**

Karma.

Im letzten (Februar-)Hefte (S. 371) gaben wir einen Zeitungsausschnitt aus dem „Stuttgarter Evangelischen Sonntagsblatte“ wieder, der zu unserm nicht geringen Erstaunen von einigen unserer Leser im alt-testamentlichen Sinne des Jahve aufgefaßt worden ist, der „die Sünden der Väter an den Kindern heimsucht“. Wir hatten geglaubt, unsere Leser hätten sämtlich ihre geistigen Kinderschuhe soweit ausgetreten, daß ihnen solches Mißverständnis überhaupt nicht mehr passieren könnte und daß es daher auch nicht mehr nötig sei, für solche allbekannten Thatsachen die einzig richtige Erklärung herzusetzen. Aber wir haben uns eben geirrt, die materialistische Weltanschauung der Wissenschaft und der alt-testamentlichen Kirchenlehre sitzt den heutigen Kulturmenschen so sehr im Blut, daß sie sich zur Erkenntnis der ausschließlich individuellen Kausalität immer noch nicht erheben können, daher auch im Pessimismus stecken bleiben und sich das in ihnen unbewußt schlummernde Gefühl einer gerechten Weltordnung noch immer nicht erklären können, es für eine Thorheit halten, während es doch die Grundlage der Welterkenntnis ist.

Also selbstverständlich besteht keine direkte Kausalität zwischen der That des Vaters, der den Sperlingen die Augen ausstach und dem „Unglücke“ der Kinder, welche blind zur Welt kamen. Die letzteren sind ja eigene Individualitäten, die mit der des Vaters nicht durch irgend eine individuelle Kausalität (Karma) verbunden sind, sondern nur durch die Verwandtschaft ihrer Wesen. Daher schaffte sich die Individualität des Vaters die Ausgleichung ihres jugendlichen Frevels in dem Kummer, blindgeborene Kinder zu bekommen — ein Kummer, der wahrscheinlich viel größer war als der der blindgeborenen Kinder, die ja kaum im ganzen Umfange erfahren, wie große Genüsse ihnen abgehen. — Ganz unabhängig davon ist die Thatsache, daß die Individualitäten dieser Kinder in ihren früheren Erdenleben vor ihrem jetzigen Dasein bewußtermaßen die zureichenden Ursachen (Karma) gegeben haben müssen für das Unglück des Blindgeborenseins, welches (Karma) sie jetzt bewußt erleiden; denn die Summe der Ursachen muß stets der vorhandenen Wirkung völlig gleichwertig (adäquat) sein.

Wenn man in solchem Falle nach der alt-testamentlichen, sinnenfälligen Auffassung eines solchen Verhältnisses eine Kausalität zwischen dem Jugendfrevel des Vaters und dem Blindgeborensein der Kinder annimmt, so ist dies nichts weiter als das kindlich-wissenschaftliche Haften an dem Sinnenschein, wie dies die Realisten und die Materialisten jederzeit gethan haben. Zwar ist hier von einer sogenannten „Vererbung“ nichts ersichtlich; doch im Grunde ist der hier vorliegende Vorgang garnichts anderes, als was in anderen Fällen als „Vererbung“ erscheint. Bei dieser benutzt die Individualität des Kindes die der Eltern mit aller an diesen haftenden Kausalität (Karma), um seine im Entwickelungsprozeß erworbenen Anlagen des Geistes und Charakters zur äußeren Wieder-Darstellung zu bringen. Ganz dasselbe thun aber die Kindesindividualitäten hier in jenem Falle auch, wenn sie die Schicksale (Karma), die sie zur Ausgleichung ihrer früheren Thorheiten bedürfen, mittelst der an ihrem Vater haftenden Kausalität (Karma) zum Ausdruck bringen. **Hübbe-Schleiden.**





Anregungen und Antworten.

Bewußtsein und Persönlichkeit.

An den Herausgeber. — In dem Aufsatze „Im Hochland der Gedankenwelt. 1. Dasein ist Bewußtsein" von Ludwig Kuhlenbeck leitet den Verfasser — wenn ich ihn recht verstehe — die Absicht, den Nachweis für die Substantialität und den metaphysischen Bestand der Ich-Persönlichkeit vorzubereiten. Zu diesem Zweck will er zunächst alles Dasein als Bewußtsein begriffen wissen. Aus der Ewigkeit des Daseins (da das Etwas nie zu einem Nichts werden kann) folgt dann auch die des Bewußtseins. Was aber am Dasein ewig ist, sind nicht die einzelnen Zustände, die ja wechseln, sondern das Gesetz, welches sich im Wechsel offenbart, und dieses Gesetz ist die Substanz des Daseienden. Da nun im menschlichen Bewußtsein ein empirisches Ich als der einheitliche Beziehungsmittelpunkt der einzelnen Bewußtseinsakte besteht, welcher nicht Produkt jener Akte ist, vielmehr erst deren Vereinheitlichung möglich macht, so muß dieses Ich als die Offenbarung jenes Gesetzes begriffen werden, welches als die eigentliche Substanz des geistigen Menschen, das Bleibende und den Wechsel Ueberdauernde, aufzufassen ist. — Dies dürfte den Gedankengang des Verfassers wohl richtig wiedergeben.

Ist es aber wirklich richtig, Dasein und Bewußtsein zu identifizieren? — Ja, wenn man „Bewußtsein" im generalisierenden Sinne des Verfassers begreift, nämlich als Ausdruck für jede denkbare Art von Wirksamkeit, welche zwei getrennte Dinge auf einander ansüben. Eine logische Nötigung dazu besteht aber nicht: diese Auffassungsweise ist weniger Verstandessache, als Gefühlssache. Das Gefühl wird jedoch die Meisten grade hindern, dem Verfasser hierin zu folgen: wir kennen das Bewußtsein nur als menschliche Bewußtseinsempfindung, und wenn wir dieselbe uns auch verengert, abgeschwächt, selbst gespalten denken wollen, so wird als Träger dessen, was dann doch noch immer übrig bleibt, von den Meisten ein organisches Etwas gefordert werden; ein physikalisches oder chemisches Atom scheint der Bewußtseinslast nicht gewachsen.

Die Gleichsetzung von Dasein und Bewußtsein ist aber auch garnicht notwendig, um die Substantialität des Ich oder der Persönlichkeit zu beweisen; sie scheint mir sogar dem Beweise eher hinderlich. Wollte man nämlich auch dem Atom Bewußtsein im allgemeinsten Sinne zusprechen, so würde aus den verschiedenen Bewußtseinen der verschiedenen Atome sich noch Nichts für ein einheitliches Bewußtsein des Gesetzes ergeben, welches über oder hinter ihnen steht. Jedenfalls wäre der Schluß kein notwendiger, die mit ihm scheinbar geschaffene Basis sehr anfechtbar.

Der vom Verfasser aufgestellte Begriff der Substanz als des im Wechsel der Zustände sich offenbarenden Gesetzes kann doch auch ohne jene recht zweifelhafte Identifizierung bestehen und ist für den Nachweis der metaphysischen Wesenheit der Persönlichkeit allein viel leistungsfähiger als mit einer so unsicheren Bundesgenossin!

Dr. v. Bentivegni.

Dem geistvollen und anregenden Aufsatze Dr. Kuhlenbecks (S. 104 ff.), auf welchen sich die vorstehende Bemerkung bezieht, habe ich gerne Aufnahme gewährt und werde im nächsten Hefte den zweiten Teil seiner Ausführungen bringen. Es ist mir jedesmal eine besondere Freude, bedeutsame Meinungsäußerungen meiner Freunde zum

Abdrucke zu bringen, wenn diese meinen eigenen Ansichten widersprechen. Daß dies bei Dr. Kuhlenbecks Anschauungen in weitgehendem Maße der Fall ist, bedarf hier wohl keiner näheren Ausführungen. Ich möchte aber doch diese Gelegenheit benutzen, um meinerseits wenigstens das Eine hier zu betonen, daß auch mir, ebenso wie Dr. v. Bentivegni, die Frage, bis zu welchem Grade der Berechtigung man in übertragenem Sinne bei den Atomen oder Molekülen der Gesteine von einem „Bewußtsein" reden könne oder nicht, ganz unerheblich zu sein scheint für die Frage nach der Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit, also unseres individuellen oder persönlichen Bewußtseins.

Der Gedanke einer Ewigkeit des persönlichen Bewußtseins ist unvollziehbar; denn dieses beginnt bekanntlich erst nach der Geburt, und eine halbe Ewigkeit mit einem Anfang aber ohne Ende ist ein Widerspruch in sich selbst. Dagegen ist allerdings die Individualität relativ unsterblich; denn es geht durch die ganze Entwicklungsreihe ihrer Verkörperungen eine individuelle Kausalität (Karma) mit wechselnder, sich steigernder und sich zuletzt im Nicht-Dasein (im absoluten Sein, Nirwana) vollendenden Bewußtseinsfähigkeit durch. Nur die Individualität des Bewußtseins kann bleibend sein, nicht dessen Inhalt, die Erinnerung; wenigstens kann sie es nicht auf unserer Bewußtseinsebene sein. Was in viel höherem Sinne möglich ist, entzieht sich hier der Darstellung. **Hübbe-Schleiden.**

Idee und Wille — Gott und Lucifer.

An die Redaktion. Der Gedanke, das Ideal ist göttlich, der Wille als Vollstrecker luciferisch. Das Loslösen des Willens vom Gedanken ist der Abfall Lucifers von Gott: die materielle Schöpfung. Die Rückkehr Lucifers zu Gott ist das Einswerden des Ideals mit dem Willen: das Nichtwollen des Willens als solchen, sondern das Sich-Unterodnen unter die Idee, das Ideal.

Lucifer = Materie = Wille
Gott = Geist = Ideal.

Je größer der Wille im Menschen um so gewaltiger das Luciferische, um so gefährlicher der Kampf der Selbstüberwindung.

Man ist das wozu man sich gemacht hat. Man wird das wozu man sich machen will. Man erreicht sein höchstes Ideal.

Im Anfang war die Gottheit, nämlich Idee und Wille. Und der Wille war mit der Idee, und der Wille war Gott. Wille ist Lucifer. Und der Wille ward zur Materie und wohnete unter uns, der Wille vereint mit der Idee. Lucifer war Gott. Wir selbst sind Teile von Lucifer, also von Gott. (?)

Man muß seinen Willen dem eigenen Ideal unterordnen, um sich selbst zu finden. — Wir sind aber nur Teilchen der ganzen Gottheit, unser Ideal, das Ideal des einzelnen Individuums ist mithin nicht das vollkommenste Ideal, nicht die Fülle der Weisheit, der Liebe der Gottheit. Deshalb sollen wir nicht jeder seinen eigenen Weg gehen, sondern ein jeder suche sich seinen Freund, seinen Nächsten, seinen Feind.

Wer aber ist dein wahrer Freund? Nicht der, welcher zu all' deinem Thun ja sagt, sondern vielmehr der, welcher sich deiner wehrt, dir weh thut; also dein Feind, dein größter Gegner, ist dein bester Freund.

Weh thun kann dir nur der, welcher eine größere, oder gleichgroße, oder wenn kleinere dann andere Kraft besitzt als du. Diese deine Kraft will sich mit der deines Feindes oder Freundes vereinigen, daher der Kampf, welcher zum Siege führt, wenn beide Teile die verschiedenen Kräfte einzeln als Teile eines Ganzen erkennen und in der Vereinigung nicht in der gewaltsamen, sondern in der wollenden ein erstrebenswertes Ideal sehen. Das ist Christi Nächstenliebe. Dein Nächster ist dein Nahester, dem Ringen nach Erkenntnis am meisten dir verwandt.

Der aber, der zu allem deinen Thun ja sagt, ist dein Lucifer. Hüte dich vor diesem; dieser möchte dich bewußt oder unbewußt zur Selbstverherrlichung verleiten, zum Abfall von Gott, zum Glauben an die eigene Vollkommenheit als „Mensch" (Nietzsche).

Wir alle stehen unter Einfluß der Lichtwelt unserer Heimat. Wir alle sind Medien, und zwar für den, welcher uns der Nächsthöhere ist, — der Höhere an Idee, — der Schwächere an Willen. **P. F.**

Wenn man die Voraussetzungen, auf denen sich der vorstehende Gedankengang aufbaut, als richtig erkennt, ist die Schlußfolgerung aus denselben zutreffend: Mir aber erscheint der Gedanke nicht gleichwertig wie das Ideal; nicht das Ideal ist mir das Göttliche, sondern die Idee. Das Ideal tritt erst dann in die Erscheinung, wenn sich die Idee ihrer selbst bewußt wird, wenn sie sich objektiviert, d. h. wenn sie sich selbst als Ziel setzt. Ihr Mittel ist der Gedanke, also auch erst eine Folgeerscheinung der Idee und nicht ihr gleichwertig, sondern ihr eigenes Produkt. Dieses Produkt: den Gedanken zu erzeugen, und ebenso das Ideal zu erzeugen, dazu bedarf es des Willens. Mir sind Idee und Wille eins. Welches von beiden das luciferische (das weibliche?) Element des Göttlichen, des Seins ist, darüber läßt sich streiten.

Die Idee kann nur sein, wenn der Wille zur Idee da war, und demnach würden wir wohl doch im Willen des Ewigen, des Seins oder Gottes den Urgrund der Idee, den Urgrund des Daseins finden. Der Wille Gottes setzte sich selbst als Idee, d. h. Gott wurde sich „bewußt", oder in Bezug auf den obigen Satz, daß Idee und Wille eins sind, angewandt: Idee und Wille trennten sich.

Warum trennten sie sich in der Gottheit?

Um sich „bewußt" zu werden. Und die Gottheit wollte sich „bewußt" werden aus Ueberfülle ihres Seins, aus Lust, aus Lust an sich selbst. Der Wille des Seins, also Gottes Wille war die Kraft dazu: der Wille ist die Kraft.

Der luciferische Wille aber ist nicht der Wille zu sich selbst, zum Sein, sondern der Wille zum Gott gleich werden, der Wille zum Werden. Hier liegt der Unterschied: Der Wille Gottes und der Wille Lucifers; und in beiden liegt ihre Idee: Die Liebe Gottes aus Ueberfülle, aus Lust — und das Leid Lucifers an sich selbst, der Drang nach Lust, der Drang nach Gott. Lucifer wird zur Gottheit, d. h. beide werden eins, wenn der Drang nach der Gottheit erfüllt wird, wenn mit dem Leiden an sich selbst die eigene Lust wächst, die Lust aus Ueberfülle: die Liebe. Das Ziel ist Nirwana, die ewige Ruhe, das Sein ohne Dasein. Das ist unser aller Ziel. Der logische Erkenntnisgrund hierfür liegt in den Worten: „Man ist das, wozu man sich gemacht hat. Man wird das, wozu man sich machen will" (Karma). Also der Wille! Im Anfang war der Wille, und der Wille war Gott, — und Gott setzte sich selbst sich als Idee und ward Lucifer. Daher wohnet Gott in uns (als das Sein) und Lucifer (als das Dasein).

Man muß auch nur den Willen zu seinem Ideal, also zu seinem Ideenobjekt haben, dann wird man der werden, der man gewesen ist, d. h. man wird seine eigene Idee. Man muß sein Ich mit allem Leid erkämpfen, ehe man es opfern kann, ehe man sagen kann: tat twam asi! („Das bist du", angesichts jedes anderen Wesens). Denn jedes Opfer will so groß wie möglich sein; und unser Opfer ist am größten, wenn wir unser Gethsemane gefunden haben: das ist die Erfüllung des „tat twam asi".

Mein wahrster Freund ist der, welcher sich meiner wehrt, welcher an mir sein größeres Opfer wird und an dem ich zum Opfer werde. Unser beider Kräfte suchen einander zu besiegen: eine ist mächtiger als die andere; die eine kann mehr von der andern in sich aufnehmen, als die andere: d. h. die eine wird absorbiert werden, sie wird sich so viel von der Ueberfülle der andern nehmen, als sie für sich nötig hat, ihre Verluste an die mächtigere Kraft auszugleichen. Die mächtigere Kraft aber löst sich an der Gegenwirkung der kleineren aus, sie muß sich von ihr berauben lassen: sie läutert sich. Ob das bewußt oder unbewußt geschieht, ist gleich. Darin steckt das Geheimnis aller großen Geistesfreundschaft, ja aller Freundschaft überhaupt. Und Christi Nächstenliebe war Liebe aus Ueberfülle: die Liebe des größten Beraubtwerdens und der größten Läuterung. Wir sind alle Medien, und zwar für den, der uns der Nächsthöhere ist, der Höhere an Willen, an Gotteswillen! **Franz Evers.**





Bemerkungen und Besprechungen.



Ein Blick in die Zukunft des Menschengeschlechts.

Was jetzt für ein Werk der Barmherzigkeit gilt, muß als Pflicht erkannt werden. „Die erhabenste aller Pflichten ist die Nächstenliebe, die den Prüfstein bildet für den Grad der Annäherung der Seele an Gott". Mit dieser Erkenntnis tritt die Menschheit aus dem gegenwärtigen Zeitalter des Materialismus, der körperlichen Kraft und des Mammons, in dasjenige der Herrschaft der Seele, welches eben das Zeitalter der Zukunft ist.

Nicht von dem Parteigetriebe, das die Selbstsucht der menschlichen Natur begünstigt, sagt Paul Robert, dessen gedankenreicher kleinen Schrift „zur Herrschaft der Seele"¹) wir die vorstehenden Sätze entnehmen, hat die Menschheit ihr Heil zu erwarten, sondern von der auf Naturwissenschaft sich stützenden und mit der Religion versöhnten Philosophie (S. 87).

„Wohl haben sich die Führer der Socialdemokratie die Aufgabe gestellt, Anwälte der Humanität zu sein, doch hingerissen von dem Parteihaß versündigen sie sich an der Menschheit, und von dem Wollen ausgehend, die Rechte des Menschen zu vertreten, verfallen auch sie dem gehässigen Parteigeist", von dem selbst die Besten in unserer Zeit nicht völlig frei sind, und „rauben ihren eigenen Lehren die innere Begründung durch eine kurzsichtige Darlegung ihrer Anschauungen von dem Geheimnisse des Lebens. Denn durch die Hinwegleugnung des Daseins einer Seele untergraben sie selbst den Boden, auf dem die Anwartschaft der Menschen auf ihre natürlichen, angeborenen Rechte ruht". Unverkennbar liegt ein edles Streben der Socialdemokratie zu Grunde. Doch ebenso unverkennbar ist das Unweise und Unpraktische in ihren Maßnahmen, weil sie dem Gesetze der natürlichen Entwicklung widersprechen. „Langsam nur führt die Zeit aus, was in der Welt des Geistes ein Werk des Gedankens ist". Und „würde die Socialdemokratie die herrschende Partei einst werden und eine so unvorbereitete Umgestaltung der socialen Verhältnisse plötzlich ins Leben rufen, dann gliche die Welt einer großen Zwangsanstalt, in der das einzelne Individuum, gleichsam in eine Zwangsjacke gesteckt, auch seiner freien Willensthätigkeit beraubt und der Verantwortung für die Gestaltung seines Geschickes enthoben wäre"²) (S. 9, 11 f., 13, 17).

Dieser Mangel, an dem die Reformideen der Socialdemokratie scheitern werden, folgt — nach Robert — aus der irreligiösen, unphilosophischen, materialistischen Weltanschauung, zu der sich die Anführer der socialdemokratischen Partei bekennen. Das aber, was die Socialdemokratie vergeblich anstrebt, wird, nach seiner Meinung, in dem kommenden, sich jetzt schon deutlich ankündigenden Zeitalter erreicht durch die gemeinsame Arbeit der Religion, Naturforschung und Philosophie, die jeden, der sich gegen ihre Wahrheiten nicht verschließt, schon jetzt „zur Aufnahme der sittlichen Weltordnung" empfänglich machen. „Und was die Aufgabe des einzelnen Menschen ist, das ist auch das Ziel

---

¹) Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Leipzig 1892 (bei O. Wigand), 93 Seiten.

²) Das fühlen viele Männer dieser Geistesrichtung selbst und eben das hat sie zum Streben nach der Anarchie getrieben. (Der Herausgeber.)

des ganzen Menschengeschlechts" (S. 91). Zu den Mitteln nun, von denen Robert erwartet, daß sie „die Krebsschäden des modernen Lebens" zu heilen vermögen, gehören vor allem die Umgestaltung (Beschränkung, nicht Aufhebung!) des Erbrechts und die Erziehung der Jugend auf Kosten des Staates. Durch das erste Mittel „kann die Macht des selbstsüchtigen Privatkapitals gebrochen werden, auch ohne die Freiheit der Persönlichkeit zu vernichten" (S. 82); durch das zweite wird jedem Talent der Weg zu den höheren Bildungsanstalten geöffnet und so die Möglichkeit gegeben, einst unter die geistigen Würdenträger der Nation zu treten (S. 85).

Die Erfüllung dieses schönen Zukunftstraumes mit so einfachen Mitteln halten wir mindestens für unwahrscheinlich. Aber freilich lehrt uns die Geschichte, „daß alle Fragen, die von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung des Menschentums waren und von ihrer Zeit nicht oder nur falsch gelöst wurden, in der Lebensgeschichte neuer Völker immer wieder auftreten und ihre endliche Lösung verlangen" (S. 29). So werden auch die unsere Zeit bewegenden Fragen einst ihre Lösung finden. Und es ist nicht die „Volksseele", d. h. der Gesamtgeist allein, welche die Früchte der jahrtausendlangen Arbeit unseres Geschlechts ernten und genießen soll; sondern auch jede Individualseele ist berufen, an der Glückseligkeit des verheißenen Zeitalters der allgemeinen Menschenliebe teil zu nehmen.

Diese opstimistische Anschauung kann offenbar nur der Glaube an eine Wiederverkörperung unserer Individualität nach dem Tode rechtfertigen, den Robert in den beiden metaphysischen Abschnitten seiner Schrift („Gedanken über das Geheimnis des Lebens" und „die gegenseitige Abhängigkeit von Körper, Geist und Seele", S. 19—51) auch sehr deutlich ausspricht.

„Sollten nicht, fragt er (S. 29 f.), auch dem Einzel-Leben ungelöst gebliebene Rätsel von neuem entgegentreten? Sollte nicht auch die Seele des einzelnen Menschen fort und fort vor eben dieselben Aufgaben gestellt werden, bis der Mensch gelernt hat, das Problem seines Lebens zu lösen? — Der Bejahung dieser Frage muß sich die Thür der Erkenntnis erschließen, und eine weite Perspektive eröffnet sich dann dem menschlichen Blick.. Denn das zeitliche Leben des Menschen enthält sonach die Summe der im Vorleben vernachlässigten Pflichten, die der Seele nach ihrer Wiederverkörperung von neuem sich nahn, und jene dunklen Ahnungen, die das Gemüt befangen, wenn der Mensch vor lebensentscheidenden Augenblicken steht, sind Nachspiegelungen einst erlebter Thatsachen, die vor die Seele treten. Unser Leben erscheint dann als ein Kampfplatz, und als unsere Gegner stehen in diesem Kampf uns unsere alten Fehler und Leidenschaften gegenüber". — „Ungleich ist das Loos der Menschen. Da es aber nicht glaubhaft erscheinen will, daß eine ungerechte Weltordnung den einzelnen Individuen ungleiche Plätze angewiesen habe, so geht von dem Glauben an die Präexistenz der Seele ein das Dunkel des Lebens erhellender Gedanke aus, der über die ungleichen Geschicke der Menschen versöhnt".

Das Endziel aller Wandlungen und Neuverkörperungen der menschlichen Individualität, in denen sie sich klärt und reinigt, ist auch für Robert (S. 21, 28) die Wiedervereinigung in Gott.

R. v. Koeber.

Zum Bewußtsein der Unsterblichkeit.

Zu unserer Freude protestiert Herr Dr. Dreher dagegen, daß man aus dem Schlusse unserer Erwiderung auf seinen „Offenen Brief" im letzten Dezemberhefte (1892, XV, 191) herauslesen könnte, daß ihm etwa das Bewußtsein der individuellen Unsterblichkeit mangle. — Nachdem er in seinem weiteren Schreiben an uns seine Meinung dahin geäußert, daß er von den mediumistischen Experimenten nichts halte, fährt er fort:

„Dies verhindert mich sachgemäß nicht, an die Fortdauer der Seele nach dem Tode zu glauben, wenngleich aus ganz anderen Gründen, als Sie für diesen Glauben zu verlangen scheinen. Der Schluß Ihrer Anmerkung ist aber so abgefaßt, als wäre ich ein Gegner der Annahme von dem Fortleben der Seele nach dem Tode.

Im alleinigen Interesse der Wahrheit bitte ich Sie daher, folgende Stelle aus meinem neuesten Werke: „Der Materialismus, eine Verirrung des menschlichen Geistes, widerlegt durch eine zeitgemäße Weltanschauung" (Berlin, S. Gerstmann, 1892) zu lesen:

„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenne es!
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht". Schiller.

Daß dieser Weg aber zu Wahrheit und Recht führt, dies verbürgt uns der in unserer Seele nicht zu erstickende Trieb nach Wahrheit und Recht, der sich uns selbst in seinen Verirrungen als ein unabweisbares Gesetz der Geisteswelt aufdrängt. —

Aber auch die gesamte Natur weist auf eine „Zielstrebigkeit" hin, welche selbst kein Darwinismus zu beseitigen vermag, der mit ihr als mit einer gegebenen Größe rechnen muß. Diese Zielstrebigkeit aber, welche das ganze Leben beherrscht und welche im denkenden Ich zum hohen Selbstbewußtsein aufleuchtet, deutet auf das Walten einer uns unergründlichen Vernunft, deren allumfassenden Einsicht wir getrost vertrauen dürfen. Und wie ein Trieb zum Schöneren und Besseren das grauenvolle Bild des Kampfes um das Dasein unaustilgbar durchwebt, so ist die Hoffnung auf ein verklärteres Dasein eine notwendige Forderung der Vernunft, mithin im weitesten Sinne eine Kundgebung des göttlichen Geistes usw.". **Dr. Eugen Dreher,**
weil. Dozent an d. U. Halle.

❦

Der Materialismus, eine Verirrung des menschlichen Geistes,
widerlegt durch eine zeitgemäße Weltanschauung.

So nennt sich eine kleine Schrift von Dr. Eugen Dreher.[1]) Wir empfehlen gerne jede Arbeit, die sich bewußt oder unbewußt unserer Bewegung anschließt; so wünschen wir auch dem vorliegenden Buche den besten Erfolg. In gedrängter aber bestimmter Kürze legt es erst die geschichtliche Entwicklung materialistischer Anschauung dar, dann ihre inneren Widersprüche und folgert aus diesen eine dualistische Weltanschauung. Wird auch das Deskartes'sche: „Cogito, ergo sum", welches der Verfasser seinem Thema als Motto voranstellt, allen Anhängern Schopenhauers nicht als unerschütterliches Fundament jedes Denkens erscheinen, der weitere Ausbau der Beweisführung vermag wohl die noch durch das Bestechende Büchner'scher Theorien Gefesselten in den Stand zu setzen, die letzten Folgerungen dieser Lehre zu ziehen und diese einer unbefangenen Kritik zu unterwerfen. Für uns hoffen wir dann allerdings, daß die Leser nicht beim Dualismus stehen bleiben, sondern von dem aufgegebenen Monismus des Grobsinnlichen fortschreiten werden zum Monismus unserer geistigen Weltanschauung, in welcher sich alle Widersprüche lösen und in der jedem Standpunkt, so auch dem krassesten Materialismus, seine relative Berechtigung zugestanden wird, indem er nur als Durchgangsstadium, nicht als allein seligmachendes Dogma erkannt wird. **Wr. Frdt.**

❦

Wie ich Spiritist geworden bin

ist der Titel eines Aufsatzes von Dr. Carl du Prel im 22. Hefte des VI. Bandes der „Zukunft" in Berlin. Mit der ihm eigenen Geistesschärfe weist der Verfasser den naturgemäßen Entwickelungsgang nach, den sein rastloser Forschungsgeist und unbeugsamer Mut ihn an der Hand der Logik geführt haben und widerlegt damit die herrschende Ansicht, „daß man nur auf dem Wege allmählicher Vertroddelung Spiritist werden kann". Allerdings versteht du Prel dabei unter Spiritist nicht das, was die „Spiritisten" für gewöhnlich sind. Zum Schlusse sagt er:

„Der Leser wird aus dieser Darstellung ersehen haben, daß ich aus einer durchaus unverdächtigen Gegend herkomme, da ich von Astronomie und Darwinismus ausging. Ueber die breite Lücke, welche diese Wissenszweige vom Okkultismus trennt, bin ich ferner nicht geflogen, sondern habe sie schrittweise durchmessen. . . .

[1]) Gerstmann's Verlag, Berlin 1892 (83 S.).

Freilich erscheint mir erst jetzt beim retrospektiven Blick über den zurückgelegten Weg dieses etappenweise Vordringen so klar, wie ich es hier darzustellen versucht habe; und es ist natürlich, daß ich während der Wanderung mir in meinem dunklen Drange des rechten Wegs nicht immer bewußt war. Wohl aber war ich mir bewußt, daß ich über das Ziel, dem ich teils zusteuerte, teils zugetrieben wurde, ganz unbekümmert sein dürfe, so lange ich mich geleitet wußte von Logik und von Erfahrungsthatsachen".

Der Aufsatz hat weithin bedeutendes Aufsehen erregt bei Allen, die für logische Schlußfolgerungen empfänglich sind. **H. S.**



Christentum und Wissenschaft
in der Harmonie der Wahrheit.

„Eine Stimme in der Wüste" nennt sich diese namenlos erschienene Schrift.[1]) Wie von ehrenwerten Personen geglaubt wird, soll ihr Inhalt in medialer Weise niedergeschrieben sein; sei dem, wie ihm wolle, auch wenn es positiv wahr wäre, so würden wir diesen Umstand allein nicht als eine Empfehlung ansehen; da der Inhalt aber thatsächlich nur Gutes, Großes und Edles enthält und sehr anregend wirkt, so reden wir der Schrift gerne das Wort. Jedem der 12 Hauptstücke ist ein Citat aus dem alten oder neuen Testament vorangesetzt, und in tief religiöser — nicht kirchlicher — Weise wird, hieran anknüpfend, die christliche Auffassung unter Anerkennung wissenschaftlicher Erfahrungen entwickelt. Es geht hierbei mitunter etwas wild durcheinander, was wohl dem Mangel an Disposition zuzuschreiben ist; das Ganze ist mehr ein freireligiöses Erbauungsbuch, aphoristisch geschrieben und aphoristisch zu lesen. **Wr. Frdt.**



Die Grundgedanken der Freimaurerei.

Diese hat Professor Settegast kürzlich in einer Schrift entwickelt, mit der er sich nicht nur an die Maurer, seine Brüder, wendet, sondern an die ganze Lesewelt.[2]) Obwohl wir uns mit den negativen Zielen Settegast's nicht identifizieren können, eignen wir uns doch die positiven Gesichtspunkte seiner Schrift an. Jenes sind interne Angelegenheiten der Freimaurerei, die innerhalb dieser selbst zu erledigen sind oder vielmehr Stettegast genötigt haben, aus dem anerkannten Freimaurertum auszuscheiden. Vor das große Publikum gehören aber diese Fragen nicht, weil dieses am Gedeihen oder am Verfall geschlossener Gesellschaften, die es nicht kennt, kein Interesse hat. — Sympathisch aber ist uns das, was Settegast über die Grundgedanken der Freimaurerei im Allgemeinen ausführt.

Die Grundbegriffe oder Glaubenssätze der Freimaurerei sind nichts anderes als die drei kantischen Postulate der praktischen Vernunft: Gott, (moralische) Freiheit und Unsterblichkeit. Wer sein Auge vor der wundervollen Ordnung, der Gesetzmäßigkeit und der Entwicklung im Naturganzen nicht verschließt, muß von dem Gottesgedanken und dem religiösen Gefühl der Abhängigkeit von dem göttlichen Wesen des Weltganzen „unwiderstehlich erfaßt und erfüllt werden". Giebt es eine göttliche Weltordnung, so kann sie sich nicht auf die Thätigkeit der physischen Kräfte beschränken, sondern „muß notwendig auch in übersinnlichen Dingen lebendig sein". Die übersinnliche, d. h. sittliche Welt, in der der göttliche Wille waltet, ist, was man unter sittlicher Weltordnung begreift, deren Glieder nur freie, d. h. moralisch verantwortliche Wesen sein können.

---

[1]) Augsburg 1892, bei Gebrüder Reichel (182 S.).

[2]) H. Settegast: Die deutsche Freimaurerei, ihr Wesen, ihre Ziele und Zukunft im Hinblick auf den freimaurerischen Notstand in Preußen. Berlin 1892 (bei Emil Goldschmidt), 59 Seiten.

Jede Zwecklosigkeit und Ungerechtigkeit würde der göttlichen Weltregierung, die wir uns nur als eine absolut vernünftige denken können, widersprechen. Nun wäre es aber der höchste Grad von Zwecklosigkeit und Ungerechtigkeit, einen Entwicklungsproceß, der als solcher notwendig einen Zweck haben muß, in den Sand verlaufen, und den uns Menschen eingeborenen, also von Gott selbst gegebenen Trieb nach positiver Glückseligkeit ungestillt zu lassen. Auf diese einfache Betrachtung stützt sich der Glaube an eine Fortdauer unseres persönlichen Wesens nach dem Tode, an ein nicht weiter zu ergründendes Dasein, in welchem sich unsere unterbrochene Entwicklung vollendet und wir den „Lohn für Sittlichkeit und Tugend" empfangen. Ob nun dieses Dasein uns in einem „Jenseits", oder abermals hienieden auf Erden beschieden ist, oder an einem anderen Ort des unermeßlichen Universums — dies bleibt sich zunächst so ziemlich gleich, wenn man nur mit der Vorstellung von dem Zustande nach dem Tode die Idee der Thätigkeit, Vervollkommnung, Vollendung und Erlösung verbindet.

Auf die Fragen: Was soll ich thun? Was soll ich glauben? antwortet die Freimaurerei: „handle nach den Gesetzen der Sittlichkeit und laß dich von dem Gedanken Gottes und der Unsterblichkeit durchdringen". Mehr verlangt sie von ihren Bundesbrüdern nicht (S. 12). Die Freimaurerei war immer, hatte Lessing gesagt. Und in der That sind ihre Hoffnungen, Ziele und Lehren, wie man sieht, diejenigen, die von jeher allen Menschen, also auch allen Religionen ohne Ausnahme eigen waren. Indem die Freimaurerei sich zu ihnen bekennt, stellt sie sich auf einen rein menschlichen und rein vernünftigen, d. h. idealen, übernationalen und überkonfessionellen Standpunkt. Dadurch ist ihr ganzer Charakter gekennzeichnet. Das Ideal eines Freimaurers ist: Sittlichkeit aus wahrer Frömmigkeit, allgemeine Menschenliebe und unbedingte religiöse Duldsamkeit. Der Freimaurer muß, in Anbetracht dieses Ideals, sich stets bewußt bleiben, „daß er niemals auslernt und die Weihe der Weisheit, welche die Loge zu gewähren vermag, ihm nur so lange unverloren ist, als er sich in seiner Kunst übt und nicht zum Pfuscher herabsinkt. Er hat ein Amt zu verwalten, das bei gewissenhafter Wahrnehmung ihn selbst erquickt und anderen zu Nutz wird. Er hat sich zu hüten, statt in die Tiefe echter Freimaurerei zu steigen, einem Scheinwesen zu huldigen, das ihm vorschmeicheln möchte, es läge schon in bloßer schönrednerischer Auslegung der Symbole oder in farbenreicher Ausmalung von Idealbildern eine Leistung" (S. 20).

„Nicht Stillstand, sondern Fortschritt!" — Dieses Wort eines der edelsten Menschen und Freimaurers, Kaisers Friedrich III von Preußen, ist ein Sinnspruch, dessen jedes Glied der Brüderschaft stets eingedenk sein sollte. Wo es vergessen wird, da läuft die Freimaurerei Gefahr in eine kleingeistige und engherzige Interessenwirtschaft zu verfallen, d. h. untreu zu werden ihren Grundsätzen und somit auch denen des wahren Christentums, welche durchaus nicht identisch sind mit dem christlichen Glaubensbekenntnis im Sinne der konfessionellen christlichen Kirche, und sich zurückführen lassen auf das schlichte göttliche Gesetz: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst (S. 48).

R. v. Koeber.

*

Die Geschichte eines Lebens.

Wenn eine Selbstbiographie eine Wahrheit ist, dann ist die Selbstbiographie von Georg Ebers*) eine schöne Wahrheit.

Es war uns besonders interessant, diesen Mann, dessen Name auf dem Gebiete der Dichtung weitest bekannt ist, der aber auf dem der Altertumsforschung, besonders der Aegyptologie, wohl noch mehr Bedeutung verdient, über sich und sein Leben plaudern zu hören.

Als Kind des Geheimratsviertels in Berlin lernte er soziale Entbehrungen nicht kennen — und es liegt auf seiner ganzen ersten Knabenzeit eine lachende Sonne des

*) Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. (Stuttgart 1893, Deutsche Verlagsanstalt).

Glücks, die durch die edle, echt weibliche Erscheinung der Mutter des Dichters noch erhellt wird. Der Vater war kurz vor der Geburt des Dichters gestorben — und es blieb deshalb die Erziehung des Knaben lediglich in den Händen der Mutter, die diesen schweren Erziehungsposten mit aller Liebe und Energie ausfüllte.

Mit begeisterter Innigkeit redet Georg Ebers von ihr, und malt das Bild der hochbegabten und hervorragenden Frau, die eine allgemeine Bewunderung im weitesten Bekanntenkreise genoß, mit den aufrichtigsten Farben der Liebe und Verehrung; das fühlt man aus der Art und Weise heraus, wie er von ihr spricht. Ist es ja doch gewöhnlich das mütterliche Erbteil, was in der Persönlichkeit bedeutender Menschen zum Ausdruck kommt. Die Mutter ist es stets, an deren liebevollem und hutsamem Geiste sich die Individualität zuerst entwickeln lernt; sie ist die erste Sonne der Kindheit, die nie verdunkelt, und der heilsame Trost in den frühesten Thränenstunden des Knaben. Und so war es auch bei unserem Dichter. Bedeutende Männer ihrer Zeit verkehrten im Hause dieser geistvollen Frau, und unter ihnen lernte Georg Ebers als Knabe manchen kennen, von dem er noch heute mit Verehrung spricht. Die großen tiefleuchtenden Augen des großen Peter Cornelius kann er noch heute nicht vergessen; er nennt sie die gewaltigsten, die ihm je im Leben begegnet sind. Dann sind es die Brüder Grimm, Hofprediger Strauß und viele andere, mit denen er in der Knabenzeit in Berührung kam. Von der Schulzeit hören wir alles, was uns selbst, wenn auch in etwas veränderter Erscheinung, aus unseren eigenen Schuljahren her bekannt ist — bis dann im Jahre 1848 die Berliner Unruhen losbrachen, aus welcher Zeit der Dichter (er war damals 11 Jahre alt) manche interessante Erinnerungen und Einzelheiten mitteilt. Darauf folgen dann die Lernjahre auf der Anstalt Friedrich Fröbels in Keilhau bei Rudolstadt, wohin die sorgsame Mutter den Knaben auf Veranlassung des bekannten Pädagogen Diesterweg zur weiteren Erziehung schickte, oder ihn vielmehr persönlich dorthin geleitete.

Die Erinnerung an jene Zeit in Keilhau ruft dem Dichter das reine Glück der schönsten Knabenjahre, eine Fülle von verehrten, lieben und frohen Gestalten und hundert ernste, tief ins Gemüt greifende, heitere und vergnügliche Szenen aus einem an Belehrung und Freuden reichen Lebensafte ins Gedächtnis zurück. Dort und besonders später auf dem Gymnasium zu Kottbus zeigte sich Georg Ebers als tiefe, stark nach innen gekehrte Natur, die aber bei aller innerlichen Feinempfindung doch das Leben mit sonnigen Augen ansah und sich mit einer gewissen heiteren Freude über das innere Leid, welches auch ihm nicht erspart blieb, hinwegzusetzen verstand. Mit weicher Gefühlswärme spricht der Dichter von jener Zeit der ersten tiefen Liebesneigung, die ihn gewaltig erfaßte und ein Beweis für seine große Idealität ist. „Wie ein Herz und Sinn bestrickendes Lied, dessen Zauber auch der Mißklang, mit dem es endet, nicht beeinträchtigen kann, war diese junge Minne mir durch die Seele gezogen“: das sind Erinnerungsworte, die aus tiefstem Innern kommen und wohl charakterisierend genug sein dürften.

In jene Zeit der ersten Liebe fallen auch Ebers erste Dichtversuche, welche in einem Aktusgedicht, das sich auf den damaligen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bezog, ihre Probe bestanden. Besonders war es Fürst Pückler-Muskau, der gewiß bedeutende Mann, der ihm sein Interesse zeigte und dem Dichter die erste Anerkennung zollte.

Eine Erholung für den schmerzvollen Trennungsabschluß jener erlebten duftigen Liebesnovelle in Kottbus bildete dann die frische Quedlinburger Gymnasialzeit. Der Dichter gedenkt mit Liebe jener freien, anregenden Zeit, die noch durch Wanderungen in den benachbarten Harz einen befreienden Naturgenuß bot.

Ueber die dann folgende Göttinger Studienzeit mit ihrem Corpsleben und ihrer sprudelnden Heiterkeit sei kurz hinweggegangen. In die juristischen Fachstudien fallen hier die Beschäftigungen mit Hieroglyphenkunde und den Forschungen über das alte Aegypten, worin der jetzt hochberühmte Aegyptologe so Bedeutendes leisten sollte.

Wie für einen jeden eine Prüfungszeit kommt, trat aber auch für den Dichter die schwerste Stunde in der Schule des Lebens ein. Eine gefährliche Krankheit, die Folge eines Blutsturzes brachte den Dichter an den Rand des Grabes; wochenlang schwebte er so zwischen Tod und Leben, und da war es wieder die fürsorgliche aufopfernde Pflege der Mutter, welche ihm zur Seite stand. In den langen, von Fieber und Angstschweiß um den Schlaf betrogenen Nächten hatte sie wieder, wie einst, an seinem Bette gesessen und seine Hände in den ihren gehalten. Dann war eine gekommen, die die allerschwersten Stunden in sich schloß, und während ihres Verlaufs hatte sie die Frage an ihn gerichtet: „Kannst Du noch beten?" Und die Antwort, die ihm aus dem innersten Herzen gekommen war, hatte gelautet: „Wenn Du bei mir bist und mit Dir, ganz gewiß". So wurde der Dichter in jener Krankheitszeit stark nach innen gekehrt. Als sich dann langsam die Genesung wieder einstellte, erwachte in ihm auch der alte Frohsinn wieder und die Lust zu neuem Schaffen, zu neuer Thätigkeit. Jetzt wurde es das Gebiet der Aegyptologie, das ihn ganz gefangen nahm, und ihm hat er nun seine ganze Kraft gewidmet. Und diesem Forschungsgebiete ist er treu geblieben. Er hatte erkannt, daß es die Hingabe des ganzen Menschen erforderte, und es gelang ihm, die Sehnsucht nach poetischem Schaffen, die nie in ihm zur Ruhe kam, zum Schweigen zu bringen, bis er das Ziel, das ihm gesteckt war, erreicht hatte und er auch der Muse ihr volles Recht gewähren konnte. Und nun wurde ihm die Poesie eine freundliche und mächtige Trösterin.

Auf die Einzelerlebnisse des hervorragenden Mannes in dieser späteren Zeit brauchen wir wohl nicht näher einzugehen. Wir wollen noch den Schluß des Buches in seinen eigenen Worten hersetzen, die ihn innerlich wohl am besten charakterisieren: „Schwere Heimsuchungen hatten das Glücksgefühl des Knaben und Jünglings nicht zu ersticken vermocht; es sollte mich auch als Mann nicht verlassen. Wenn sich der Himmel meines Lebens am schwärzesten umdüsterte, trat es als leuchtender, bessere Tage kündender Stern aus dem Dunkel hervor, und wenn ich die Kräfte bei Namen nennen soll, mit deren Hilfe es mir gelang, auch das dichteste Gewölk, das mir die Daseinslust zu verfinstern drohte, wieder und wieder zu zerteilen, so müssen sie Dankbarkeit heißen, ernste Arbeit, und nach dem Spruche des alten, blinden Langethal: „Mit dem Ringen nach Wahrheit verbundene Liebe". F. E.



Geistige Religion und Religion des Geistes.

„Religion des Geistes" nannte Eduard von Hartmann die religiöse Verwertung seiner philosophischen Anschauungen. In ganz ähnlichem Sinne wird jenes Schlagwort neuerdings in dem „Aufrufe zur Gründung eines internationalen Bundes der Religion des Geistes" gebraucht. Hierin wird in weitschweifigen Sätzen mit sehr guten Absichten ein praktischer Pantheismus gelehrt und zur ethischen Bethätigung desselben aufgefordert.

Da ich alle auf das Gute gerichteten Bestrebungen unterstütze, so habe ich mich auch diesem Bunde angeschlossen, ähnlich so wie ich Mitglied der ethischen Gesellschaft wurde und noch bin. Ebenso wie hinsichtlich dieser letzteren materialistisch gefärbten Gesellschaft ich hier in der „Sphinx" Stellung zu nehmen gezwungen war, so muß es jetzt — um Mißverständnisse zu vermeiden — diesem „Bunde der Religion des Geistes" gegenüber geschehen.

Wie Alle wissen, die überhaupt meine Anschauungen kennen und Wert darauf legen, Kenntnis von denselben zu nehmen, so bin ich natürlich ebenso wenig bloß Pantheist, wie ich Materialist bin. Allerdings ist ein monistisch durchgebildeter Pantheismus die Grundlage meines Denkens und Strebens und eine andere wissenschaftliche Grundlage für die Ethik kann ich überhaupt nicht anerkennen. Aber für viel wichtiger und unmittelbarer notwendig halte ich das Bewußtsein der individuellen Fortdauer über unser eines gegenwärtiges Erdenleben hinaus als die

Grundlage für die Möglichkeit, in sich (in jedem von uns) das Wesen des Pantheismus, die Gottheit in uns, lebendig zu verwirklichen. Dies nennen wir statt „Religion des Geistes" lieber „geistige Religion". Denn diese praktische Verwirklichung der Gottheit oder des „Christus in uns", das ist überhaupt der höchste Inbegriff aller Religiosität und jeder Religion überhaupt; nur wird das Wesen dieses Inbegriffes um so tiefer, inniger, lebendiger erfaßt, je „geistiger" diese Religiosität ist.

Jener Aufruf ist nun in der Form ebenso breit und verschwommen, wie er dies in seinem geistigen Gehalte ist. Mein Programm ist das der „Theosophischen Vereinigung" und dieses halte ich für völlig klar im Sinn und knapp im Ausdruck. Gänzlich unverständlich ist mir aber an jenem Aufrufe besonders das Streben nach einem internationalen Bunde. Die theosophische Bewegung ist bereits seit 17 Jahren eine internationale, und sie ist seitdem in Hunderten von Zweiggesellschaften über die ganze Erde verbreitet. Solche geistige Gemeinschaft aller Gleichgesinnten und Gleichstrebenden ist selbstverständlich immer da, und die in einem Lande Wohnenden werden gewiß, soweit es ihnen ihre Sprachkenntnisse gestattet, immer Kenntnis nehmen von dem, was ihre Gesinnungsgenossen in den Nachbarländern oder auch in ferneren Ländern thun und treiben; jeder wird von Andern lernen wollen, und wenn verschiedene Nationalitäten zusammen kommen, werden solche Gleichgesinnte zusammenhalten und zusammen wirken. Was aber eine internationale Organisation bezwecken soll für die, welche die fremden Sprachen doch nicht verstehen, das ist mir ganz unverständlich. Dagegen habe ich mich schon im letzten Märzhefte der „Sphinx" auf Seite 95 ausgesprochen.

Also vertreten wir „geistige Religion" zunächst unter den eignen Volksgenossen hier in Deutschland, und je mehr der „Geist" in uns lebendig wird, desto mehr werden wir auch unseren Geistesgenossen in den Nachbarländern nützlich werden können. Demnächst kennzeichnen wir einmal die Stellung unserer „geistigen Religion" innerhalb des Entwicklungskampfes der Gegenwart. **Hübbe-Schleiden.**



Aus den Papieren eines Schwärmers.

Im Vorwort dieser kleinen Broschüre[1]) erzählt Maurice Reinhold von Stern, der Herausgeber derselben, von einem Verstorbenen, der ihm sehr nahe stand und aus dessen Nachlasse, einem Wust vergilbter Papiere, er die folgenden Blätter des Büchleins auswählte. Ein vielfach unleserliches und verstümmeltes Manuskript, welches den Titel trug: Der Prediger in der Wüste. Ein apokryphisches Buch und Worte an die Zeitgenossen, aufgezeichnet von Julian dem Abtrünnigen — diente ihm als Fundquelle einer Anzahl teils größerer, teils kleinerer Sprüche, die in biblischem Stile gehalten sich gegen die schädlichen naturwidrigen Auswüchse der Menschheit richten und das Lob der christlich-menschlichen Ideale und Herzensziele predigen. Oft geht ein düsterer Geist durch die Strophen, der auch das Lachen verdammt (diese Stelle richtet sich besonders gegen Nietzsches „Zarathustra"), der die Schale des Rechtes mit seinem Zorn füllen und des Jammers nicht achten will. Da wird man nun allzuoft an den alt-jüdischen Jehova erinnert. Glaubenshaß, Unzucht, Dämon Rausch, Geduld, Liebe, Wahrhaftigkeit sind die Kapitel, die in beredter Bildersprache behandelt werden. Hier eine Probe:

„Ein Geschlecht ohne Brunst, und die Erde hat Frieden. Ein Menschenalter frei von Wollust, und der Geist hat unsichtbarlich gesetzt seinen Triumphatorfuß auf ein neues Stück Welt. König soll er sein auf der Erde, und wir sind die Krieger, ausgesandt, zu unterjochen den gemeinen Stoff. Ein Augenblick der Herrschaft, und getilgt ist die Knechtschaft von Millionen Jahren. Ein freier Atemzug im Geist, und gewonnen ist eine Ewigkeit von Jubel und Sieg". **F. E.**

[1]) E. Piersons Verlag in Dresden, 1893. Preis 1 Mk.





Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx“ zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Die Theosophen und die Skeptiker.

An den Herausgeber. — Die neugegründete Theosophische Vereinigung wird ohne Zweifel umso rascher auf deutschem Boden Wurzeln schlagen, als es ihr gelingt, ihre Gegner zu entwaffnen und die gegen ihr Programm sich erhebenden Einwürfe zu widerlegen.

Mir selbst sind bis jetzt freilich noch keine bestimmt formulierten Einwände zu Ohren oder zu Gesicht gekommen. Die Sache ist hier noch zu neu. Das aber dürfte sich in kürzester Zeit wohl ändern, sobald einmal Vorträge gehalten werden und Flugblätter erscheinen. Voraussichtlich wird dann die T. V. zunächst für die Mitarbeiter des Kladderadatsch und für die Feuilletonisten der Tagespresse eine günstige Gelegenheit abgeben, ihren Lesern zu beweisen, daß sie durch ihre „hohe Bildung“ vor solchen Verirrungen und Rückfällen in den Geist des Mittelalters geschützt sind.

In Erwartung dieser leicht zu ertragenden Angriffe, zu denen ich den Mitgliedern im Voraus einen guten Humor wünsche, und des späteren schwereren Kampfes, der ja der jungen Vereinigung nicht erspart bleiben wird, möchte ich derselben zur Vorbereitung darauf heute einige Aeußerungen der nordamerikanischen Presse mitteilen über den Eindruck, welchen die kürzlich in einigen großen Städten der Vereinigten Staaten gehaltenen Vorträge der Mrs. Annie Besant, unter deren Leitung bekanntlich die von H. P. Blavatsky gegründete Monatsschrift „Lucifer“ in London herausgegeben wird, speziell bei den Anhängern des amerikanischen Spiritualismus hervorgerufen haben. Ich entnehme diese Aeußerungen dem Religio-Philosophical Journal in Chicago (Nr. 30 v. 17. Dez. und Nr. 31 v. 24. Dez. 1892). Die dort gemachten Bemerkungen dürften auf deutsche Verhältnisse übertragen den Aeußerungen entsprechen, welche aus dem Lager der Spiritisten zu gewärtigen sind, wenn heute von einem Führer der T. V. über Wesen und Ziele derselben ein Vortrag gehalten würde.

In der Hauptsache — sagen die Berichterstatter, die der anmutenden Erscheinung und der gründlichen wissenschaftlichen Bildung der Rednerin die vollste Bewunderung und Anerkennung zu Teil werden lassen — könnte man den Inhalt dieser Vorträge ebensogut mit dem Wort Spiritualismus, als mit Theosophie, wie es die Vortragende thut, bezeichnen. Denn hier, wie dort, handelt es sich um die Erforschung okkulter Naturkräfte, hier wie dort um den Nachweis des endlichen Triumphes des Geistes über die Materie. Andrerseits aber habe die Rednerin keine klare Darstellung zu geben unternommen, über die Lehren und Aussprüche der Theosophie als Anregung zu höherer, durchgeistigter Lebensführung. In diesem Punkte also werfen die Berichterstatter der Frau Besant Verschwommenheit vor. Ferner sei ihre Antwort auf die Frage, warum es die Theosophen ablehnen, ihre okkulten Geheimnisse, wie die Verwandlung der Materie und die unsichtbare Brief-Beförderung durch den Raum, zum Gemeingut der Menschheit zu machen, einfach die, daß solch' eine Macht über die Elemente, wie sie sich aus tieferer Forschung ergebe, durch Unwissende und Uebelwollende zum Schaden ihrer Nebenmenschen mißbraucht werden könnte — eine Be-

hauptung, die die Annahme involviere, daß alle Adepten der Theosophie in intellektueller und moralischer Hinsicht höher ständen, als der ganze übrige Rest der Menschheit. Und so ist es denn auch noch der Vorwurf der Anmaßung, den jene Berichterstatter der Frau Besant zu machen sich berufen fühlen. Ich möchte zum Schlusse wörtlich diejenige Stelle in dem genannten angesehensten Organ des amerikanischen Spiritualismus wiedergeben, worin die Einwendungen zusammengefaßt sind, die von Seiten der amerikanischen Spiritualisten unter dem Eindruck der Vorträge von Frau Besant gegenwärtig gegen die Theosophie erhoben werden, indem ich dabei die an den Leiter der T. V. in Deutschland gerichtete Bitte beifüge, auf diese Einwendungen hier eine Erwiderung folgen zu lassen. Diese Stelle lautet:

„Wenn die Theosophie auf die Zustimmung schärfer denkender Köpfe (**discriminating thinkers**) Anspruch erhebt, so muß sie sich zu einem Beweis der Wahrheit ihrer Behauptungen herbeilassen. Es genügt nicht, nur zu behaupten, einige Individuen seien in dem Besitz wunderbarer Kräfte, die nur diesen selbst bekannt sind. Sie muß auch den Beweis für diese Behauptung liefern und zwar in Gegenwart von kompetenten Richtern, die den Wert desselben zu beurteilen im Stande sind. Frau Besant ist eine Dame, deren Vergangenheit sowohl, wie deren intellektuelle Fähigkeiten uns mit aller Achtung erfüllen, Eigenschaften, welche ihren Ausführungen eine Bedeutung beilegen, die dieselben andernfalls nicht hätten. Sie übertrifft wohl sozusagen Alle diejenigen, welche sich mit der Theosophie identifizieren, in der Fähigkeit, eine Führer-Rolle zu übernehmen. Da sie selbst als Anwalt der Wissenschaft und Forschung nach wissenschaftlicher Methode aufgetreten ist, so kennt sie auch die Wichtigkeit einer wissenschaftlichen Grundlage für ihre Ausführungen in Bezug auf deren öffentliche Anerkennung, und die Bedeutung einer Stütze von Beweisen, die jeder Untersuchung Stand halten. Und sie ist es ihren vielen Freunden und Bewunderern, die ihre früheren Arbeiten und ihre damalige Methode kennen, schuldig, daß sie ihnen etwas mehr bietet, als bloße Behauptungen, wenn sie wünscht, daß sie die Angaben, welche sie in Bezug auf die außerordentlichen Leistungen der Adepten der Theosophie machte, acceptieren sollen".

Auch für die Führer der theosophischen Bewegung in Deutschland kommt die Zeit, wo man an sie ein ähnliches Wort richten wird, wie hier an Frau Besant. Das ist für jedes neue Auftreten der Theosophie unausbleiblich. Forderten doch auch von Christus die Juden: „Wenn du wirlich Gottes Sohn bist, wohlan, so beweise es uns!" **Dhd.**

Zur Beantwortung der hier gestellten Anforderungen genügt es in der Hauptsache wohl auf den Artikel von Wilhelm v. Saintgeorge „Meister der Mystik" im vorigen Hefte hinzuweisen. Andere Behauptungen, als dort vertreten worden sind, haben wir nicht vertreten und beabsichtigen wir nicht zu vertreten. Auf diesem Gebiete muß ein jeder gemäß seiner eigenen Erfahrung für sich selber reden; das ist ohnehin einer der ersten Grundsätze der Theosophie: alles Nachsprechen Anderer und sich auf Andere verlassen im Denken wie im Reden und im Wollen, das eben wollen wir überwinden. Das Verhältnis aber der T. V. zur T. S. findet sich unter der Abteilung für die T. V. ebenfalls im vorigen Hefte dargelegt. Und was endlich Frau Annie Besant betrifft, so können wir nur sagen, daß wir vor keiner Frau in der ganzen Welt mehr Achtung haben als vor ihr. Sie ist ein leuchtendes Vorbild des unentwegbaren Wahrheitsstrebens, unbeugsamen Mutes, unermüdlichen Lernens, rastlosen Schaffens und idealen Strebens für alles Wahre, Gute und Schöne, namentlich in liebevoller Hülfsbereitschaft für alle leiblich und seelich Notleidenden, Unterdrückten, und Verkümmerten. Ihrem genialen Geiste, ihrer unbezweifelbaren Aufrichtigkeit und ihrem glänzenden Auftreten ist hauptsächlich der Erfolg der Theosophie in England während der zwei letzten Jahre zuzuschreiben. Eine Würdigung ist dieser Frau kürzlich in Nr. 6 der „Zeitschrift für ethische Kultur" zu Teil geworden; auch wir beabsichtigen, die Verdienste dieser hervorragenden Persönlichkeit demnächst in einem eigenen Artikel darzustellen. **H. S.**



Herr Professor Kuhn in München.

In einer der letzten Sitzungen der „Anthropolog. Gesellschaft" in München — so berichtet die „Allgem. Ztg." in ihrer Beilage zum 3. März 1893 — hat Herr Professor Dr. Kuhn den Mystikern und Theosophen vorgeworfen, daß sie sich auf zweifelhafte Autoritäten beriefen. Das ist ganz und gar ein Irrtum; wir stützen uns auf gar keine Autoritäten, sondern nur auf unsere Vernunft und auf unser Gewissen. Überhaupt halten wir uns an gar keine Personen und weder an kirchliche, noch an wissenschaftliche Dogmen. Aber eine bessere und vollständigere Lösung des Daseinsrätsels (mit all seinen anscheinenden Unbegreiflichkeiten und Ungerechtigkeiten) als die durch die Karmalehre, haben wir noch nicht gefunden. Weiß Herr Professor Kuhn eine bessere, so hören wir ihn gerne! Bis jetzt hat aber weder er, noch sonst jemand, eine andere auch nur annähernd ebenso gut stichhaltige vorgebracht. Also weshalb solche gehässige Angriffe?!

H. S.

*

Eingegangene Beiträge.

Vom Landgerichtsrat Servatius in Mehring: 3 Mk. — Friedrich Unger in Wildon: 3 Mk. 35 Pf. — Heinrich Strehly in Graz: 1 Mk. — Hans Arnold in Rostok: 9 Mk. — Günther Wagner in Hannover: 3 Mk. — Helene von Borcken in Berlin: 10 Mk. — Dr. med. Ide in Stettin: 10 Mk. — Georg Polster in Neuenmarkt: 5 Mk. — O. N. in London: 5 Mk. — R. Th. in Bern: 4 Mk. — E. K. in R: 1 Mk. — Ad. Martens in Neufahrwasser: 2 Mk. — L. D. in München: 25 Mk. — Carl Göring in Altona: 5 Mk. — A. D. in G.: 5 Mk. — Josef Lamprecht in Fiume: 5 Mk. — R. B. in Königsberg: 6 Mk. — J. F. Fizeli in Abos: 3 Mk. — O. K. in Schöneberg b. B.: 10 Mk. — H. W. in Posen: 2 Mk. — Dr. A. G. Koenig in Hersfeld: 3 Mk. — Baronin Rabenau: 10 Mk. — Franz Lorenc in Jungbunzlau: 1 Mk. 65 Pfg. — F. W. Rothe in Bromberg: 1 Mk. 50 Pfg. — Franz Seiler in Berlin: 2 Mk. — J. Halbritter in Dresden: 20 Mk. — Felix Helling in Nürnberg: 2 Mk. — O. W. in G.: 2 Mk. — v. Roberti in Baumgarten: 10 Mk. — Fritz Münster in Neuenhain: 5 Mk. — F. Hammelrath in Köln: 5 Mk. — Dr. Ferd. Maack in Hamburg: 5 Mk. — J. E. Erichs in Hamburg: 10 Mk. — G. Horst in Westend: 3 Mk. — G. Zeisig in Westend: 3 Mk. — C. Sederholm in Helsingfors: 5 Mk. — H. Benecke in Darmstadt: 3 Mk. — Hugo Aurig in Dittersdorf: 5 Mk. — A. R. in Steglitz: 6 Mk. — Rud. Geering in Genf: 8 Mk. — A. O. in P.: 5 Mk. — Pastor Diestel in Elmschenhagen: 5 Mk. — Anton Weis in Grillenberg: 2 Mk. — Graf v. Strachwitz in Zell am See: 1 Mk. 65. — Fr. W. R. in Bremen: 3 Mk. — Dr. A. v. Eye in Nordhausen: 10 Mk. — J. D. in Berlin: 2 Mk. — Julius Henning in Athen: 1 Mk. 55 Pfg. — Joh. Orendi in Kronstadt Sbg.: 6 Mk. — Friedr. Schutz in Baden-Baden: 5 Mk. — Adalbert Ercke in Zwickau: 2 Mk. — Karl Bohne in Zwickau: 2 Mk. — Oberlehrer Zier in Zwickau: 2 Mk. — Theodor Sander in Zwickau: 2 Mk. — Heinr. Allendorf in Cassel: 1 Mk. 50 Pfg. — Herm. Körner (Körner & Dietrich) in Leipzig: 10 Mk. — A. F. Unger in Wilkau: 2 Mk. — W. Dietz in Frankfurt a. M.: 5 Mk. — Friedr. Zimpfer in Scherzheim: 2 Mk. — Fritz Meyer in Seidnitz b. Dresden: 2 Mk. — H. Dempewolff in Köln a. Rh.: 10 Mk. — Julius Panzer in Lodz (Polen): 100 Mk. — Agnes Schuchardt in Hamburg: 10 Mk. — Nicolaus Valentin in Dresden: 12 Mk. — Willy Bauch in Leipzig: 8 Mk. — Walter Hübbe in Hamburg: 5 Mk. — P. G. Hübbe in Hamburg: 5 Mk. — Joh. Altmann in Linz: 5 Mk. — Ingen. Brünnich in Wattwyl: 3 Mk. — Wilhelm Hotz in Wertheim: 5 Mk. — H. Fries in Wertheim: 3 Mk. — H. Ziechner in Arras: 5 Mk. — Matth. Schnabl in Scheifling: 1 Mk. — G. H. in F.: 4 Mk. — L. B. in F.: 4 Mk. — J. N. in F.: 4 Mk. — Heinrich Johanson in Ordschak-Dshatu (Krim): 10 Mk. 50 Pfg. — Kreisger.-Präs. Protitsch in Serbien: 8 Mk. — Prof. Dr. Maier in Stuttgart: 3 Mk. — L. S. in O.: 3 Mk. — Hans

von Manteuffel in Berlin: 12 Mk. — Frl. J. Mendius in Erfurt: 2 Mk. — Hans Urban in Gruhlich (Böhmen): 10 Mk. — Alexis von Fricken sr. in Florenz: 3 Mk. — Frl. Sophie Westzynthius in Florenz: 3 Mk. — Alexander von Fricken jr. in München: 3 Mk. — Hans Denecke in Braunschweig: 6 Mk. — Peppo Kriz in Wien: 1 Mk. 65 Pfg. — Fr. Hamann in Pillkallen: 3 Mk. — Frl. Helene Kraft in Weißer Hirsch bei Dresden: 5 Mk. — O. Plümacher in Tennessee: 12 Mk. — Dr. A. H. in G.: 3 Mk. — Frl. Elsa Will in Berlin: 3 Mk. — K. Sch. in Graz: 3 Mk. 30 Pfg. — Adolf Luik in Wien: 3 Mk. 65 Pfg. — Ungenannt in Böhmen: 3 Mk. 64 Pfg. — Günther Wagner in Hannover: 2 Mk. 75 Pfg. — Martin Glünicke in Berlin: 6 Mk. — Albert Melkenstein in Constantinopel: 10 Mk. — Franz Geymayr in Rosenheim: 4 Mk. — Zusammen: 607 Mk. 69 Pfg.

Für besonderen Verbreitungs-Betrieb: Von G. S. in G.: 500 Mk.

Steglitz bei Berlin, den 15. März 1893. **Hübbe-Schleiden.**



Mitglieder,

welche nach § 7 unserer Satzungen ihren Namen nicht voll genannt wissen wollen, bitten wir, dies bei jeder Beitragssendung nochmals zu erwähnen.

Für den Vorstand:
Franz Evers.



Unsere Thätigkeit

zur Verbreitung unserer theosophischen Bewegung war im vergangenen Winter durch mancherlei Hindernisse und Schwierigkeiten sehr beeinträchtigt. Dennoch war sie den ungünstigen Umständen nach verhältnismäßig erfolgreich; die Zahl unserer Mitglieder ist bereits auf 440 angewachsen. In unserem nächsten Hefte werden wir einen kurzen Bericht hierüber erstatten.

H. S.



Stellvertretung des Leiters.

Seit Mitte März ist Herr Charles Thomassin aus München in die Redaktion der „Sphinx" eingetreten und zu dem Zwecke nach Steglitz bei Berlin übergesiedelt. In den nächsten Monaten werde ich längere Zeit von dem Hauptsitze unserer Vereinigung abwesend sein müssen. Während dieser Zeit wird Herr Thomassin die Stellvertretung für mich in der Leitung der „Sphinx" und der theosophischen Bewegung übernehmen. **Hübbe-Schleiden.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.





SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung.

Mai 1893 XVI. 87.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn
(Appelhans & Pfenningstorff).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Paternoster House, London W. C.
O. Newman & Co., 84 Newmanstreet, London W.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille: Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 83 & 85 Duane Street, New-York.
Australien: W. H. Terry, Austral Bldgs., Collins Street East, Melbourne.

Inhalt.

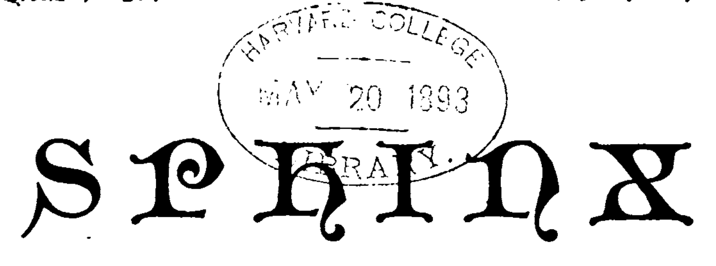
Der **Abonnementspreis** beträgt viermonatlich (ein Band):

		einzelne Hefte:
für Deutschland und Österreich	M. 6,—;	M. 2,— (portofrei)
„ das Ausland „ „	„ 7,—.	„ 2,25
„ Frankreich	9 frs.	2 frs. 80 cts.
„ England, Indien und Kolonien	7 sh. stlg.	2 sh. 3 d.
„ Amerika	$ 1,75 cts.	$ —,55 cts.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig** entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,25 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte gratis.



Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVI, 87. Mai 1893.

Geistige Religion.

Von

Charles de Thomassin.

Der Feuergeist der Reformatoren konnte wohl der herrschenden Korruption der damaligen Geistlichkeit entgegentreten, konnte wohl dieselbe wieder mahnen und zwingen, durch ihre Handlungen die Lehren desjenigen nicht zu verhöhnen, den sie als ihren Meister bezeichnete. Er konnte auch gegen die schlimmsten Aeußerlichkeiten der mittelalterlichen Kirche, gegen den schlimmsten Dogmenwahn derselben mit Erfolg auftreten, besonders durch die Predigt der paulinischen Schriftlehre.

Indem er aber speziell die Lehre eines Apostels hervorhob, vergaß er immer noch, die Lehre des Stifters selbst mehr zu durchdringen und dem Worte gemäß zu handeln: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig".

Den Reformatoren war es noch nicht bestimmt, in jeder Hinsicht statt exoterischem Christentum esoterisches zu verbreiten. Zur Erkenntnis des geistigen Charakters des letzteren konnten sie eben in der damaligen Entwicklungsperiode noch nicht durchdringen. Sie sollten vorerst in ihrer Art dem Geiste der Freiheit, der so lange verbannt war, wieder ein Heim auf Erden bereiten, damit er seine Gaben bringen und seine Erleuchtung geben könne. Dieser Geist kam in Gewitterwolken und im Sturme. Aber mit Sturm und Blitz und Aufruhr reinigte und heilte er. Jeder, der ihm folgte, war erwählt, um im Kampfe für seine Eigenart den endlichen Sieg des Besten zu unterstützen.

In dem von den Reformatoren aufgestellten Forschungsprinzipe war die Möglichkeit zur allmählichen Besserung und zum allmählichen Fortschritte gegeben. Sie selbst aber ahnten nicht, zu welch' gewaltiger religiöser Evolution sie den Grundstein legten. Waren sie ja alle noch in dem engsten Gesichtskreise befangen, und viel zu sehr mit der Vertilgung des Antichristen beschäftigt, als daß sie den Drang zu einem weiteren Aus-



blicke, zur ehrfurchtsvoller Beachtung der Stimme der Vernunft gefühlt hätten.

Sie selbst würden damals mit Entrüstung jeden weggewiesen haben, der es gewagt hätte, die Lehren, welche für sie noch als die heiligsten und unumstößlichen des „wahren" Christentumes galten, zu bezweifeln. Solche Zweifler fanden sich aber bereits unter der nächsten Generation. Die Saat hatte Früchte gebracht, die zwar natürlich, aber von den Menschen nicht erwartet waren. Nicht daß sie allzuschnell reifte. Nur einzelne Früchte gediehen früher als die andern. So sehen wir schon früher einen Giordano Bruno als eine mächtig inspirierte Individualität des freiheitlichen Entwicklungskampfes hervortreten und Lehren verkünden, welche mit denen der Weisesten am Ende unseres Jahrhunderts übereinstimmen. Wir finden schon in ihm den Vorläufer der endlich prädestinierten geistigen Religion. Im engen Anschlusse an ihn, aber meist zu geheimem Wirken, nicht erwählt, wie er, in den Flammen Geist und Vernunft ein Zeugnis zu geben, zeigen sich uns sodann die „Okkultisten" des Mittelalters und die Theosophen, welche die gewaltigen gesammelten Weisheitschätze vor der Bosheit und blinden Zerstörungsucht der Ignoranz und Intoleranz zu retten suchen. Und Erleuchtete aus dem Volke, welche ihr Wissen nicht äußerlich, sondern rein innerlich intuitiv erlangt haben, wie ein Böhme, treten brüderlich an ihre Seite, verspottet und verkannt von der noch durch den Druck des Buchstabenchristentums niedergehaltenen und verblendeten Menge, und verfolgt von den angeblichen Freiheitsjüngern, welche Inquisition und Scheiterhaufen für ihre Widersacher herbeisehnen. Allmählich erblicken wir auch als edle Früchte neben diesen Männer, welche die „ancilla Theologiae" auf den Universitäten zur alten Blüte bringen.

Neben diesen Frühreifen eine unzählige Menge Unreifer! Nicht der Geist Christi ist es, der herrscht, nur wieder stupides Pharisäer- und Schriftgelehrtentum. Die Wärme jedoch, die der Schöpfer spendete, mußte langsam, aber sicher die Früchte zeitigen.

Es kam die Zeit, in welcher eine immer wachsende Menschenzahl von intellektueller Kindheit sich zur intellektuellen Mannheit erhob. Die Wissenschaft gründete sich ein festes Reich wieder, sie, welche früher gefesselt trauern mußte. Der Lichtbringer eilte durch die Lande und schwang seine Leuchte, mit Begeisterung begrüßt von Allen, die das Licht ertragen konnten. Immer kräftiger strahlte es, immer mächtiger wirkte die Geisteswärme. Immer allgemeiner und reicher entwickelten beide geistiges Leben.

Zwar sollte leider eine Zeit lang der Blick durch die einseitige Betrachtung der Naturwissenschaften verdunkelt werden, das Streben nach Erkenntnis der höchsten Ursachen des Naturmechanismus, die man früher im Glauben erfaßte, vernachlässigt werden. Jedoch war eben diese materialistische Aufklärungsperiode in anderer Hinsicht dazu bestimmt, die Menschen mehr der Forschung zuzuwenden und von den Absurditäten der Orthodoxie abzubringen.

Nach der Periode der Veräußerlichung mußte dann notwendig wieder eine Periode des Strebens nach Verinnerlichung folgen, in welcher der Mensch nach der Forschungsmethode, die er gelernt, wieder seine innere Natur zu ergründen suchte.

Diese Periode scheint jetzt gekommen. Immer mehr drängt es gegenwärtig die entwickelten Kräfte zu den Geisteswissenschaften und zur Vervollkommnung derselben in tieferer Selbsterkenntnis und Verinnerlichung. Der Mensch sucht wieder in sich selbst den Gott, den frühere Zeiten der Verblendung außerhalb der Welt suchten, außerhalb alles Lebens und Webens, als einen selbstsüchtigen Tyrannen, Leid schaffend und sich in ewigen Qualen des Geschaffenen befriedigend.

Immer klarer wird aber hierdurch die Erkenntnis, wie notwendig es ist, die Ueberreste alter Blindheit zu beseitigen, den noch unreifen Früchten der Geistessaat zur Reife zu verhelfen, die noch im alten Wahn Lebenden und Niedergedrückten zu erheben und sie hinzuweisen auf das strahlende Bild der Zukunft, welches sich dem aufgerichteten Blicke zeigt, vorstellend den Geistmenschen, den die Göttinen wahrer Wissenschaft und Religion, innig vereint, auf die Stirne geküßt, nachdem sie ihn aus dem Kerker der Finsternis befreit und seine und ihre Widersacher vernichtet, vorstellend die Völker der Erde, brüderlich vereint in Gemeinschaft des Geistes, vernichtend die alten Schranken, sich erhebend zu immer reinerer Anschauung — des Gottes, der in allen lebt.

Dem erstaunten Blicke des Menschen, dem bisher nur Zerrbilder des Göttlichen und der Religion geboten wurden, stellt sich nun in ihrer ganzen Erhabenheit die zukünftige Wahrheit einer — geistigen Religion dar.

Das Streben nach einer solchen wird, wie uns ein Blick auf die Gegenwart lehrt, immer eifriger. Das Ziel selbst wird allerdings nur schrittweise erreicht. Die auf der philosophischen Erkenntnis fußende jetzige freireligiöse Bewegung ist von der Vollendung noch mehr entfernt als man glauben möchte. Zunächst ist es aber schon als ein günstiges Zeichen zu begrüßen, daß eine energische Vertretung der Ideen eines einigen und esoterischen Christentums immer mehr sichtbar wird. Ich will hier davon absehen, auf die bekannten und jedenfalls sehr schätzenswerten Versuche der Einigung der frei-christlich denkenden Elemente näher einzugehen. Sie haben ja gerade in letzter Zeit gewaltiges Aufsehen erregt und so gewandte Kräfte gefunden, daß es nicht nötig ist, dieselben noch zu unterstützen. Es genügt der Hinweis darauf, daß in unserer Zeit der größten Zersetzung des Christentums, (giebt es ja in England allein schon 239 protestantische Sekten), — die übrigens, wie gesagt, ein notwendiges Produkt des religiösen Evolutionskampfes zur Erlangung des Besten war, — dieselben mit Naturnotwendigkeit kommen mußten.

Von viel höherem Werte ist nach meiner Anschauung die Thatsache, daß man mit Macht beginnt, vom jetzigen Entwicklungsstandpunkte aus den esoterisch-geistigen Wahrheitskern des Christentums unter der Schale des Kirchentums zu suchen, — ein geistiges Christentum zu begründen.

Offenbarung, Fall, Erlösung durch Gottesinkarnation und Auferstehung zeigen sich als Wahrheiten in neuem Lichte, indem man von der orthodoxen Auffassung absieht und der Vernunft und neueren spiritualistischen Forschung sich zuwendet. Wir können alle eine Offenbarung anerkennen, welche der uns inhärente Gottgeist uns giebt, nicht äußerlich, sondern innerlich. Dieselbe wird mit dem Grade der geistigen Vervollkommnung, der Selbsterkenntnis, der Vollendung des inneren geistigen, intuitiven Schauens wachsen. So ist für uns jeder Geistmensch ein Offenbarender. Keine Religion aber kann sich rühmen, allein die Offenbarung zu besitzen. Wir halten eben mit unserem Urteile über den Wert des uns gebotenen, angeblich Geoffenbarten nicht mehr zurück und sind imstande zu erkennen, ob der Geist uns einen kostbaren, fortschrittfördernden Schatz gegeben hat oder nicht. Wir handeln deshalb auch bezüglich der christlichen Offenbarung nach der wertvollen Mahnung: „Prüfet Alles, und das Beste behaltet".

Unter der biblischen Erzählung von des Menschen Falle und seiner Vertreibung aus dem Paradiese finden wir die allgemeine esoterische Wahrheit der geistigen Verdunkelung durch Verstofflichung und Inkarnation. Und wir glauben an die allgemeine Erlösung durch Befreiung des Geistes infolge fortschreitender Erkenntnis seiner Natur. Wir kennen kein Kreuzesopfer mehr, welches zur Tilgung aller Erbschuld des von Jahve wegen des Apfelbisses seiner Stammeltern verdammten Menschengeschlechtes dienen sollte, und keine Erneuerung desselben im Meßopfer. Wir wissen, daß das einzige vernunftgemäße und gottwohlgefällige Opfer das unseres niederen Selbstes an das höhere, das der Materie an den Geist ist, welches die Weisen aller Völker und Zeiten gebracht haben. Durch Tod leben wir, durch Trennung vom Irdischen werden wir mit dem Göttlichen geeint. Ein vollkommenes Opfer bringt uns auch vollkommenen Gewinn. Wir schauen ferner der allgemeinen Auferstehung entgegen, die eintreten wird, wenn der Geist die Materie besiegt, sie immer mehr seinem Wesen genähert und zu beherrschen gelernt, seine Selbsterkenntnis nach dem Kreuzestode der Selbstüberwindung vollendet hat. Dann ist der jüngste Tag gekommen, — kein Tag des Gerichtes, sondern der Sieges- und Freiheitstag für den erlösenden und erlösten Gott. —

Dieses esoterische Christentum weiß auch die Gestalt des erhabenen Stifters im einzig richtigen Lichte darzustellen. Alle bei der Prüfung auftauchenden Bedenken weiß es zu beseitigen, indem es weniger den historischen Jesus als den göttlichen Christus, den Geistmenschen, berücksichtigt. Es läßt erkennen, daß dieser Jesus, nachdem er die Entwicklung der inneren Kräfte seines höheren Selbstes in sich wahrgenommen, sagen konnte: „Ich und der Vater sind eins". Es lehrt alle sogenannten Wunder, welche diese erhabene Persönlichkeit gewirkt haben soll, völlig begreifen als Aeußerungen dieser Kräfte, die aber keineswegs ihr allein beschieden waren, sondern bei allen Verinnerlichten sich vorfinden. Der Bekenner des esoterischen Christentums weiß, daß auch er den Christus — schlummernde

Geistesgaben, in sich trägt, und daß er die Verpflichtung hat, nach Ausbildung derselben in der Art, welche er für sich bestimmt fühlt, zu streben. Er weiß, daß es das Endziel ist, daß der Sohn mit dem Vater geeinigt, das Niedrige zum Höheren wieder emporgezogen werde, damit Gott Alles in Allem sei. Das Geistige an Christus, der Christus in ihm, ist ihm Leuchte, und er sucht auch andere zu seiner Höhe emporzuziehen, die noch befangen sind in der Trägheit und Dunkelheit der Unkenntnis und das innere Licht noch nicht schauen, indem er ihnen zuruft: „Surgite, qui dormitis, et exsurgite a mortuis, et illuminabit vos Christus. — Stehet auf, die Ihr schlafet und erhebet Euch von den Toten und Christus wird Euch erleuchten".

Keine der überlebenden alten Kirchen kann von diesem esoterischen Christentume, das nun mehr oder weniger klar an vielen Orten gepredigt zu werden beginnt, – es sei hier auf die vor einiger Zeit in England von Edward Maitland gegründete Esoteric Christian Union verwiesen, welche sich bereits in einem Aufrufe an die Kirchen in England gewandt hat, sowie an die Bestrebungen der Theosophen im Allgemeinen in England, Deutschland und Frankreich,[1]) — vernehmen, ohne mit Entrüstung es von sich zu weisen. Wissen sie ja alle, daß durch die Predigt desselben ihre Existenz untergraben wird, welche nur dadurch gesichert werden kann, daß das Volk noch immerfort sich von ihnen die große Centralgestalt verdunkeln und statt der Wahrheit eine Menge nichtswertiger Dogmen und Bilder bieten läßt, die viele zu unchristlichen Handlungen, wenige aber zu christlichem Frieden geführt haben. Sie suchen mit Gewalt ihr Leben in der Gegenwart noch zu fristen. Doch nicht Kinder, sondern Gereifte treffen sie jetzt an und die Bethörungsversuche bleiben immer mehr erfolglos. Die Kirchen müssen im Fortschritte auf- oder untergehen. Und das Fortschrittsprodukt, das sie am meisten zu fürchten haben, ist eben in der Gegenwart die gereifte esoterisch-geistige Bewegung. Sie ist ihr größter Gegner, ein viel mächtigerer als der seichte Materialismus, den sie leichter zu widerlegen vermögen. Sie wissen, wo die Wahrheit ist, die nicht beseitigt werden kann, und die ihnen täglich das Mahnwort zuruft, daß ihre Zeit entschwunden sei. —

[1]) Siehe als interessante Schriften über esoterisches Christentum: „The Esoteric Basis of Christianity by Wm. Kingsland, F. T. S. London, Theosophical Publishing Society. — The New Gospel of Interpretation. Being an Abstract of the Doctrine and a Statement of the origin, object, basis, method and scope of the Esoteric Christian Union. London. 1892. — The Perfect Way or the Finding of Christ. By Anna Kingsford and Edward Maitland. The Leadenhall Press-E. C. London. — Nähere Auskunft über die esoterisch-christliche Union erhält man durch Zuschrift an M. Ethel Forsyth. 37. Chelsea Gardens, S. W. London. — Ich mache hier auch auf die vorzüglichen Zeitschriften spiritualistisch-esoterischer Tendenz „Lucifer" Theosophical Publishing Company in London und „Theosophical Siftings" (ebendaselbst erscheinend) aufmerksam, sowie auf die französischen Monatsschriften „L'Etoile" Paris. Librairie de l'art Indépendant, ferner auf „l'Initiation". Paris. G. Carré, welche letzteren viele sehr interessante Artikel über Esoterismus enthalten.

Die Ausbreitung dieses geistigen Christentums muß also in der gegenwärtigen Reifeperiode immer mehr gedeihen. Allmählich werden auch diejenigen, welche vorerst nur eine Einigung des Christentums erstrebt haben, zu ihm hingezogen, und alle die freieren kirchlichen Elemente, welche bisher die Wahrheit immer noch nicht im vollen Glanze schauen konnten.

Die berufenen Wegweiser auf dem neuen Pfade aber sind naturgemäß die, welche gegenwärtig am weitesten in der Reife religiöser Erkenntnis fortgeschritten sind, die höheren Spiritualisten und Theosophen. —

Diese können jedoch nicht bei der Predigt des esoterischen Christentums allein stehen bleiben. Sie sind vielmehr dazu auserwählt, die gesamte Menschheit darauf hinzuweisen, daß die Realisierung einer noch erhabeneren Aufgabe in der Zukunft zu erstreben ist, — die Gründung einer geistigen Universalreligion.

Das Streben nach einer Universalreligion hat sich in unserer Zeit schon mehrmals bemerkbar gemacht. Ich sehe selbstverständlich hier ganz davon ab, daß ja auch die Orthodoxie es für möglich hält, ihre Lehren der ganzen Menschheit zu bieten. Es wissen ja alle, daß ihre schöne Hoffnung niemals verwirklicht werden kann. Finden ja leider ihre Missionare bei den sogenannten Heiden, da viele derselben — betrachten wir nur die Brahmanen und Buddhisten — erkennen, daß die ihnen nahegelegte Religion nichts besseres bietet, sondern sie zum religiösen Rückschritte zwingen würde — kein Gehör. — Von anderen vernünftigeren Versuchen der Vereinigung zu einer Universalreligion erscheint uns aber eigentlich nur der unitarische Gedanke lebensfähig, da derselbe durch Hervorhebung des Monotheismus in der That ein Verbindungselement der größten Religionen und ein Mittel zu universellerem religiösem Fortschritte gefunden hat. Ein tieferes Eindringen in das Wesen vollkommener Religion beweist uns jedoch, daß auch er dasselbe nicht ganz darbietet. Deshalb kann auch ihm im religiösen Evolutionskampfe keine Aussicht auf Bestand geboten werden.

In demselben kann vielmehr nur die Lehre obsiegen, welche vollständig im Einklange mit der höchsten Entfaltung der spiritualistischen Wissenschaft der Zeit, das Ergebnis derselben als esoterische Lehre der Weisen der größten Religionen und Philosophien nachweist. Dieselbe, welche einzig geeignet ist, von allen verstanden und angenommen zu werden, wird zum Glauben an den Geist in uns, der uns mächtig zu immer höherer Entwicklung durch immer neue und höhere Daseinsformen nach dem Gesetze der Kausalität, und bis zur Höhe des Geistmenschen heranbildet, bestimmen. Sie wird deshalb auch die Stunde herbeiführen, in der alle Menschen Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden, nicht in äußeren Tempeln, sondern im Innersten als höchstes Selbst. Selbstvergeistung durch allmähliche Entwicklung, die aber nicht in einem Menschenleben vollendet, sondern nur von einem bereits durch mehrere Existenzen geläuterten „Individuum“ erreicht werden kann, muß das einzige Ziel, der Himmel dieser Zukunftsreligion sein. — Alle wird sie

verehren, welche als leuchtende Vorbilder zur Erstrebung desselben dienen können, welche selbst den „heiligen" Geist in sich ausgebildet haben. — Ihr Grundgesetz wird das selbstloser Liebe sein, die in jedem Mitmenschen den Gottesbruder sieht, nur das gemeinsame göttliche Selbst verehrt und in ihm auszubilden sucht.

Sie allein kann das Ideal allgemeiner Menschen- und Völkerverbrüderung vollkommen verwirklichen, indem sie auf den gemeinsamen geistigen Ursprung und die gemeinsame geistige Bestimmung aller hinweist.

Sie allein kann eine Weltverbesserung erzielen, indem sie kräftig genug ist, jeden einzelnen zur Selbstverbesserung zu bewegen. —

Sie allein kann dem Menschen das höchste Wissen und das höchste Glück bringen, indem sie die Geistesgaben, seine Charismen, die Geschenke der Verinnerlichung, die wir jetzt schon vermehrt finden, immer allgemeiner werden läßt.

Die Zeit dieser Erkenntnis, Vergeistung und Liebe ist nahe. Ihre Vorboten sind da. Freuet Euch!

Sie wird um so früher kommen, je mehr diese Vorboten alle mit gleichem Bewußtsein und gleicher Liebe arbeiten werden, je mehr sie sich gegenseitig erkennen und verstehen werden.

Spiritualisten und Theosophen — diese sind ja die Vorboten — haben noch immer nicht erfaßt, wie wichtig es für sie ist, zu beherzigen, welch' gewaltiger Erfolg ihre innige Vereinigung zu gemeinsamen Wirken krönen würde, welche Schwierigkeiten aber andererseits aus fortgesetzten Mißverständnissen hervorgehen, die den Blick auf das Gemeinsame hemmen.

Dieser beklagenswerte Zustand kann aber nur ein vorübergehender sein. Bei der gewaltigen Ausbreitung des Spiritualismus und der Theosophie in der Gegenwart muß die Möglichkeit der Aufklärung von Mißverständnissen immer zunehmen. Man wird bald lernen, von Persönlichkeiten abzusehen, nur die Lehre zu betrachten, welche schon so viele der Weisen älterer Zeiten in ihrer Art vorgetragen. Man wird erkennen, daß weder Spiritualismus noch Theosophie nur ein Produkt der neueren Zeit genannt werden können, sondern stets die großen Geistesmänner zu Vertretern hatten. Das, was unsere oder die nächste Zeit sich wirklich zum Verdienste wird rechnen können, — das wird die Sonderung des Niederen vom Höheren auf diesen Gebieten sein und die immer größere Verbreitung ihres höchsten Wahrheitsgehaltes unter allen Menschen.

Die Zuversicht, mit welcher ich hier die Hoffnung auf Einigung zur Erreichung des höchsten Zieles ausspreche, sie wird nicht enttäuscht werden, — ich fühle es.

Einig streben wir vorwärts, immer mehr Brüder, immer mehr Geistesmenschen um uns sammelnd, die ihren Gott erkennen und verehren und ihm Sieg erkämpfen und Freiheit, indem sie immer den Ruf erneuern:

„Vollende Dich".





Gedanken über die Bhagavad-Gita.

Von

C. von Seeheim.

Für das stetige Wachsen des Interesses an morgenländischer Litteratur im Abendlande sind die vielen Werke aus dem reichen Geistesschatze Altindiens, welche uns in den letzten Jahrzehnten durch Uebersetzung zugänglich gemacht wurden, der beste Beweis. Vor Allem sind es die Werke religions-philosophischen Inhaltes, welche die Aufmerksamkeit der denkenden Klasse auf sich ziehen und zum Studium anregen und unter diesen wiederum ist es die „heilige Schrift" der Indier, das „hohe Lied", — die Bhagavad-Gita, welche sich im Westen immer mehr Zutritt verschafft und sowohl durch die Tiefe der Gedanken, die Großartigkeit der Lehre als auch durch die unvergleichliche Schönheit der Sprache den Leser fesselt und gewinnt.

In englischer Sprache wurden in den letzten 10 bis 15 Jahren (z. T. durch Anregung der mit Indien in enger Beziehung stehenden theosophischen Gesellschaft) allein vier Uebersetzungen der Bhagavad-Gita herausgegeben und zwar die von Wilkins, sodann die von J. C. Thomson, eine weitere von dem Brahmanen Mohini M. Chatterji und schließlich eine von W. Q. Judge. In deutscher Sprache giebt es wohl einige ältere Uebersetzungen, in welchen sich jedoch mehr das Bestreben den Wortlaut wiederzugeben oder auch den Rhythmus einzuhalten kundgiebt, die jedoch den tiefen Sinn, welcher dem „hohem Liede" innewohnt, nicht annähernd wiedergeben. Neuerlich hat nun Dr. Franz Hartmann eine Uebersetzung der Bhagavad-Gita mit entsprechenden Citaten aus deutschen Mystikern herausgegeben; und es wäre sehr zu wünschen, daß dieses Werkchen in weiteren Kreisen Eingang fände und Vielen dadurch Gelegenheit geboten würde, einen Einblick in die Schatzkammern altindischer Weisheitslehren zu thun.

Da die Bhagavad-Gita, wie behauptet wird, je nach dem Standpunkte welchen der Leser einnimmt, auf dreifache Art ausgelegt werden kann, so wird wohl keiner das Buch aus der Hand legen, ohne einen Nutzen daraus gezogen zu haben; ein volles Verständnis des tieferen, des esoterischen Sinnes könnte dem occidentalischen Leser wohl erst dann ermöglicht werden,

wenn sich Jemand finden ließe, der bereit wäre, ihm auch den Kommentar zur Bhagavad-Gita von Shankaràchàrya und anderen indischen Weisen zugänglich zu machen. Daß hiezu jedoch das Wissen selbst des gelehrtesten Orientalisten und Sanskritologen nicht ausreicht und daß diese Aufgabe nur durch einen der wenigen eingebornen, im Geiste der indischen Weisheitslehre aufgewachsenen Brahmanen gelöst werden könnte, in deren wahrhaft priesterlichen Familien noch die Lehren der Veden lebendig und unverfälscht sich erhalten und der Schlüssel dazu von Glied zu Glied, von Geschlecht zu Geschlecht als heiligstes Vermächtnis sich weitervererbt hat, — darüber ist sich Jeder klar, der sich schon etwas eingehender mit dem Studium der indischen Religionsphilosophie beschäftigt hat.

Die Bhavagad-Gita ist bekanntlich eine Episode aus dem Mahabharata, dem einen der beiden großen Nationalepen der Indier. Nach einer kurzen Schilderung der Hauptanführer der beiden feindlichen Heere in der Einleitung beginnt die Bhagavad-Gita damit, daß Ardjuna beim Anblicke seiner, ihm kampfbereit gegenüberstehenden Brüder und nächsten Verwandten, geliebten Freunde und verehrungswürdigen Lehrer von Schmerz und Mitleid ergriffen, sich weigert den Kampf gegen diese aufzunehmen und erklärt, lieber das Brod des Bettlers teilen, als die Herrschaft über das Reich der Kurus — ja, wäre es die Herrschaft über die ganze Erde — um den Preis erringen zu wollen, daß er die Mordwaffe gegen seine Verwandten, Freunde und Lehrer erhebt und deren Blut vergießt. Hierauf unterrichtet ihn Krishna, — der „Herr", der „Vollendete", — der Lehrer und geistige Führer Ardjuna's in der Gestalt seines Wagenlenkers über seine Pflichten als Krieger, welchem Stande er durch seine Geburt nun einmal angehört und welchen Pflichten er sich nicht entziehen darf.

In den nun folgenden Kapiteln sind jene erhabenen Lehren niedergelegt, welche der Gita einen der ersten Plätze in der Reihe jener heiligen Bücher einräumen, welche die Grundgedanken des Vedânta zum Ausdrucke bringen — jenes wunderbaren Systems, von welchem Professor Paul Deussen in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der „Vedânta-Sûtras" sagt, daß es in dieser Tiefe, Folgerichtigkeit und Durchbildung seines Gleichen in der Welt nicht wieder finden dürfte; Shankaràchàrya aber nannte die Bhagavad-Gita die „Quintessenz aller Veden".

Es wird dem Leser sofort auffallen, daß, während schon die beiden feindlichen Heere zum Kampfe bereit sind; während schon die Hörner und Trompeten zum Angriffe ertönen und die Pfeile bereits die Häupter der beiden Helden des Liedes — Krishna und Ardjuna, umschwirren, diese, unbekümmert um Alles was um sie vorgeht, sich in weitgehende Gespräche über philosophische Probleme vertiefen, welche in ihrer Wiedergabe ein dickes Buch ausfüllen? — Jedoch wird dieser Widerspruch bei derartigen poetischen Erzeugnissen des Altertums bald verständlich gefunden werden. Der Mahàbhàrata-Krieg hat nach einiger Kritiker Ansicht überhaupt niemals stattgefunden, ist nur eine Volkssage, deren Ursprung, weil in zu ferne Zeiten zurücklaufend, nicht ergründet werden kann, und die Bhaga-

vad-Gita ist ein Bruchstück dieser Volkssage, eine Art philosophisches Märchen, der kindlichen, maßlosen, alle Grenzen überschreitenden Phantasie der Indier entsprungen.

Manche wollen das ganze „hohe Lied“ nur als eine Allegorie, nur in symbolischem Sinne auffassen. Ardjuna repräsentiert nach ihnen die menschliche Seele, welche sich weigert, den Kampf gegen ihre Feinde — die schlimmen Neigungen, Leidenschaften und Begierden, welche durch Ardjuna's Blutsverwandte, Freunde und Lehrer dargestellt sind, aufzunehmen, wozu sie (die Seele) von Krishna, der die innere Stimme, das Gewissen, das höhere Ich vertritt, aufgefordert wird.

Nun giebt es aber noch einen dritten Standpunkt, von welchem aus der Vorgang der Unterweisung Ardjuna's durch Krishna erklärt werden kann, welcher uns weder mit der Thatsache des wirklich stattgehabten Mahàbhàrata-Krieges in Konflikt bringt, noch auch es notwendig macht, sich die darin handelnden Personen nur bildlich zu denken; und da dieser Standpunkt von einer Reihe indischer Religionsforscher eingenommen wird, dürfte es für Manche nicht ohne Interesse sein, die Frage auch von diesem Gesichtspunkte aus beleuchtet zu sehen.

Zum Zwecke des besseren Verständnisses ist es jedoch notwendig, sich vorerst mit der vedantischen Klassifikation der höheren, der mystischen Bewußtseinszustände bekannt zu machen. Es muß dabei jedoch vorausgeschickt werden, daß alle jene Zustände, die während der Hypnose, dem künstlichen Somnambulismus u. s. w. sich geltend machen, hier nicht in Betracht kommen, da diese nach den Anschauungen der indischen Religionsphilosophie unter die Rubrik Magie zählen und mit höheren Bewußtseinszuständen nichts zu thun haben. Warum dies? — Weil das Endziel aller indischen Philosophie ist: unser eigentliches, unvergängliches Selbst als das absolute Sein zu erkennen [oder wie Dr. R. von Koeber in seiner vorzüglichen Definition des Wortes Mystik auf Seite 78 des VI Bandes der Sphinx sich so vortrefflich ausdrückt: „die Einswerdung mit der göttlichen Urkraft“] und weil alle medialen Zustände das betreffende Subjekt weder zur Erkenntnis des Selbst noch von irgend etwas Anderem führen (?) — mag auch das Experiment für Andere noch so belehrend und interessant sein.

Nach vedantischer Klassifikation werden die höheren, mystischen Bewußtseinszustände in zwei Hauptkategorien eingeteilt, nämlich in

I. Paròksha-Gnàna — d. h.: nichtvollkommenes, nur mittelbares und bedingtes Erkennen.[1])

II. Aparòksha-Gnàna — d. h.: selbstrealisiertes, unmittelbares und unbedingtes Erkennen.

Unter Paròksha-Gnàna, welches in drei Unterabteilungen eingeteilt wird, welche im Sankrit Shravana, Manana und Nididhyàsana heißen, werden alle jene Bewußtseinszustände verstanden, während welcher der Schüler (d. h. der nach Weisheit Strebende, der Mystiker) seine ganze Aufmerksamkeit von der physischen Ebene und Allem, was damit zusammen-

[1]) Gnàna ist wohl am besten mit Erkenntnis oder Weisheit zu übersetzen.

hängt, abgewendet und auf die höchste erreichbare Wahrheit der Geisteswelt konzentriert hat. In seinem Aeußeren unterscheidet sich ein solcher in nichts von dem, im wachen (Djagrata-) Zustande Befindlichen; doch sind schon während Shravana, dem niedersten aller Gnàna-Zustände, all seine „Seelenkräfte" gleichsam zu einem Sinne verschmolzen und während er diesen Kollektivsinn — nun Antahkarana genannt — einzig und allein zum angespannten Lauschen auf die Worte seine Lehrers verwendet, wird er gegen alle Vorkommnisse der Außenwelt, sowie auch gegen Schmerzgefühl, Hunger und Durst, Hitze und Kälte u. s. w. unempfindlich sein. Im weltlichen Sinne hat wohl Jeder schon einen Vorgeschmack solcher Zustände erfahren — der Musiker, wenn er sich ganz in das Meisterwerk seines Lieblingskomponisten vertiefte und dabei seinen schmerzenden Zahn vergaß, der Maler, wenn er, auf einsamem Felsen sitzend, über das Schauspiel eines Sonnenunterganges derart in „Extase" geriet, daß er darüber das Abendessen versäumte rc. rc. Doch sind das keine Zustände von Gnàna, während welcher der Betreffende Fortschritte in der Selbsterkenntnis macht.

Dieser Zustand des Shravana dauert so lange, bis entweder die Vorgänge der Außenwelt sich geltend machen — in vedantischer Sprache: die Seele (Djiva) ihre Aufmerksamkeit von der geistigen Ebene wieder zurückzieht und der physischen zuwendet — oder dieser Zustand in eine höhere Stufe von Paròksha-Gnàna übergeht, nämlich in das Manana oder das Nididhyàsana, während welcher jener „Kollektivsinn", statt wie bei dem Shravana zum Lauschen auf die Worte des Lehrers, hier zum Nachdenken, bezw. innerlichen Betrachten dieser Lehren verwendet wird.

Der großer Mystiker Johannes Tauler hat diese Zustände des Paròksha-Gnàna sehr bezeichnend also geschildert:

„Die Seele ist mit ihren Kräften gar weit ausgebreitet und zerstreuet, nämlich eine jede Kraft in ihr eigenes Werk. Z. B. die Kraft zu sehen ist zerstreuet in die Augen, die Kraft zu hören in die Ohren, die Kraft zu schmecken in die Zunge u. s. f.; daher kommt es, daß die Seele mit ihren Kräften schwach ist zu denen Dingen, welche inwendig sollten verrichtet werden. Denn die zerstreute Kraft ist nicht so vollkommen wie die vereinigte. Darum wenn die Seele inwendig kräftig wirken soll, so muß sie alle ihre Kräfte und Sinnen von der Zerstreuung zusammenlesen, und sie ganz miteinander bringen zu der innerlichen Wirkung".

Aparòksha-Gnàna — das unmittelbare Erkennen, zerfällt wieder in verschiedene Unterabteilungen, welche im Sanskrit „Samàdhi" und „Turiya" heißen und die wir wieder am besten mit Köber's Worten als „die zeitweilige Versenkung in das Ewige und Einswerdung mit der göttlichen Urkraft" kennzeichnen. Der, während Aparòksha-Gnàna Erkennende verhält sich zu dem, während Paròksha-Gnàna Erkennenden wie ein mit gesundem, freiem, unbewaffnetem Auge Sehender sich zu dem verhält, der sich der Instrumente oder Werkzeuge — Augengläser u. dgl. bedienen muß. Wie der Schüler (der nach Weisheit Strebende, der Mystiker) oder vielmehr dessen Seele (Djiva) während Paròkshagnàna seine ganze Aufmerk-

samkeit von der physischen (äußersinnlichen) Ebene abgewendet, so hat er dasselbe während Aparòkshagnàna auch ganz von der psychischen (innersinnlichen) und Allem, was damit zusammenhängt, gethan. Nicht nur die äußern Sinnesorgane und Wahrnehmungsfähigkeiten als Einzelkräfte haben ihre Thätigkeit eingestellt, — das ganze Antahkarana, alle die sogenannten „Seelenkräfte“, die Gehirnthätigkeit, der Intellekt und (darauf sei hier besonders hingewiesen) somit auch die Vorstellung von Zeit und Raum — alle sind gleichsam zur Ruhe gegangen; der „Geist“ allein ist wach. Wie von einem Nebel befreit, der sich mehr und mehr lichtete, je weiter er, der Geist, in die höheren Zustände des Aparòksha-Gnàna eintrat, sich hingegen mehr und mehr verdichtet, je mehr er sich wieder dem wachen (Djagrata-) Zustande nähert, — vernimmt, erfaßt und verwirklicht er, — ohne Vermittlung der Sinneswerkzeuge die höchsten Wahrheitslehren, welche durch diese zeitweilige Einswerdung mit der göttlichen Urkraft sich ihm erschließen. Dieses sind die Zustände der Verzückung, der wahren Seherschaft und der göttlichen Erleuchtung, von denen Augustinus sagt: „Wenn der Mensch sich mit seinem Herzen kehret zu der Ewigkeit, so hat er nichts zu thun mit der Zeit“. Und wie ein stiller klarer Bergsee, dessen Oberfläche kein Windhauch bewegt, vom Licht der Sonne in dem Augenblicke, wo sie durch die Wolken hervorbricht, ganz und bis zum Grunde durchleuchtet wird und ihr Bild in jedem Tropfen widerstrahlt, — so wird das Herz dessen, der Aparòkshagnàna in sich verwirklicht, in einem Augenblicke von der geistigen Sonne und bis in den innersten Grund, erleuchtet und je stiller, je ruhiger, je unbewegter sein Gemüt bleibt, desto heller wird das Licht der Wahrheit in ihm erstrahlen.

Auch von diesen Bewußtseinszuständen spricht Tauler an vielen Stellen seiner Predigten, u. A. bei der Erklärung der Worte aus dem Buche der Weisheit, 18 K., 14—19 (Da alles stille war und ruhete, da fuhr Dein allmächtiges Wort vom Himmel und wurde mir heimlich zugesprochen): „Je mehr nun solche Leute die Kräfte ihrer Seelen zur Einigkeit zusammenziehen und von allen Einbildungen, so sie zuvor mögen gehabt haben, abziehen, auch aller Kreaturen vergessen können, je näher kommen sie zu der Einsprechung und Geburt dieses Wortes und je eher können sie es in sich empfangen. Ja, wenn sie könnten alle Dinge in ihrer Seele dergestalt vergessen, daß sie auch nichts wüßten von ihrem eigenen Leib und Leben, maßen St. Paulo in seiner Entzückung widerfahren, davon er spricht: Er wisse nicht, ob er außer oder in dem Leibe gewesen . . . . alsdann könnten sie dieser Geburt am allerfähigsten sein“.

Und an einer andern Stelle sagt Tauler: „Daselbst wird alsdann die Seele über alle Kräfte geführet in eine große Wüste (von welcher noch kein sterblicher Mensch nichts würdiges reden kann). Ja, in eine göttliche, einfältige Einigkeit, von welcher noch niemand sagen kann, wie sie sey, wird sie hingebracht, daß sie, sozusagen, alle Unterscheidung verlieret, nicht zwar nach ihrem Wesen, sondern nach den Dingen, welche in die äußerlichen Sinne zu fallen pflegen. Denn, in der Einigkeit wird alle

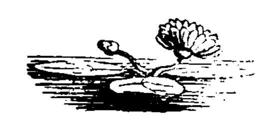
Vielheit verloren, und die Einigkeit bringet alle Vielheit zusammen in Eins".

Wenn wir nun an der Hand dieser Skala höherer Bewußtseinszustände die Bhavagad-Gita durchgehen, so wird uns nicht nur der ganze Inhalt in einem andern Lichte erscheinen, sondern es könnte auch den Schein der Wahrheit gewinnen, daß Ardjuna während Krishna's Unterweisung nicht im normalen, wachen Zustande war, sondern auf einer jener höheren Bewußtseinsebenen sich befand, welche über die Gesetze von Zeit und Raum erhaben sind, und daß folglich die ganze Unterweisung Krishna's, welche ein inneres Schauen Ardjuna's war – eine Erschließung der Quelle aller Wahrheit — in einen Zeitraum stattfinden konnte, der den, auf dem Schlachtfelde Anwesenden, nur wie wenige Augenblicke erschien. Die Kampfgenossen bemerkten von dem ganzen Vorgange nichts, als die demselben vorhergehende Schwäche, welche das Herannahen eines jeden höheren Bewußtseinszustandes kennzeichnet und auf welche Ardjuna in den Strophen 29 und 30 des I Kapitels mit den Worten hindeutet: „Mein ganzer Körper erzittert; die Haare stehen mir zu Berge; die Haut erglüt wie im Feuer; der Bogen entsinkt meiner Hand; ich kann mich nicht mehr aufrecht halten und meine Gedanken verwirren sich".

Unsere Ansicht zu bestärken ist ganz besonders das XI Kapitel geeignet, in welchem Krishna sich dem Ardjuna als der Herr der Welten, als der Schöpfer, als der Erhalter und als der Zerstörer des Universums offenbart. Hätte Ardjuna sich nicht auf einer höheren Bewußtseinsebene befunden — wo allein ihm solche Offenbarung zu Teil werden konnte — wie wäre es denn zu erklären, daß nicht die sämtlichen versammelten Krieger zugleich mit ihm an der Vision teilgenommen hätten? Dies jedoch war nicht der Fall und daß von all den Tausenden und aber Tausenden, die auf dem Kampfplatze versammelt waren, Ardjuna als Einziger dazu befähigt war, sagt Krishna ausdrücklich in der Strophe 47 und 48 dieses Kapitels in folgenden Worten:

„Durch meiner Gnade mystische Gewalt
Hast Du, Ardjuna! meine Form gesehen;
Unendlich, strahlend, Alles in sich schließend,
Die außer Dir noch Keiner jemals sah.
Nicht durch der Veden Lesung, noch durch Opfer,
Durch Denken nicht und nicht durch gute Werke,
Auch nicht durch Buße kann ein Sterblicher
Sie sehen; — Du allein hast sie geschaut".

(Hartmann's Uebersetzung.)



Erlösung!

Vom

Wanderer.

⁂

Ich hab in der Nacht, in der Nacht,
die Kissen durchwühlt;
ich habe mein brennendes Angesicht
in ihre weichen Falten gepreßt,
und hab sie durchnäßt
mit heißen, schmerzenden Thränen . . .

Oh dies wilde Sehnen
nach Erlösung, nach Rettung,
es hat mir das blutende Herz zerfleischt,
wild bäumt es sich in mir auf und heischt,
zu lösen der Sünden Verkettung.
Ohnmächtig hab ich gerungen;
es hat mich niedergezwungen.
Meine Seele ist wund;
es ächzen im Hirn die Gedanken;
um meinen Mund
will klammernd der Fluch sich ranken.
So lieg ich da in meiner Schwäche,
vor mir des Elends erbärmliches Bild;
ich sinne und grüble und kann nicht helfen,
ich sinne und grüble ohne Errettung;
und schmerzlich wühlen mir im Hirn
die bleichen Erlösungsgedanken . . . . .

Da kommt der Schlaf
und erbarmt sich meiner . . .
Der schwache Leib
fällt matt in seine Arme.
Er bettet mein Haupt an seiner Brust
und streichelt mir sanft,
mit weicher Hand,
die heiße, brennende Stirn.

Und die Gedanken im Hirn,
die es blutig gerissen,
entschlummern leicht
bei seiner Berührung
wie müde, betende Kinder . . .

Ich schlafe ein — und träume . . .

Und träume von einem hellen Tag . . . . .
Weit strahlt vor mir so licht und rein,
schimmernd im leuchtenden Sonnenschein,
eine Riesenstadt.
Auf den rauchgeschwärzten Häusern
liegt der Frieden;
und hinter den Mauern der Fabriken
hasten geschäftig wie früher
die Männer der blauen Bluse.
Die Maschinen stampfen wie ehmals,
und der rußige Schornstein
speit seinen Rauch zum Himmel.
Die Hämmer dröhnen,
die Räder schwirren . . .
Es ist ein Gesumm und Gebrumm
wie in dichtbevölkertem Bienenkorbe —
die Melodie der Arbeit . . .
Alle die Männer aber
schaffen mit Freuden
am schweren Tagwerk.
Auf den ernsten Gesichtern
liegt es wie Frieden;
die Spuren des Elends
sind längst verwischt.
Und wo sich zwei Blicke der Schaffenden treffen,
da leuchten sie auf,
innig, verständnisvoll,
als sprächen sie: Bruder, Geliebter . . .

An den Straßenecken
steht nicht mehr wie früher
die bleiche klappernde Not, —
der Segen durchwandert
alle die Gassen
und schenkt seiner Gaben
reichliche Fülle, —
und in der kleinsten Hütte
liegt lachender Sonnenschein . . .

Lieblicher Traum,
entschwinde mir nicht!
immer will ich dich schauen.
Siehe, das Leben hat mich gezeichnet:
Wem es dornige Kränze flicht,
der wird stark, an der Zukunft zu bauen.
Kämpfen will ich und hadern,
daß der Tag des Friedens erwacht,

daß wir tilgen in unsern Adern
das tödliche Gift der Sündennacht.
Mein Herz mag in Wunden zucken,
mein Hirn in Schmerz erzittern,
ich lasse dich nicht,
du Traumgesicht! —
Und muß ich auch trinken den bittern
Leidenskelch des Lebens:
dir will ich alles weihen,
heiliger Friedenstag!
Mein Mund soll flehen und schreien:
Tag der Erlösung, erwache! —
Her deine blutigen Dornenkränze!
ich drücke sie mir aufs Haupt —
daß ihn einst dein Licht umglänze,
den Beter, der an dich glaubt! —



Tat twam asi.

Wehe dem, der da sagen wollte: Ich bin Du!, ehe er zu sagen lernte: Ich bin Ich!; das aber muß erlebt werden. Auch ein Christus sagte: Ich bin der Weg! bis er sein Gethsemane fand und sagen konnte: Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine! Zum Tat twam asi gelangt man durch das Gottfühlen; was das heißt, weiß derjenige, welcher sein Ich erlebt hat. Ehe man sich als Opfer bringt, muß man ein Opfer werden. Seid bereit, ihr Erkennenden, wenn euer Gethsemane kommt, daß ihr da sagen könnt: Ich bin Du!, welches bedeutet: Es ist vollbracht!

F. E.



Inneres Alter.

Man redet immer viel von Erfahrungen und Lebenskenntnissen und man verbindet damit stets einen kleinen Pharisäergedanken. Ich aber sage euch: Man kann in einem jungen Jahre oft mehr erleben und wissen lernen, als viele oder wohl die meisten auf ihrem ganzen Lebenswege bis in ihr hohes Alter je geahnt haben. Nur unsere Seelenschmerzen und Seelenleiden finden den Weg zum Ziel. F. E.





Annie Besant,

Ein lebendes Vorbild.

Dargestellt von

Hübbe-Schleiden.

Frau Annie Besant ist die Führerin der theosophischen Bewegung in England; in gewissem Sinne kann man sie als die Nachfolgerin von Frau Blavatsky, der Begründerin der theosophischen Gesellschaft, bezeichnen.

Glühende Wahrheitsliebe und hinreißende Redegewalt erheben diese Frau um ein beträchtliches selbst über andere bedeutende Frauen; vielleicht ist sie die geistig bedeutendste Frau aller gegenwärtig lebenden. Schon am Schlusse des letzten Aprilheftes (S. 182) habe ich meine Meinung über sie kurz zusammengefaßt. Hinzuzufügen hätte ich dem etwa noch, daß ihr Auftreten ein ebenso geistig vornehmes wie liebevolles ist. Dies bewährt sich nicht allein in der gewaltigen Macht ihrer freien Rede wie in Allem, was sie schreibt, durch ihre Fähigkeit, mit meisterhafter Überlegenheit spielend die größten Versammlungen als Vorsitzende zu leiten und tausende von Menschen durch die Geisteskraft ihres gedankenreichen Wortes in vollendet schöner Form mit ihrer tiefen klangvollen Stimme zu beherrschen: den gleichen hoheitsvollen Eindruck macht sie auch in ihrem Umgange mit Menschen durch ihre gemütvolle Feinsinnigkeit, mit der sie jeden Rat- und Hülfesuchenden empfängt, ihm beisteht und jeden, der es verdient, auch im Gedächtnisse behält. — Wenn England uns in vieler Hinsicht als Vorbild gedient hat und noch dient: eine solche Erscheinung wie Frau Annie Besant kann gewiß als solches dienen — vor allem für Theosophen und für Solche, die es werden möchten. Das beweist ihr bisheriges Leben!

Geboren wurde sie in London 1847 als Annie Wood. Ihr Vater gehörte als Vetter zur Familie des Lord-Kanzlers Hatherley aus Devonshire; ihrer Mutter Familie hieß Morris und war irländischen Ursprungs.

Ihr Vater starb schon im Oktober 1852, und ihre Mutter zog darauf nach Harrow und richtete dort ein Kosthaus für Schulknaben der dortigen großen Erziehungsanstalt ein; dort nahm die kleine Annie an den kraftvollen Spielen der Knaben im Freien teil — sehr zum Vorteil ihrer gesundheitlichen Entwickelung. Ihr Lieblingsbuch in jener Zeit war Miltons „Verlorenes Paradies", und ihr beliebter Held darin war Satan, dessen große Reden sie besonders gerne deklamierte.

Später nahm die Schwester des bekannten Schriftstellers Kapitän Marryat sich ihrer Erziehung an, und wie sie selbst sagt, verdankt sie dieser einsichtsvollen Gönnerin nicht nur manches wertvolle Wissen, sondern vor allem die Entfaltung ihrer Liebe zum Lernen und Wissen.

Wie es in England fast unvermeidlich ist, war ihre religiöse Erziehung orthodox und mit dem ganzen Ernste ihrer leidenschaftlich sich hingebenden (irländischen) Natur erfaßte sie zunächst diese Geistesrichtung in fast fanatischer Weise. Neben den vielseitigen litterarischen Studien sowie der Einführung in französische und deutsche Gedankenkreise, dem Unterrichte in der Musik und dergl. Bildungsmaterial, das sie in sich aufnahm, gab sie sich ganz jener Geistesströmung der „Erweckungen" hin, welche damals, 1865, gerade zur Zeit ihrer Konfirmation, England, und von dort aus alle Welt, in Bewegung setzten.

Freilich spielte ihr schon damals ihr selbständiger Geist den ersten ketzerischen Streich, als sie in der Passions-Woche des Jahres 1866 versuchte, eine Harmonie der Evangelien-Berichte über die Vorgänge der Leiden Jesu herzustellen. Das mißglückte ihr. Doch damals warf sie noch entsetzt die Feder hin im Schrecken über den in ihr auftauchenden „teuflischen" Zweifel. Sie fastete freiwillig für ihren unfreiwilligen Unglauben. Damals überwog noch ihr gewaltiger Wille ihren starken wachsenden Verstand.

Ihre kirchliche Begeisterung erlangte aber bald darauf ihren Höhepunkt. Wäre sie katholisch aufgewachsen, sie wäre unzweifelhaft Nonne geworden; ihr, der Anglikanerin, aber erschien als die höchste für sie erreichbare Stufe, einen Geistlichen zu heiraten. Konnte sie sich nicht dem himmlischen Bräutigam antrauen lassen, so mußte es einer seiner Stellvertreter sein. Dabei war es ihr gleichviel: welcher.

Bei einer eifrigen Ausschmückung der Clapham Mission Chapel für einen Erweckungs-Gottesdienst hatte sie den jungen Reverend Frank Besant kennen gelernt, einen Bruder des bekannten Novellisten Walter Besant. In Ermangelung des Himmelsbräutigams nun ehelichte sie Herrn Frank Besant im Dezember 1867. Daß sie aber damals so wenig wußte, wie ein Kind von vier Jahren, was eine Ehe bedeute und was die Tragweite eines solchen Schrittes sei, darin liegt ein unverantwortliches Unrecht, welches ihre Mutter mit so unendlich vielen anderen Müttern von damals wie von heute beging.

Leicht begeistert für alles Edle und Hohe, für Freiheit des Geistes, Wahrheit und Gerechtigkeit, hatte sie kurz vorher bei ihrer ersten Be-

rührung mit dem politischen Radikalismus Englands und mit der irischen Unabhängigkeits-Bewegung für diese Ideale in ihrem Herzen Feuer gefangen. Ihr Gatte aber, ein alltäglicher Gelehrter, stand völlig unter dem Banne des Konservatismus und des als „konventionell“ von alters Hergebrachten. Er ahnte nicht, daß er in enger armseliger Falle eine große, freie Himmelsseele eingefangen hatte; sie aber ward nur zu bald völlig enttäuscht und suchte dieses nun in eifrigem Lernen und Novellen-Schreiben für den Family-Herald zu betäuben.

Damals lebten sie in Cheltenham, wo Frank Besant eine Oberlehrer-Stelle hatte. Bald aber erhielt er durch Vermittlung ihres Onkels Lord Hatherley eine Anstellung als Geistlicher zu Sibsey in Lincoln (mit 9000 Mk. jährlich).

Jetzt dauerte es auch nicht lange, bis ihre innere Entwicklung in die Zeit der heißesten Gährung eintrat. Die Veranlassung dazu war ihr das eine ihrer beiden Kinder. Das ältere ist ein Knabe, das jüngere ein Mädchen. Letzteres wurde im Alter von sieben Monaten in entsetzlicher Weise vom Keuchhusten geplagt. Damals kannte sie noch nicht die Lösung des Rätsels der Liebe und Gerechtigkeit alles Geschehens durch die Karmalehre. Was Wunder, daß dieses scheinbar „unverdiente“ Leiden dieses ihres „unschuldigen“ Säuglings sie an jener Gottvorstellung irre werden ließ, welche die Willkür oder den „Ratschluß“ eines persönlichen Gottes für alles Leid der Welt verantwortlich wähnt!

Mit diesem Grunddogma der Kirchenlehre schwanden ihr bald auch die andern, insbesondere nahm sie Anstoß an den Vorstellungen: 1. einer ewigen Verdammnis nach dem Tode, 2. einer Versöhnung mit einem „grausamen Gotte“ durch das stellvertretende Leiden Jesu und 3. die Lehre, daß jedes Wort der Bibel eine Offenbarung absoluter Wahrheit sei. Nur an *einem* unverstandnen Dogma hielt sie lange Zeit noch fest, an der *Gottheit Christi*. Diese dogmatische Auffassung war für sie zu sehr verwachsen mit der Kunst und mit der idealen Lebensauffassung, mit dem Schönsten, was ihr bisher Musik und Malerei und Dichtkunst dargeboten hatten. Auch nahm sie gleichsam Partei für Christus, den unschuldig Leidenden, gegenüber seinem „grausamen und ungerechten *Vater*“ der ihn leiden ließ, wie sie ihr eignes Kindchen hatte leiden sehen.

Ehe sie sich daher auch von diesem letzten Dogma und damit von der Kirche selbst ganz abwandte, machte sie noch einen ehrlichen Versuch, die Kirche für sich reden zu lassen. Sie ging nach Oxford zu dem alten Dr. Pusey, der für den gelehrtesten und ehrwürdigsten aller damaligen Theologen der englischen Hochkirche galt. Sie wurde von ihm angehört, jedoch erklärte er schon ihre Frage für eine Gotteslästerung; und als sie ihn um weitere Aufklärung bat, erklärte er: sie habe schon zu viel gelesen. „Es ist Ihre Pflicht, so sagte er, die Wahrheiten zu glauben und so anzunehmen, wie die Kirche sie lehrt. 'Auf ihre eigene Gefahr hin verwerfen Sie sie. Versprach der Herr uns nicht, daß er im Geiste immer bei uns sein und uns in alle Wahrheit leiten wolle?!“

„„Aber die Thatsache dieses Versprechens ist ja gerade das, was ich bezweifle““.

Er schauderte: „Vater vergieb ihr, denn sie weiß nicht, was sie sagt!“

„„Ich habe freilich Alles zu gewinnen, und nichts zu verlieren, wenn ich Ihren Weisungen folge; aber Wahrheitsliebe macht es mir unmöglich, vorzugeben, etwas annehmen zu wollen, was ich doch nicht glaube““.

„Nichts zu verlieren? — In der That, Sie werden selbst verloren gehen in der Zeit und in der Ewigkeit!“

„„Verloren gehen oder nicht. Ich muß und will aber ausfinden, was wahr ist; und ich will nicht glauben, bis ich nicht gewiß bin““.

„Sie haben kein Recht, Gott Bedingungen vorzuschreiben, was Sie glauben wollen und was nicht. Sie sind voll von Verstandes-Hochmut“.

(„Ich seufzte hoffnungslos“, schrieb später Frau Besant. „Wahrhaftig damals war gar wenig Hochmut in mir. Ich stand auf und dankte ihm für seine Gefälligkeit“). — „„Ich werde nunmehr aus der Kirche austreten und muß die Folgen meines Unglaubens schon tragen““, sagte sie.

„Ich verbiete Ihnen, überhaupt von Ihrem Unglauben zu sprechen. Sie werden unfehlbar sonst noch Andere in Ihr Verderben mit hineinziehen!“ —

Langsam und traurig kehrte sie zum Bahnhofe zurück. Der Würfel war gefallen. Auch das letzte Ideal der Kirche war für sie zerstört; ihr Ideal der Schönheit und der Menschenliebe wanderte in die Rumpelkammer aller toten Götzen.

Nur einmal noch trat ihr die Kirche wieder nahe in Gestalt des idealsten und vollendetsten Vertreters wahren Christentums zu jener Zeit in England, des Dean Stanley.

Annies Mutter fühlte sich dem Tode nahe und begehrte noch einmal das Abendmahl, jedoch nur in Gemeinschaft mit ihrer geliebten Tochter. Da nun diese aus der Kirche ausgetreten war und ihre Gründe dafür Aufsehen erregt hatten, so weigerten sich, wie begreiflich, alle gewöhnlichen Geistlichen, sie an der heiligen Handlung teilnehmen zu lassen. Dennoch hatte sie darin gewilligt um des Friedens ihrer Mutter willen, der zu Liebe sie zu jeder Zeit in den Tod gegangen wäre. In dieser Not wandte sie sich an den Dean von Westminster, Stanley, einen der bedeutendsten und weitherzigsten Geistlichen, die England je geboren, an denselben Mann, der auch unserm berühmten Indologen F. Max Müller seine Kanzel in der Westminster-Abtei zur Verfügung stellte, um von dort ein Wort der glühenden Begeisterung für die tiefsinnigen Religionslehren Indiens zu sprechen.

Zagend trat sie bei ihm ein, trug ihm kurz ihren Fall vor, sagte daß und warum sie aus der Kirche ausgetreten sei, berichtete den Wunsch ihrer sterbenden Mutter und daß der sie in Verzweiflung setze; sie möchte sich selbst getreu sein, aber — ihre Mutter, die Heilige ihres ganzen Lebens, ihre heißgeliebte Mutter — liege im Sterben!

„Sie haben recht gethan, zu mir zu kommen“, sagte der Dekan in

weichem gemütvollem Tone und sah sie mit einem tiefen Blicke innigen Mitleidens an. „Ich werde gerne zu Ihrer Mutter hingehen, und ich zweifle nicht, daß, wenn Sie dann ihre Bedenken mit mir besprechen wollen, wir doch unsern Weg wohl finden werden, um die Wünsche Ihrer Mutter zu erfüllen".

Man kann sich denken, wie Frau Besants Herz von Dankbarkeit so voll war, daß sie es kaum aussprechen konnte. Aber Dean Stanley that mehr, als er versprochen hatte. Noch an demselben Nachmittage suchte er die Mutter auf, um sich ihr vertraut zu machen, „da ein Fremder immer störend sei für einen Kranken, welcher Trost begehre". Deshalb wolle er sie vorbereiten, um dann an dem nächsten Morgen ihr das Sakrament spenden zu können.

Als er an dem Nachmittage wohl ein halbes Stündchen mit der Mutter geredet hatte, wandte er sich Frau Besant zu, um auf ihre Lage einzugehen. Seine Meinung aber faßte er nach gründlicher Besprechung ihrer Schwierigkeiten in das Wort zusammen: das Leben eines Menschen halte er für wichtiger als alle seine Theorien. Einen Christen nenne er nur den, der christlich handle. Über den Begriff der Gottheit Jesu nachzugrübeln, halte er für wenig wertvoll. Das Geheimnis göttlichen Daseins sei schwer zu ergründen, aber es sei Thorheit, Worte zu Trennungslinien zwischen ernsten Seelen werden zu lassen: „Auch das Sakrament der heiligen Kommunion, sagte er sanft und gütig, war niemals beabsichtigt, um Herzen, die den einen Gott im Geist und in der Wahrheit ernstlich suchten, von einander zu trennen. Der Stifter des Abendmahls setzte damit ein Sinnbild der Vereinigung ein, nicht des Streites".

Am folgenden Tage wurde diese Kommunion gefeiert und dabei tröstete er auch die Mutter völlig über alle ihre Bedenken hinsichtlich ihrer Tochter. „Vergessen Sie nicht", so sagte er ihr, „Gott ist Geist, der Geist der Wahrheit; und daher kann das ernste und aufrichtige Suchen nach der Wahrheit niemals Gott mißfällig sein. Wird es mit voller Kraft und Ehrlichkeit betrieben, so wird es immer näher zu Gott führen, mag auch dabei mancher Umweg eingeschlagen werden!"

Als er später einmal Frau Besant wiedersah, fragte sie ihn, wie er mit seinen Ansichten in der Kirche auszuhalten vermöchte. Darauf sagte er: „Ich glaube, daß ich der lebendigen Religion mehr diene in der Kirche, indem ich die Grenzen des Gebiets von innen zu erweitern trachte, als wenn ich draußen für mich allein wirke". Das rechtfertigt auch sein Verfahren mit Max Müller. In der Kirche selbst aber bei andern Geistlichen fand er wenig Verständnis; man betrachtete ihn fast wie einen Kirchenschänder. Frau Besant aber verstand ihn.

Ueber diese sagte auch ihre Mutter noch im Tode ein treffendes Wort: „Alle Schwierigkeiten Annies kommen nur daher, weil sie zu religiös ist!" Fortan galt Frau Besant für Jahrzehnte in England als „Hohepriesterin der Irreligiosität"; und doch war es nur die Religiosität ihrer „Religionslosigkeit", die diese so unüberwindlich machte.

Schon im Jahre 1873 war sie durch die Verwandten ihres Mannes gezwungen worden, dessen Haus zu verlassen, obwohl jene anerkannten, daß alle gebildeten Menschen dieselben Ansichten hätten, welche Frau Besant veranlaßten, sich den unverstandnen Formen der Kirche zu widersetzen. In der kontraktlichen Scheidung, die nun folgte, ist von dem ausführenden Richter, Sir George Jessel, ein Muster von Gehässigkeit und Ungerechtigkeit geliefert worden. Sie wurde benachteiligt und ihr später sogar darauf hin die Pflege ihrer Kinder entzogen, obwohl jeder anerkannte, daß sie, sich aufopfernd, für ihre Kinder sorgte, und während doch ihrem Manne thätliche Grausamkeit ihr gegenüber durch Zeugen nachgewiesen wurde. Aber obwohl Frau Besant seit ihrer Scheidung von ihren Gegnern gehetzt wurde, verfolgt von Geheimpolizisten, umwirbelt von Lügengeweben des Skandals und der schamlosesten Verläumdungen, so ist doch niemals irgend jemand aufgestanden und hat auch nur die geringste Anklage gegen ihren Charakter und gegen ihre Lebensführung aufrecht erhalten.

Für sie war zunächst der Weg zum Atheismus unvermeidlich. Mansels „Bampton Vorlesungen", Mills „Untersuchungen über Hamiltons Philosophie" und Comtes „Philosophie positive" trieben sie vollständig dem Materialismus in die Arme. Den Ausschlag gab für sie hier aber noch ein weiteres Erlebnis.

In einem großen Kohlenbergwerk Yorkshires war eine Explosion erfolgt, die über hundert Arbeiter begraben hatte; einige waren mutmaßlich sofort getötet, andere mochten noch zu retten sein, wenn ihnen unverzüglich Hülfe gebracht werden konnte. Doch dies war nur mit der größten Lebensgefahr möglich. Frau Besant war Zeuge dieses Vorgangs und sah dabei einen Fall von Selbstverleugnung eines jungen Atheisten, der als erster hervortrat und sich anschickte auf den Fahrstuhl zu treten, um in den rauchenden Schacht hinabzusteigen, seinen verunglückten Mitmenschen zu helfen, die ihm fremd, aber eben hülfebedürftig waren. Niemand hatte den Mut, der sehr großen Todesgefahr zu trotzen, bis der junge Mann sich meldete; hundert Andere standen um die starrende Oeffnung der Grube umher, aus der die Rauchsäule des brennenden Holzwerkes unten hoch zum Himmel stieg. Der junge Mann war allgemein bekannt als Atheist; seine Leugnung eines persönlichen Gottes hielt ihn aber nicht ab von hülfsbereiter Menschenliebe; die Todesangst der Mütter, Frauen und Töchter der Verunglückten trieb ihn zur Heldenthat.

Es vergingen noch einige Jahre, ehe Frau Besant zur ersten Hauptaufgabe ihres Lebens, zu der sozialistischen Agitation, überging. Die für sie zunächst notwendige Periode war die des materialistischen Atheismus. War diese selbstverständlich für sie bloß eine Durchgangsstufe, so war es doch eine nötige Vorbereitung sowohl für ihre erfolgreiche Vertretung des Sozialismus, wie auch für ihre ganz besondere Gestaltung der theosophischen Bewegung in der englischen Welt.

Nachdem Sie aus dem Hause ihres Mannes vertrieben war, hatte

sie ein Jahr bei ihrer Mutter gelebt. Mit deren Tode begann aber für sie eine harte Zeit, ein schwerer Kampf ums Dasein, in dem sie sich mit dem ihr noch gelassenen Kinde, ihrer Tochter, nur schwer durchzubringen vermochte und selbst oftmals Hunger leiden mußte, da sie damals noch durch keine hervorragenden Leistungen öffentlich bekannt geworden war; und doch rang sie sich ohne fremde Hülfe durch. Wie oft mußte sie in dem Kosthause, in dem sie wohnte, sagen, daß sie zur Stadt gehe, um im „Britischen Museum“ zu studieren; sie „werde dann in der Stadt essen“. Ein Essen aber konnte sie nicht bezahlen, deshalb blieb sie den ganzen Tag bei ihrem Studium in der Bibliothek des „Britischen Museums“ sitzen. Das gab ihr die reale Grundlage in ihrem rastlosen seitherigen Wirken für alle Hungernden und Elenden. „Jene Zeiten“, sagt sie, „lehrten mich das Mitgefühl mit Allen, die da ringen, wie ich rang; und nie höre ich von bleichen Lippen die Worte: „Ich bin so hungrig!“ ohne zu gedenken, wie weh Hunger thut, und ohne diesen Schmerz wenigstens für den Augenblick zu stillen“.

Noch in andrer Weise wurde sie im Stillen auf ihre demnächst sich ihr erschließende öffentliche Laufbahn vorbereitet. Auf eine merkwürdige Art ward sie sich bewußt, daß sie mit der Gewalt der freien Rede begabt sei.

Im Frühjahr 1873 übte sie sich im Orgelspielen in einer Kirche ganz allein ohne Bälgetreter. Eines Tages wurde sie dort vergessen und eingeschlossen ohne Möglichkeit, sich bemerkbar zu machen. Wartend und sinnend kam ihr der Gedanke, auf die Kanzel zu steigen und einmal zu versuchen, wie sich von dort reden lasse. Als sie nun aber zu reden begann und ihre Stimme die Wölbungen entlang rollen und widerhallen hörte, da erwachte in ihr die Begeisterung der Rede, und ohne zu stocken, ohne je nach einem Wort zu suchen, ohne um den rhythmischen Fluß ihrer Satzbildungen sich irgend wie zu sorgen, fühlte sie, daß sie nur die Kirche vor sich gefüllt sehen müßte, mit den zu ihr hinaufgewandten Gesichtern, um deren Herzen je nach ihrer eigenen Stimmung mit Freude oder Schmerz, mit Begeisterung oder mit Empörung erfüllen zu können. Da zum ersten Male kam ihr das Bewußtsein, daß es ihr gegeben sein würde, durch die Gewalt melodischer Beredsamkeit das Ohr der Hörer zu gewinnen für jedwede Botschaft, falls sie je eine zu bringen haben würde. Und damals ahnte sie noch nicht, daß sie schon ein Jahr später öffentlich zuerst in großer Volksversammlung reden würde über „die politische Stellung der Frauen“.

Der Mann, der ihr diese Laufbahn eröffnete, war der jetzt schon verstorbene Charles B r a d l a u g h, der als Atheist und Freigeist s. Z. im Parlament und im gesamten Geistesleben Englands soviel von sich reden machte. Am 2. August 1874 hörte sie ihn zum ersten Male reden in der Hall of Science. Einige Tage später stellte er sie an als Mitarbeiterin in der Redaktion des National Reformer. Bis zu seinem Tode war sie ihm in idealer Freundschaft zugethan, auch dann noch, als ihre politische Wirksamkeit sie schon weiter vorangetrieben hatte.

Frau Besants Ruf als Rednerin und als Schriftstellerin unter dem Namen „Ajax" wuchs sehr schnell. Eine Rede, die sie im Januar 1875 in der South Place Chapel hielt über „die wahre Grundlage der Sittlichkeit", wurde alsbald in 70000 Exemplaren verkauft. Sie hielt regelmäßige Vorträge für die Secular-Gesellschaft. (In gewissem Sinne kann man diese englische Secular-Bewegung mit der frei-religiösen in Deutschland vergleichen). Auch im Freien sprach sie viel und nicht nur mit großem, äußerem Erfolge, sondern auch sehr zum Vorteil für ihre Gesundheit.

Eine der hauptsächlichsten Fragen, denen sie sich zuwandte, war der Neu-Malthusianismus. Vor 100 Jahren lehrte Malthus, daß die Ehen hinausgeschoben werden müßten, um die Uebervölkerung zu verhindern; der Neu-Malthusianismus lehrte, daß dazu die frühen Ehen wünschenswert seien, daß aber die Kindererzeugung durch künstliche Mittel zu verhindern sei. Die großen Bedenken gegen diese Lehre, welche Frau Besant sich selbstverständlich heute nicht verhehlt, traten ihr und Bradlaugh damals zurück gegen die grundsätzliche Verwendung einer Broschüre von Dr. Knowlton über diesen Gegenstand, um die Rede- und Preßfreiheit in England durchzufechten. Dies gelang nach manchen Schwierigkeiten. Dann zogen sie jene Schrift von Knowlton ganz zurück, und Frau Besant schrieb eine andere: „Das Gesetz der Bevölkerung: seine Folgen und das richtige Verhalten der Menschen zu demselben". Von dieser Schrift wurden in kurzer Zeit 100000 Exemplare in Europa und 110000 Exemplare in Amerika verkauft. Unglaubliche Gehässigkeiten und Verläumdungen sind über die Verfasserin dieser Schrift ergossen, meistens von denen, die sie niemals gelesen; die abscheulichsten Behauptungen von Ansichten, deren Gegenteil sie dort vertreten, wurden ihr untergeschoben; und der Rechtsvertreter ihres Mannes setzte es auch daraufhin durch, daß man ihr die Pflege für ihre Tochter entzog und zwar mit der offnen Anerkennung, daß nicht besser für das Kind gesorgt werden könne als bisher von der Mutter geschehen, aber um das Kind wieder dem Vater und der Hochkirche zuzuführen. Jetzt ist glücklicher Weise das Kind schon wieder mittelbar unter der Obhut ihrer Mutter.

Frau Besants litterarische und rednerische Thätigkeit in jenen Jahren von 1878—1886 war eine sehr vielseitige, ebenso viel wissenschaftlich wie politisch, sie wandte sich aber mehr und mehr den wirtschaftlichen Fragen zu. Je mehr sie so dem Sozialismus und Radikalismus zugedrängt wurde, desto mehr trat sie in Widerstreit mit ihrem Freunde Bradlaugh, und dies war für sie eine der schwersten inneren Krisen, die sie durchzumachen hatte; dadurch wurde, wie immer, auch ihre Gesundheit wieder ernstlich angegriffen. Doch nachdem sie einmal neue Gesichtspunkte als Wahrheit erkannt hatte, gab es für sie keine Wahl; sie mußte öffentlich mit ganzer Kraft für sie eintreten.

Von der Verstaatlichung des Landes ging sie zur Forderung der Verstaatlichung des Kapitals über. Dann kam die schauderhafte Metzelei



Kunstbeilage zur „Sphinx", Maiheft 1893.

der Arbeitslosen am Trafalgar Square in London. Sie zeichnete sich vor allen in der Pflege um die unglücklichen Opfer dieser Polizei-Gewaltthat aus. Sodann ward sie ein hervorragendes Mitglied der Law and Liberty League (des „Gesetz- und Freiheit-Bundes"), in der sie u. a. einen neuen Freund in William T. Stead fand, mit dem sie eine kurze Zeit das Fünfpfennig-Blatt Link herausgab. Ein anderer Freund erwuchs ihr aus dieser Wirksamkeit in Herbert Burrows, der ihr auch heute noch als Theosoph zur Seite steht. Mit selten dagewesenem Erfolge gelang es ihr und ihren Freunden den Kampf der Hülf- und Freundlosen, der Unterdrückten und Enterbten gegen die Uebermacht siegreich durchzufechten. Zu nennen sind hier vornehmlich die Streiks der Zündholz-Arbeiterinnen und der Dock-Arbeiter 1889. Noch nachdrücklicher verfolgte sie jedoch ihre Wirksamkeit im Ostende von London, seitdem sie zum Mitgliede der Ober-Schulbehörde für einen der größten Distrikte Ost-Londons ernannt worden war.

Im selben Jahre machte sie auch ihre erste Bekanntschaft mit den Thatsachen des Hypnotismus und des Spiritismus und ein Jahr darauf mit Frau Blavatsky und mit der Theosophie.

Was sie vom Materialismus abbrachte, waren besonders folgende Gesichtspunkte: Er giebt keine Lösung für die folgenden Thatsachen: 1. die hypnotischen und mesmerischen Experimente, Hellsehen ꝛc., 2. für den Wechsel des Bewußtseins, Träume ꝛc., 3. die Wirkungen der Seele auf den Körper, Tod durch Schreck ꝛc. 4. die Uebergänge von der objektiven zu der subjektiven Welt, 5. den Erinnerungswechsel und die Thatsachen verschiedner persönlicher Bewußtseinsstadien in einem und demselben Menschen, 6. die gesteigerte Sensitivität in besonders (krankhaft?) veranlagten Personen, 7. die Thatsachen der unmittelbaren Gedanken-Uebertragung, 8. die Entstehung von Genies aus unbedeutenden Eltern und 9. die ganz verschiedenen Charaktere und Anlagen von Geschwistern ꝛc. ꝛc.

Mit der Theosophie brachte sie der Umstand in Verbindung, daß ihr die zwei Bände von Frau Blavatskys „Secret Doctrine" zur Besprechung übergeben wurden. Bei der Verfasserin führte sie Herr Stead, der in aller Welt bekannte Herausgeber der Review of Reviews ein, der auch hier schon oben, wie auch öfter in der „Sphinx" erwähnt ward. Wie sie deren Nachfolgerin wurde, das hier zu erzählen würde zu weit führen, obwohl ich über beide Frauen lieber Bücher schriebe als diesen kurzen Aufsatz.

Wichtiger ist, hier noch Frau Besants Schreibweise und ihre tiefe Auffassung der Theosophie anschaulich zu zeigen; das geschieht in dem im nächsten Hefte folgenden Artikel von ihr „Die Stätte des Friedens". Zunächst aber gebe ich hier als Probe ihrer Beredsamkeit den Schluß ihrer Rede wieder, mit der sie von ihren regelmäßigen Zuhörern in der Hall of Science Abschied nahm, vor denen sie 16½ Jahre hindurch für die Secular-Bewegung stets begeistertes Gehör gefunden hatte. Nun

aber, als sie sich der Theosophie zuwandte, verweigerte ihr zwar nicht ihre Zuhörerschaft, wohl aber das leitende Komitee von jugendlichen, unerfahrenen Männern die Vertretung ihrer neu gewonnenen Anschauungen mit ihren Gründen für dieselbe.

„Niemals hätte ich mir träumen lassen“, sagte sie, „daß ich von dieser Rednerbühne, die ja gleichbedeutend war mit dem Kampfe für menschliche Geistesfreiheit, einer Tribüne, auf der ich gestanden habe mit der halben Welt empört gegen mich, nie hätte ich gedacht, daß ich von ihr durch vorgefaßte Meinungen und durch Beschränkung des Gedankenfluges ausgeschlossen werden würde; und indem ich vollkommen das Recht, mich auszuschließen, anerkenne, muß ich doch die Weisheit solcher Maßregel bezweifeln.

„Aber indem ich Euch nun ein Lebewohl! zurufe, habe ich Euch hier in dieser Halle nur Worte des Dankes auszusprechen; denn ich weiß es wohl, daß ich durch siebzehn lange Jahre bei Euch nur ein freundliches Entgegenkommen gefunden habe, das unwandelbar war, eine Anhänglichkeit, die nie unterbrochen ward, und einen Mut, der stets bereit war, mir zur Seite zu stehen und mich zu verteidigen. Ohne Eure Hülfe wäre ich zermalmt worden schon vor gar manchen Jahren; ohne jene Liebe, die ich hier fand, wäre mein Herz vor langen Jahren schon gebrochen.

„Und doch will ich selbst nicht aus Liebe zu Euch mir einen Knebel auf den Mund legen lassen; nicht einmal um Euretwillen kann ich versprechen, nicht das zu sagen, was ich für wahr halte. Meine Erkenntnis mag ja eine irrtümliche sein; sie ist aber Erkenntnis für mich, und so lang sie das ist, wäre es Verrat an der Wahrheit und an meinem Gewissen, wenn ich zugäbe, daß irgend Jemand sich zwischen mein Recht zu sagen, was ich glaube, und Alle, die bereit sind, es zu hören, stellte.

„Daher muß ich fernerhin in andern Hallen, andern Räumen reden, fernerhin wird in dieser Halle, die für mich gleichbedeutend ist mit soviel Kampf, mit soviel Schmerz, mit soviel allergrößter Freude, wie sie nur jemand haben kann, — da ich doch stets bestrebt war, Euch getreu zu bleiben und da ich stets gekämpft habe, wahr zu bleiben — fernerhin wird in dieser Halle meine Stimme nicht wieder gehört werden.

„Euch aber, Ihr Freunde und Kameraden so vieler schweren Jahre, über die ich nie ein hartes Wort gesprochen, seitdem ich euch verlassen habe, und über die in allen kommenden Jahren nie ein Wort als das der Dankbarkeit über meine Lippen kommen soll — Euch Freunden und Kameraden muß ich jetzt Lebwohl sagen; ich ziehe hinaus in ein Leben, das zwar dieser Freunde bar sein wird, auf dem aber das Licht der Pflicht mir leuchtet, das der Polarstern für jedes aufrichtige Gewissen und für jedes tapfere Herz ist. Ich weiß — so weit ein Mensch dies wissen kann — daß diejenigen, denen ich Treue und Diensteifer gelobt habe, wahr und rein und groß sind. Niemals würde ich je Eurer Rednerbühne entsagen, zwänge man mich nicht dazu; mußte ich aber schweigen

über das, von dem ich weiß, daß es wahr ist, dann muß ich meinen Abschied nehmen; und Euch sage ich damit nun für den Rest meines Lebens ein herzhaftes — Lebet wohl!"

Der Aufruhr des begeisterten Beifalls, welcher diesen Worten folgte, war fast beispiellos. Nur wenige Augen selbst der alten wetter- und feuergebräunten Arbeiter-Gesichter waren trocken geblieben und während dieser letzten Sätze hatten es nur Wenige vermocht, auf ihren Sitzen auszuhalten. Dieser Abend wird in der Erinnerung der Sekular-Bewegung und ihrer Versammlungen in der Hall of Science unvergessen bleiben.



Die Sprache

und ihr Ursprung.

Von

Menetos.

„Wo Zwei in meinem Namen versammelt sind,
da bin Ich mitten unter ihnen".

Zwei Grammatiker hatten sich eben heftig über den Ursprung der Sprache gestritten und konnten sich darüber nicht einigen. Da gewahrten sie plötzlich einen Dritten, der ihnen zuhörte und den sie vorher nicht bemerkt hatten. Nun fragten sie ihn um seine Meinung und er antwortete:

„Ich bin der Ursprung der Sprache und die Sprache selbst".

Verwundert fragten sie ihn, wie er das meine? —

Und er fuhr fort:

„Ich bin der Name und der ihn nennt, ich bin der Zeuger und der Gezeugte; der Geber und die Gabe bin ich; der Wirker und auch das Gewirkte; ich bin der Rufer und das Wort, und ich bin es, der dieses alles wieder hinwegnimmt. Und dieses ist mein Sechstagewerk.[1]) Ich bin der Singular und der Plural, das Eine und das Viele. Wer dieses weiß, ist ein wahrhafter Philologe, das ist, ein Freund des Logos".

Und als er dies gesagt hatte, war er verschwunden. Die Beiden aber endeten den Streit und verhüllten ihr Antlitz.

[1]) Die sechs Casus.





Einiges über Graphologie.

Von

O. Fix.

Von Graphologie ist in letzter Zeit viel geredet und geschrieben worden; die Handschriftendeutung wird ja zu einem Sport, einem Spiel müßiger Stunden gemacht. Illustrierte Zeitungen beeilen sich ihren Lesern Charakteristiken zu bieten, die mir immer vorkommen wie Photographien, welche der Lichtkünstler in einer Weise retouchiert, die alles Individuelle, Originelle entfernt oder verwischt. Da fällt mir eine drollige Geschichte ein! Mein Freund ist Liebhaberphotograph. Ein eitles junges Dämchen wollte von ihm abkonterfeit werden. Bitte, machen Sie meine Nase gerader und meinen Mund etwas schmäler!" lautete dabei ihr Wunsch. Mein Freund lachte. Wer etwas davon versteht, wie das Bild auf der photographischen Platte zu Stande kommt, der weiß, daß sich dieselbe kein X für ein U vormachen läßt. — „Aber Herr N. N.! rief sie in erzürntem Tone, „wie können Sie solch' ein häßliches Bild von mir machen? Ich habe eine andere, weit bessere Photographie; sehen Sie, wie gut mich der Photograph getroffen hat!" Das Bild, welches sie vorwies, war ein inhaltsleerer Puppenkopf, der nur in den Umrißlinien Aehnlichkeit mit der Betreffenden aufwies; jede charakteristische Form war wegretouchiert.

So, wie dieses junge Mädchen, verfahren die meisten Menschen in Bezug auf ihr geistiges und seelisches Bild. — Es klingt paradox — aber ein guter Grapholog sollte gewissermaßen die Eigenschaften der photographischen Platte haben. Einen klaren, objektiven Eindruck sollen die Ausstrahlungen der fremden Persönlichkeit bei dem Graphologen bewirken; am besten eignen wird sich ein Mensch, der sich zeitweilig seines Ichs entäußern kann, um das fremde widerzuspiegeln. Ob nun die graphologische Beurteilung nach wissenschaftlichen Regeln geschieht oder Gegenstand intuitiver Begabung ist, immer muß sich der Beurteiler seiner aktiven Willensseite begeben und zum rein anschauenden „Weltauge" werden.

zum rein anschauenden? Dies ist natürlich nur relativ zu verstehen. In Wirklichkeit wird der Grapholog am meisten dem Ausdruck leihen, was ihm den größten Eindruck macht: ist er Gemütsmensch, so empfindet er mehr die zarten Schwingungen des Gemüts, ist er mehr Verstandesmensch, so spürt er den feinsten Regungen und Aeußerungen des Intellekts nach. Ein guter Grapholog läßt uns erkennen: wie sich der Mensch in seiner Haut fühlt, wie es ihm zu Mute ist, er muß bis zu einem gewissen Grad das Geheimnis des physiologischen Wesens, das die Grundlage des Psychischen ist, enthüllen. Es genügt nicht, wenn der Graphologe nur so im Allgemeinen Eigenschaften angiebt. Es ist das Geheimnis des Dichters und des bildenden Künstlers, Leben zu schaffen. Etwas von diesem Geheimnis muß der Graphologe erlauschen, denn, wo der Naturzug fehlt, entsteht kein lebensvolles Bild einer Persönlichkeit, keine Individualität, welche das Gefühl erweckt, daß einer so ist, wie es niemals ein anderer gewesen. Der Graphologe muß die Leidenschaften, welche das menschliche Herz bewegen, von Grund aus kennen.

Wir sehen, um Graphologe zu sein, muß man eine besonders tiefe psychologische Begabung besitzen. Es gehört Geist und Scharfsinn dazu, um die Seelenregungen in ihren verschiedenen Verschlingungen nur überhaupt aufzufassen. Der englische Shakespeareforscher Coleridge hat jenen „a myriad minded man“ (Mann mit einer Myriadenseele) genannt, weil er ein so feiner Psychologe war, daß er sich in die verschiedenartigsten Personen und ihre Seelenzustände versenken konnte, als hätte er selbst schon in ihrer Haut gesteckt. Auch das Ideal des Graphologen wird ein „myriad minded man“ sein.

Ist nun aber die Graphologie eine Wissenschaft, in der jeder, der sie mit „heißem Bemühen“ studiert, etwas leisten kann?

Der geistig veranlagte Mensch wird an der Möglichkeit, aus der Handschrift den Charakter zu bestimmen, nicht zweifeln und in Folge dessen das für die einzelnen Schriftzeichen dienende Gesetz aufzufinden suchen. Daß es solche Gesetze giebt, beweisen die verschiedenen Werke über Graphologie. Wem aber nicht eine angeborene Begabung hilft, der wird sich schwer zurechtfinden in den scheinbar so ähnlichen und doch grundverschiedenen Zeichen; er wird oft Eigenschaften herausbringen, die sich auf den ersten Blick widersprechen, denn der Mensch ist selten wie aus einem Guß geformt. Es ist auch mit der Graphologie nicht anders als mit der Phrenologie oder Physiognomik, „nicht jeder kann's lesen, verstehn jeder nicht“.

Selbstverständlich spricht die Individualität des Graphologen bei der Beurteilung auch mit. Es ist so, wie schon richtig bemerkt wurde: mit jeder Meinungsäußerung beleuchten wir unser eigenes Wesen.

Ich fragte einmal meine Freundin, welche nicht nach wissenschaftlichen Regeln, sondern intuitiv, frei ausgeführte Porträts zeichnet: „Wie kommt in Dir dieser Eindruck einer Persönlichkeit zu Stande?“ Sie erwiderte:

„Die Schrift redet mit mir". Das würde auf einen gewissen magnetischen Seelenrapport schließen lassen. Ein ander Mal sagte sie: „ich mache im Geist Strich für Strich dieselben Züge und Windungen, wie sie eine mir vorliegende Handschrift aufweist. Dabei drängt sich mir diese oder jene Seelenstimmung auf. Die Terminologie, deren sich meine Freundin bei ihren Beurteilungen bedient, ist ein Ausfluß ihres Glaubens an das Vorhandensein einer übersinnlichen Welt. Und damit werde ich zu einem Punkt geführt, der mir für die Beurteilung der Graphologie wesentlich erscheint: das Talent zur Graphologie findet sich bei Personen, die auch sonst manches wahrzunehmen und zu empfinden glauben, wozu gewöhnliche Sterbliche nicht fähig, sind z. B. telepathische Einflüsse und Aehnliches. Es gehört also zur Fähigkeit eines Graphologen, profan ausgedrückt, eine gewisse Ueberempfindlichkeit der Nerven. Selbstverständlich hat auch jede graphologische Empfindung ihre Grenzen. Es kam vor, daß meine Freundin einzelne wenige Handschriften zurückwies mit dem Bemerken: „Diese Handschrift verstehe ich nicht". Nach meiner Erfahrung gehörten die betreffenden Schriften Personen an, deren ganzes Dichten und Trachten etwas für die Beurteilerin durchaus Inkommensurables hatte. Ich glaube diesen Umstand um so mehr erwähnen zu müssen, als ihre Beurteilungen sonst überraschend eingehend und von außerordentlicher Bestimmtheit des Ausdrucks sind. —

Schon oft ist gegen die Handschriftendeutung eingewendet worden, daß einer seine Handschrift auch willkürlich modeln könne; um nur ein naheliegendes Beispiel zu wählen, daß jemand seine Handschrift nach oben oder nach unten (gemäß dem Prinzip des Geistigen und Stofflichen) beliebig ausdehnen oder in irgend welcher Weise affektiert schreiben kann. Darauf ist zu sagen: in dem Bestreben ist ja schon wenigstens angedeutet, worauf die Willensrichtung des Betreffenden hinzielt, welche Eigenschaften er zu haben wünscht oder wofür er von andern gehalten werden will. Uebrigens läßt sich ein erfahrener Graphologe nicht täuschen. Das Machwerk einer solchen Handschrift wird sofort erkannt als eine Rolle, die gespielt wird. Auch noch sonstige Schwierigkeiten bieten sich der graphologischen Erkenntnis. So z. B. lehrt uns ja schon die Erfahrung des täglichen Lebens, daß einer sparsam bezw. geizig sein kann im Kleinen, aber im Großen, in seinen Liebhabereien verschwenderisch, oder gutmütig im allgemeinen, aber unerbittlich bis zur Grausamkeit, wenn sich ihm etwas in den Weg stellt, was seine Lieblingspläne, sein Ideal, durchkreuzt. Da hat nun der Graphologe einen schweren Stand, er muß bis zu einem gewissen Grade auch ein Meister des Wortes sein, um seine Erklärungen plausibel machen zu können. Noch eins: er muß einen hohen Grad von Unparteilichkeit und Rücksichtslosigkeit haben; erstere ist notwendig, um jeder Individualität gerecht zu werden und nur durch letztere (unbeschadet eines gewissen Zartgefühls, das nicht verletzen will) kann er anderen etwas nützen.

Man wähle, wenn möglich, eine Schrift aus, welche in der normalen

Seelenstimmung des Betreffenden geschrieben wurde; denn falls ich etwa einen Brief nehme, bei dem der Schreiber durch irgend welche Umstände zu eilen gezwungen war, so könnte man leicht zu einem verkehrten Schluß über einen Charakter kommen, indem, was nur einem vorübergehenden Einfluß entsprang, kein hervorstechender Charakterzug zu sein braucht. Dabei werde ich auf einen weiteren Umstand geführt. Es gilt nämlich noch zwei Gattungen von Handschriften zu unterscheiden; die gleichmäßigen oder starren und die ungleichen oder beweglichen. Wer hat nicht schon beobachtet, daß z. B. ein und dieselbe Person das eine Mal sichere, ruhige große Schriftzüge haben kann, das andere Mal aber die Schrift ängstlich, unruhig, kleiner erscheint. Der Grundcharakter wird sich selbstverständlich nicht ändern.

Das Bewegliche im Ausdruck der Persönlichkeit deutet auf einen, je nachdem, mehr oder weniger beweglichen Geist, der den verschiedenartigsten Einflüssen zugänglich ist. Meine Freundin nennt es ihrer Terminologie: geöffnet sein für übernatürliche Einflüsse, geöffnet nach oben oder nach unten.

Die Graphologie ist demnach geeignet, vor allem Stimmungsbilder zu geben.

Im Hinblick auf die allgemeinen menschlichen Eigenschaften ist es wesentlich, wenn der Graphologe diejenigen, welche er beurteilen soll, nicht persönlich kennt, bezw. nicht weiß, von wem die Handschriften, die ihm gegeben werden, stammen. Bei aller Wahrhaftigkeitsliebe unterliegt auch der Beste subjektiven Eindrücken! Auch bleibe der Graphologe mit seiner Persönlichkeit womöglich im Hintergrund. Uebrigens sind die zur Graphologie und anderen Formen der Psychometrie hervorragend Befähigten — wenigstens nach meiner Erfahrung — so sensitiv, daß sie die Berührung mit der Welt eher scheuen als suchen. Gleich der Seherin Kassandra empfinden sie ihre Gabe mehr als eine Quelle persönlicher Leiden als der persönlichen Befriedigung.

Noch ist zu sagen, daß die Handschrift wesentlich beeinflußt ist durch das Lebensalter: ein anderes ist die kindliche Handschrift, ein anderes die des Mannesalters, ein anderes die des Greisenalters. Wie sich die Handschrift aber auch in den verschiedenen Epochen eines Menschenlebens verändern kann, der Grundzug der Individualität bleibt derselbe, allerdings oft so modificiert, daß er ein total anderes Bild ergiebt; z. B. der Ehrgeiz der Jünglingsjahre, welcher nach äußerlichen Ehren trachtet, kann sich zu einem Charakterstolz läutern, der weit entfernt ist von dem Begehren seiner Sturm- und Drangperiode, da er höhere Güter kennen gelernt hat als sie diese Welt des Scheins bietet.

Wenn dem Eingeweihten Handschriften einer und derselben Person aus verschiedenen Zeiten (namentlich aus besonders bedeutungsvollen Lebensabschnitten) vorliegen, so erzählen sie ihm eine ganze Geschichte von Sorgen und Streben, Wollen und Erkennen.

Wer graphologische Aufschlüsse zu haben wünscht, sollte vor allem den Drang nach Selbsterkenntnis — Selbstvervollkommnung haben:

Willst Du Dich selber erkennen,
so sieh, wie die andern es treiben;
willst Du die andern verstehn,
blick in Dein eigenes Herz!



Seelenliebe.

Von

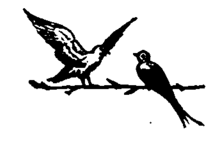
Carl Vanselow.

Mit unsichtbaren, zauberhaften Ranken
umschlingt uns fest ein heilger Liebesbann.
All unsre tiefsten, glühendsten Gedanken
ziehn sich magnetengleich einander an.

Wie unsre Seelen ineinanderfluten,
schmiegt Körper sich an Körper liebend an,
und unser Ich glüht auf in heilgen Gluten,
wie sie die Gottheit nur entzünden kann.

Wir halten schweigend innig uns umfangen,
durch unsre Seelen süße Freude rinnt;
aus unsrer Brust flieht alles Erdenbangen,
und wir vergessen, daß wir Menschen sind.

Uns führt das Glück, das lichten Träumen gleiche,
fort von der Erde grauem Sorgenland.
Es trägt die Liebe uns in Aetherreiche,
und diese Liebe macht uns gottverwandt.





Psychische Telegraphie.

Ein Interview mit William Stead.

Mitgeteilt von

Werner Friedrichsort.

Schon im letzten Hefte (S. 166) ist die hoch hervorragende Bedeutung betont worden, welche der berühmte Begründer und Herausgeber der „Review of Reviews" in London, William T. Stead, in der ganzen englischen Welt einnimmt. Mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit und Energie ist Stead auch für die Realität der von ihm beobachteteten übersinnlichen Thatsachen eingetreten[1]) und ein günstiges Geschick hat gerade ihn im reichsten Maß mit Vorkommnissen bekannt werden lassen, die der Nachtseite der Natur angehören. Von besonderem Interesse ist daher eine Unterredung mit ihm, die ein Interviewer in dem Londoner Blatte „Christian Commonwealth" vom 2. Februar 1893 mitteilt. Dieser Bericht betrifft Steads Erfahrungen im automatischen Schreiben und zeigt, welch' außerordentliche Sensibilität in der Reaktionsfähigkeit auf fremde Beeinflussung Stead besitzt.

Auf die Frage, ob er Spiritist sei, antwortet Stead: „Niemals nannte ich mich einen Spiritisten. Ich bin nur ein gewissenhafter Erforscher aller jener Phänomene, deren Wichtigkeit in der Regel von einer durch ihr Tagesinteresse gefesselten Menge unterschätzt wird. Wohl sind mir Fälle vorgekommen, für welche ich eine Erklärung nur in einer bestimmten Richtung zu finden glaube, aber ich bin jederzeit bereit, mich überzeugen zu lassen, daß die Wahrheit in einer anderen Richtung liege. Wenn mir irgend jemand eine bessere, stichhaltige Erklärung zu geben vermag, als es die Geistertheorie ist, will ich sie gewiß nicht zurückweisen.[2]) Bis jetzt

[1]) Vergl. u. a. „Sphinx" Dezember 1891, XII, 568 f. und Oktober 1892, XIV, 371 f.

[2]) Wenn sich wohl die Seele von Lebenden oder Verstorbenen mediumistisch geltend macht, ist doch noch nicht gesagt, daß dabei deren „Geist", das göttliche Prinzip ihrer Individualität beteiligt ist. Der Inhalt der Mitteilungen Steads macht, wie immer beim Spiritismus, dies nicht wahrscheinlich. H. S.

ist dies aber noch nicht der Fall gewesen, und deshalb halte ich an meiner Theorie fest. Dies scheint mir das einzige, berechtigte wissenschaftliche Verfahren zu sein, wie man es jedem Phänomen gegenüber zu beobachten hat".

„Aber sind Sie überzeugt von der Wahrheit Ihrer Thatsachen?"

„Ja, ich glaube aussprechen zu können, ich bin meiner Fakta absolut sicher. Aber ich bitte Sie nicht zu vergessen, daß hier zu unterscheiden ist zwischen Selbsterlebtem oder unzweifelhaft Beglaubigtem und solchen Berichten, wo die Beglaubigung irgendwie eine mangelhafte ist".

„Und welches sind nun die Thatsachen, die Sie als unzweifelhafte anerkennen?"

„Nun, um nur eines anzuführen, so bin ich z. B. vollständig überzeugt, denn ich habe es immer wieder bestätigt gefunden, daß es einigen meiner Freunde möglich ist, auch wenn sie räumlich weit von mir getrennt sind, meine Hand wie die ihrige zu gebrauchen, d. h. ein Freund von mir in Newcastle ist im Stande, mir mit meiner eigenen Hand hier in London eine Mitteilung zu schreiben, gleichgültig, ob eine lange oder kurze, durch bloße Einwirkung seines Willens auf meine Hand".

„Würden Sie mir nicht ein Beispiel vorführen können — jetzt — an Ort und Stelle?"

„Ich will es versuchen. — Ich erhalte oft auf dem eben beschriebenen Wege Mitteilungen von meiner Buchhalterin; z. B. wenn sie sich verspätet, so giebt sie mir die Gründe ihres Nichterscheinens an und bezeichnet die Zeit, wann ich sie erwarten kann. So müßte sie auch heute schon seit einer Stunde hier sein, nun will ich sie einmal fragen, wann sie kommt".

Mr. Stead erhob sich von dem Sessel mir gegenüber und begab sich an seinen Schreibtisch, wo er sich niederließ, die Feder ergriff und mit ihrer Spitze ein Blatt Papier berührte. Ich behielt meinen Sitz inne, beobachtete aber genau, daß weder seine Finger, noch irgend ein Teil seiner Hand oder des Armes auf dem Tische auflagen und nur die Spitze der Feder das Papier berührte. Ich sah die Feder sich bewegen ohne erkennen zu können, was sie schrieb. Gerade als sie aufhörte zu schreiben, öffnete sich die Thür und eine Dame trat herein. Es war die Buchhalterin. Mit größter Neugierde ergriff ich das Blatt, um zu sehen, was niedergeschrieben sei. Es standen da die Anfangsbuchstaben des Namens der Dame und die Worte: „Ich bin hier".

Der Berichterstatter fährt fort:

„Ich überlasse es dem Leser, zu entscheiden, ob etwas Wunderbares an dem ganzen Vorgange sei oder nicht, und halte mein eigenes Urteil zurück; was ich aber berichtet habe, ist buchstäblich wahr. Mr. Stead versicherte, daß er sich dessen nicht bewußt geworden, was die Feder schrieb, daß die Schreibbewegung seinerseits eine rein mechanische gewesen, daß er die Dame an diesem Morgen bis zu ihrem Eintritt ins Zimmer nicht

gesehen und daß er von ihrem Kommen nicht die geringste Ahnung gehabt habe. Was der Leser von dem Vorfall halten mag, weiß ich nicht, meiner Ueberzeugung nach hat mich entweder Mr. Stead fürchterlich angelogen — oder aber es fand hier ein merkwürdiges Zusammentreffen statt, ob durch Zufall oder durch übersinnlichen Einfluß, bleibe dahingestellt. Als ich gegen Mr. Stead bemerkte, daß das Ganze wohl nur ein eigentümlicher Zufall sein könnte, sagte er:

„Gewiß; ich lege der Sache auch gar keine Wichtigkeit bei, noch unwichtiger wäre es allerdings gewesen, wenn die Verwirklichung der Botschaft eingetreten wäre, bevor das letzte Wort vollständig geschrieben gewesen. Aber ich habe da ganz andere Mitteilungen erhalten, von Freunden, die 200, 300, ja über 500 Meilen weit entfernt waren, und welche später bestätigt wurden".

„Würden Sie mir nicht vielleicht die Einzelheiten einiger dieser Beispiele geben?"

„Sehr gern. Ein Fall wird die Sache wohl am besten illustrieren. Vor einigen Jahren befand ich mich in Redcar, im Norden Englands. Eine fremde Dame, die auch mitunter für die „Review" schreibt, wollte mich sprechen, ich sollte sie auf der Bahn empfangen, gegen 3 Uhr, wie sie mir in ihrem letzten Briefe geschrieben hatte. Nachmittags hielt ich mich bei meinem Bruder auf, der etwa 10 Minuten Weges von der Bahn entfernt wohnte. Da fiel mir plötzlich ein, daß sie vielleicht mit „gegen drei" einige Zeit „vor drei Uhr" gemeint haben könnte; ich wollte sie nicht gerne warten lassen, und da ein Fahrplan nicht zur Stelle war, so machte ich den Versuch, sie in Gedanken zu fragen, wann sie mit dem Zuge auf der Bahn eintreffen würde, und bat sie, mir mit meiner Hand eine Antwort zu schreiben. Ich muß hierbei bemerken, daß wir nie über diese meine Fähigkeit des automatischen Schreibens gesprochen hatten. Der Versuch gelang. Die Hand schrieb, der Zug würde 10 Minuten vor 3 Uhr in Redcar fällig sein. Es war 20 Minuten vor 3 Uhr. Ich mußte also gehen, ich stellte aber schnell noch die Frage, wo sie sich in diesem Augenblick befände. Meine Hand schrieb: „Ich bin im Zuge auf der Station Middlesbrough, auf dem Wege von Hartlepool nach Redcar". — Ich ging nun nach der Bahn. Als ich dort angekommen, sah ich auf dem Fahrplan nach, um welche Zeit der Zug in Redcar fällig war. Es war 2.52 Uhr angegeben. Ich wartete, — der Zug hatte Verspätung; 3 Uhr verging, er kam nicht. 5 Minuten nach 3 Uhr nahm ich einen Streifen Papier aus der Tasche, setzte wieder meinen Bleistift an und fragte die Dame, wo sie sich befände. Sofort wurde ihr Name niedergeschrieben (diese Erscheinung kehrt immer wieder, am Anfang und Ende jeder Mitteilung steht der Name des Schreibenden) und die Botschaft: „Ich bin in dem Zuge, der gerade die Kurve vor der Station Redcar beschreibt; in einer Minute werde ich bei Ihnen sein!" — Ich fragte weiter im Gedanken: „Woher kommt die Verspätung?" — Die Hand schrieb: „Wir wurden in Middlesbrough so lange aufgehalten, warum, weiß ich nicht".

— Ich steckte das Papier ein, ging den Bahnsteig hinab, und dort kam der Zug herangebraust! Sobald er hielt, ging ich der Aussteigenden entgegen: „Wie spät Sie kommen! Was um Himmelswillen war die Ursache?"

„Ich weiß es nicht", sagte sie, „der Zug hielt so lange in Middlesbrough; mir schien es, als sollte es garnicht mehr weitergehen!"

Hierauf zeigte ich ihr das von meiner Hand beschriebene Papier mit der gleichen Antwort". —

„War die Dame sich dessen bewußt, mit Ihnen in dieser mysteriösen Weise korrespondiert zu haben?"

„Nein, sie hatte keine Ahnung davon und war vollständig überrascht durch meine Mitteilung. Nur einmal hatte ich sie vorher gesehen und ihr nichts von meiner Fähigkeit gesagt.

Ich führe gerade dieses Beispiel an, weil es nicht nur ganz besonders gelungen ist, sondern weil es jederzeit durch die Dame selbst bestätigt werden kann, deren Adresse ich Ihnen auf Wunsch mitteilen würde".

„Haben Sie denn nun auch bei größeren Entfernungen Erfolge gehabt?"

„O gewiß! Zum Beispiel machte ich den Versuch mit meinem ältesten Sohne, als er im letzten Sommer sich am Rheine aufhielt. Er schrieb zwei oder dreimal vollständig korrekt durch meine Hand, aber auf einmal wurden die Botschaften alle verkehrt; wie es zuging, weiß ich nicht, doch vermute ich, daß hier ähnliche Ursachen vorliegen mögen, wie sie mitunter Störungen im telephonischen oder telegraphischen Verkehr hervorrufen, vielleicht eine Art Kurzschluß oder mangelhafte Isolation, die andere Stromquellen einschalten läßt.

Es kommt häufig vor, daß man unverständliche Depeschen bekommt, aber eine solche oder auch viele solche können den wissenschaftlichen Wert nicht beeinträchtigen, daß man bei vielen Gelegenheiten zutreffende und richtige Depeschen erhält".

„Wie waren denn die Mitteilungen ihres Sohnes?"

„Er hielt mich stets informiert, wo er sich gerade aufhielt, ich erfuhr, wohin er ging und wann er zurückkehrte".

„Wovon Sie sonst keine Kenntnis hatten?"

„Wovon ich sonst keine Kenntnis hatte. Aber ein ganz besonderes Beispiel", fuhr Mr. Stead fort, mit wachsendem Ernste sprechend, „war die Sache mit den Kodak-Platten. Er hatte einen Kodak-Amateur-Apparat bei sich, und wie das gewöhnlich der Fall ist, gingen ihm die Platten aus. Brieflich, auf gewöhnlichem Wege hatte er mir dies mitgeteilt und um eine frische Sendung gebeten. Die Platten waren hier abgesandt und mußten eigentlich schon in seinem Besitz sein, als ich automatisch die Nachricht bekam, daß er noch immer ungeduldig warte, daß er nicht eine einzige Platte mehr habe und nun nichts mehr aufnehmen könne. Ich erkundigte mich auf der Post und erfuhr, daß meine Sendung zur rechten Zeit expediert sei. Nach einigen Tagen schrieb meine Hand wieder: „Warum schickst Du keine Platten?" — Nachdem ich mich nochmals über-

zeugt hatte, daß bei uns kein Versehen vorgekommen sei, glaubte ich, daß meine Hand eine falsche Mitteilung gemacht und unterließ fernere Versuche. Aber als mein Junge zurückgekehrt, bestätigte er mir zu meiner größten Ueberraschung, daß mein Packet thatsächlich nicht angekommen sei. Seine durch meine Hand niedergeschriebenen Beschwerden waren also der richtige Ausdruck seiner Gedanken, als er sich damals in Boppard aufgehalten hatte".

„Macht weitere Entfernung irgend etwas aus bei derlei Botschaften?"

„So weit meine Erfahrungen reichen, ist weitere oder nähere Entfernung ganz gleichgültig".

„Wie kamen Sie denn zu der Entdeckung, daß Sie diese wunderbare Fähigkeit besitzen, Mr. Stead?"

„Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf ein anderes Gebiet, nämlich den Verkehr mit Intelligenzen betreffend, welche jenseits des Grabes zu denken sind".

„Ah! Und wie ist das?"

„Mich machte die Intelligenz, welche schon seit langem meine Hand zu Botschaften benutzte, auf meine Fähigkeit aufmerksam. Ich hatte keine Idee davon, und so viel ich weiß, war es auch keinem Mitgliede der Psychical Research Society oder irgend Jemand unter den spiritistischen Fachmännern bekannt, daß der Wille einer lebenden Person im Stande sei, die Hand einer andern Person zu beeinflussen, um Botschaften zu schreiben. — So schrieb denn meine Hand eines Tages ganz unerwartet: „Wie kannst du nur irgend etwas Wunderbares darin sehen, daß ich mich Deiner Hand zum Schreiben bediene. Jedermann ist dazu im Stande".

„Wie", sagte ich, „soll das heißen, daß auch lebende Menschen dies vermögen?" — „Versuche es, Du wird finden, daß Deine Freunde Dir ihre Mitteilungen in dieser Weise machen können!"

Dies schien mir außerordentlich, fast unglaublich zu sein, doch ich versuchte es, und der Erfolg bestätigte mir ihre Aussage".

„Wie sagten Sie, ihre?"

„Ja, ich spreche von einem weiblichen Wesen, denn die Intelligenz, welche mich beeinflußte, gab stets an, eine mir befreundete Dame gewesen zu sein, die vor etwas über 12 Monaten verstorben ist. Wir waren nicht näher bekannt miteinander, hatten uns nur zweimal gesehen, aber es bestand viel Sympathie zwischen uns. Sie war Kollegin von mir und brachte der Sache, der ich diene, stets großes Interesse entgegen".

Mr. Stead zeigte mir ihr Bild. Es stellte eine recht hübsche, nicht mehr ganz junge Dame dar, die aber durchaus keinen übersinnlichen Eindruck machte, im Gegenteil, recht blühend und gesund erschien.

„Sie war einer mir bekannten Dame erschienen", fuhr Mr. Stead fort, „mit der sie in inniger Freundschaft verbunden gewesen war. Ich hielt mich gerade in der Villa dieser Dame auf, als es geschah; letztere war sehr bekümmert, da sie die vergeblichen Bemühungen ihrer verstorbenen Freundin bemerkte, sich ihr mitzuteilen, und sie bat mich, ihr irgend

ein Medium oder ein hellsehendes Individuum zuzuführen, welches die Vermittelung übernehmen könnte. Ich sagte ihr von meinen Versuchen im automatischen Schreiben, wir machten am andern Morgen nach dem Frühstück einen solchen, die Freundin schrieb durch meine Hand, und seitdem hat sie immer geschrieben".

„Ja, aber Mr. Stead, was giebt Ihnen die Gewähr, daß es nicht Ihre eigene Psyche ist, die da schreiben läßt?"

„Gerade diese Frage legte ich ihr vor. Nun sie gab mir darauf eine Mitteilung, die nur der verstorbenen Dame, als welche sie sich ausgab, bekannt gewesen sein und von der weder ich noch irgend andere etwas wissen konnten. Ich habe diese ganze Geschichte mit unverändertem Namen in dem Kapitel „Jenseits" in meiner Weihnachtsnummer erzählt".[1])

Mr. Stead nannte diese seine geistige Freundin „Julia". Er erzählte mir, daß sie ihm verschiedentlich Mitteilungen gemacht von Dingen, die ihm gänzlich unbekannt gewesen, deren absolute Wahrheit sich aber später stets bestätigte.

Auf meine Frage, wie weit sich denn die Kenntnis seiner „Julia" auf zukünftige Dinge erstrecke, antwortete er:

„Mitunter ist sie in der Lage, Kommendes vorauszusehen, aber es ist ihr nicht gestattet, mir davon Mitteilung zu machen. Mitunter aber weiß sie auch selbst nicht im Geringsten mehr als wir über irgend welche Vorkommnisse. Eine Voraussagung, welche sie mir an dem ersten Tage unserer Versuche in Gegenwart ihrer Freundin machte, traf allerdings ganz überraschend ein. Sie behauptete nämlich, diese Dame würde genötigt sein, im Herbste eine längere Reise zu machen, und trotz des ungläubigen Lächelns dieser, und ihres entschiedenen Widerspruchs — sie war nämlich durch mehrere angesagte Vorträge gebunden — blieb sie bei ihrer Behauptung. Die Vorträge seien zwar angemeldet, aber sie würden widerrufen werden müssen, denn die Reise würde sicher gemacht. Und thatsächlich kamen im Oktober und November dringende Familienangelegenheiten, die Niemand hatte vorhersehen können, welche die vorhergesagte Reise notwendig machten".

Ich bemerkte zu Mr. Stead, daß die Ausbildung derartiger Fähigkeiten, wie er sie besäße, ja im Stande sei, alle telegraphischen, telephonischen oder sonstigen Korrespondenzmittel überflüssig zu machen. Er bestätigte dies. Nur, meinte er, befände sich die Angelegenheit vorläufig noch im Versuchsstadium. Er habe seine Erfahrungen der Society for Psychical Research vorgelegt und erwarte nun erst deren Verdikt. —

Soweit der Bericht des Interviewer. Die „Christian Commonwealth" äußert sich hierzu:

„Welcher Einfluß macht sich hier geltend? In seinem Verkehr mit Lebenden ist nur seine Frage nötig und ihre Gedanken übertragen sich auf seine Hand. So leicht empfänglich ist Stead für fremde Beeinflussung.

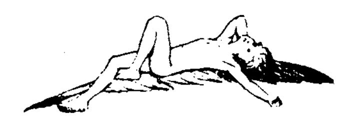
---

[1]) Real Ghost stories, Christmas number of Review of Reviews. 1890.



Ist es da nicht sehr wahrscheinlich, daß Stead unter der Macht irgend eines hypnotischen Befehles steht und daß er lediglich dem Befehle eines noch Lebenden folgt, wenn er die Briefe seiner „Julia" niederschreibt? Wir sagen nicht, daß es so sein muß, uns leuchtet nur eine derartige Hypothese mehr ein, als die von einem Wesen jenseits des Grabes".

Auch das spiritistische Blatt „Light" läßt in seiner Nummer vom 25. Februar diese Frage unentschieden. Es ist immer wieder der noch so viel bestrittene Punkt, die Identität der sich manifestierenden Intelligenzen betreffend, auf den zwar durch die Stead'schen Versuche neues Licht fällt, der aber immer noch rätselhaft bleibt. Hier kann nur die eigene Empfindung entscheiden, und mir erscheint es nicht zweifelhaft, daß ein Wesen, dessen äußere Darstellungsform gefallen ist, im Stande sein muß, besser auf empfindliche Naturen einzuwirken, als ein lebendes Wesen; ob es nun gerade die echte „Julia" oder sonst eine andere Verstorbene ist, die hier eingreift, das dürfte fraglich bleiben. Was will je beweisen, daß in der übersinnlichen Geisteswelt nicht alle überhaupt vorhandenen Gedanken jederzeit Jedem auf annähernd gleicher Stufe Stehenden zur beliebigen Verfügung ständen?!



Reichtum des Geistes.

Mehre die Schätze deiner stillen Kammern und behalte den Schlüssel in deiner Hand, bis du die Thüren öffnen und da sagen kannst: kommt Brüder und nehmt alles, was ich habe, denn ich kann nicht ärmer werden. Bis dahin aber wahre dein Eigentum.



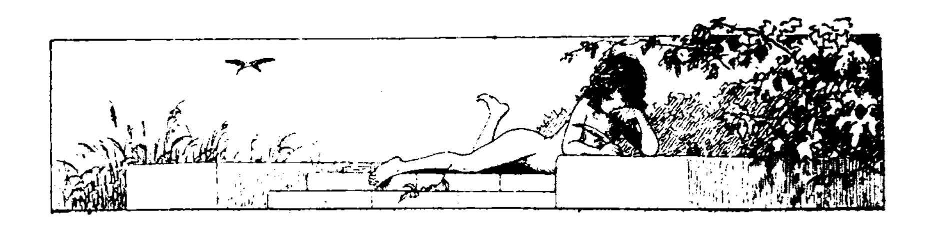
Euer Leib ist eng und ist bald angefüllt mit allen möglichen Dingen, die wertlos sind. Eure Seele ist die stille Kammer mit den Weiten der Liebe, die unendlich sind. Darin aber sammelt eure Schätze, daß ihr Ueberfülle habt: Ueberfülle an euch und an Gott!



Gott ist der Geist, der große Reichtum des Seins. Seine Schatzkammer ist die Liebe — und die Seele nimmt ihn auf, wenn sie die Liebe hat. Gott ist der ewige Ueberfluß, und der ewige Ueberfluß ist der Geist. Wer aber den Geist hat, der hat sich selbst in Ueberfluß, denn Gott ist in ihm.

Der Wanderer.





Die Lebensfrage.

Eine Besprechung.

Von

Ludwig Deinhard.

Die philosophische Litteratur unseres Vaterlandes wurde im Laufe des verflossenen Jahres durch eine Broschüre bereichert, deren Verfasser ich den Lesern der Sphinx nur zu nennen brauche, um ihr Interesse für die kommenden Ausführungen zu erwecken. Mit den letzteren erfülle ich im Namen des Herausgebers dieser Zeitschrift gleichzeitig eine Pflicht der Gegenleistung; denn wenn ein Mitarbeiter seit vielen Jahren die Aufgabe löste, die Leser mit den Erzeugnissen der einschlägigen Litteratur auf dem Laufenden zu erhalten, so war dies Dr. Raphael von Koeber, der diese Besprechungen in einer Weise auszuführen liebt, daß das Interesse des Lesers sich ganz auf den Besprochenen konzentriert, und der Standpunkt des Besprechers kaum angedeutet wird. Um so willkommener wird es den Lesern sein, Dr. von Koeber auch einmal als Besprochenen behandelt zu finden.

Es ist eine psychologisch interessante Thatsache, daß von den Jüngern der freien Künste in erster Linie die Musiker oft einen unwiderstehlichen Hang zur spekulativen Gedankenarbeit an den Tag legen. Daß Eduard von Hartmann sich ursprünglich ganz der Musik widmen wollte, dürfte allbekannt sein; daß dieses auch bei Dr. von Koeber der Fall war, möchte ich den Lesern der Sphinx heute verraten. In der philosophischen Litteratur hat sich dann der ehemalige Musiker und jetzige Dr. phil. Koeber außer durch seine Werke über Eduard von Hartmann und Arthur Schopenhauer namentlich durch seine philosophisch-geschichtlichen Arbeiten einen Namen gemacht. Sein „Repetitorium der Geschichte der Philosophie" (Stuttgart, C. Conradi, 1890) sollte meines Dafürhaltens eigentlich jeder Sphinxleser gründlich studiert haben.

Als „Organ der theosophischen Vereinigung" hat die „Sphinx" wohl auch die Verpflichtung übernommen, sich nicht bloß auf der Höhe der spekulativen Gedankenarbeit unserer Zeit zu halten, sondern auch das ihrige zu dieser Arbeit beizutragen.



Einen in dieser Richtung willkommenen Beitrag zur zeitgenössischen philosophischen Litteratur leistet nun Dr. von Koeber in seiner erkenntnis-theoretischen Studie: Die Lebensfrage,[1]) in welcher der Verfasser zunächst die erkenntnis-theoretische Haltlosigkeit des subjektiven Idealismus, den die Neukantianer für die echte und reine Lehre Kants ansehen, aufdeckt:

„Der Neukantianismus — sagt Koeber dort — ist seiner Natur nach lediglich eine Alles in bloßem Schein verflüchtigende skeptische Erkenntnistheorie. Auch will er nichts anderes sein, da er, mit Ausnahme dieser Disciplin, die Philosophie für keiner Bearbeitung fähig hält, ihr aber jede Existenzberechtigung neben den induktiven Wissenschaften abspricht. Die Zurückführung aller Philosophie auf Erkenntnistheorie und zwar auf eine solche, der es obliegt, die Unmöglichkeit aller positiven philosophischen Erkenntnis nachzuweisen, soll nun der wahre Kriticismus sein. Bei richtigem Lichte betrachtet, erscheint jedoch dieser wahre Kriticismus als sein Gegenteil, d. h. als Dogmatismus, wenn auch als negativer. Denn kann etwas dogmatischer sein, als den Gang einer Untersuchung dem gewünschten Resultat gemäß einzurichten, und das noch zu Beweisende als eine ausgemachte Thatsache hinzustellen?! Man begreift ferner nicht, warum unter allen philosophischen Disciplinen das Verdammungsurteil der Neukantianer die Erkenntnistheorie allein nicht trifft. Was kann ihre Aufgabe sein, wenn nichts Erkennbares da ist, wenn, wie der Neukantianismus meint, die Erlangung der Wahrheit, das Hindurchdringen zur wahren und eigentlichen Realität unmöglich ist, wenn sogar, wie wir vorhin bemerkten, die Realität des Erkennenden selbst logischerweise mindestens in Frage gestellt werden muß? Oder soll das Geschäft der Erkenntnistheorie lediglich darin bestehen, die Beweise für die als Dogma bereits anerkannte Nichtigkeit der Welt zu erbringen? Aber der subjektive Idealismus selbst braucht ja solche Beweise nicht und die übrige Menschheit kann sie nicht brauchen und verlangt garnicht danach!"

Die Behauptung der Neukantianer, der subjektive Idealismus sei der wahre Standpunkt Kants in erkenntnis-theoretischer Beziehung gewesen, hat Hartmann schon 1875 in seiner „kritischen Grundlegung des transscendentalen Realismus" und noch eingehender in seiner Schrift über „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus (1877) endgültig widerlegt. Im letzteren Werke spricht Hartmann es geradezu aus, daß nur die Gemeinschädlichkeit des Aberwitzes, die höchsten Güter der Menschheit, Religion und Moral, auf Dichtung, also auf bewußte Selbsttäuschung, auf eine durchschaute Illusion zu gründen, einen bestimmen kann, den Neukantianismus ernsthaft zu prüfen und zu bekämpfen, statt ihn, wie er es verdiente, seiner eigenen Absurdität zu überlassen. Das genügt!

Wenn wir also den subjektiven Idealismus zu verwerfen genötigt sind, welchen Standpunkt sind wir dann der Außenwelt gegenüber, deren Realität wir doch nimmermehr bezweifeln können, in erkenntnis-theoretischer Beziehung einzunehmen gezwungen? Antwort: Denjenigen des transscendentalen Realismus.[2])

„Der transscendentale Realismus — sagt R. v. Koeber — führt uns zur Annahme dreier Welten: 1) Die über alle Daseinsformen erhabene Welt des Absoluten; 2) die in Zeit, Raum und Kausalität ausgebreitete Welt der objektiven Erscheinungen

[1]) Leipzig bei W. Friedrich. 1 Mark.

[2]) Vergl. auch: Ed. v. Hartmanns „kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus" sowie desselben „Grundproblem der Erkenntnistheorie".

oder der Dinge an sich und 3) die subjektive Welt der sinnlichen Wahrnehmung, welche die durch unsere animalischen Anschauungsformen a priori bedingte oder hindurchgegangene Erscheinung einer Erscheinung oder besser Vorstellung einer Erscheinung, die phänomenale Welt im engsten Verstande ist".

Im Folgenden giebt dann Koeber eine kurze Darlegung der Beweise für die Apriorität des Raumes, der Zeit und der Kausalität,[1]) um hierauf mit dem bekannten Ausspruch Deussens: „Könnten Kinder uns mitteilen, was während der ersten Monate ihres Daseins in ihnen vorgeht, so würden sie Kant'sche Philosophie lallen", einen philosophiegeschichtlichen Rückblick auf die historische Vergangenheit der idealistischen Weltanschauung zu beginnen, in welchem deren Haupt-Vertreter, von den altindischen und griechischen Denkern an bis zu Kant mit ihren den transscendentalen Realismus bestätigenden erkenntnis-theoretischen Anschauungen zum Worte gelangen. Im darauf folgenden Abschnitte liefert Koeber seinerseits den Beweis, daß auch Kant trotz der subjektiv-idealistischen Elemente seiner Philosophie an die Realität unserer Daseinsformen des Raumes, der Zeit und der Kausalität glaubte, daß also seine innerste erkenntnis-theoretische Ueberzeugung nicht der subjektive Idealismus, sondern der transscendentale Realismus war.

„Die Realität einer mittleren — heißt es dort — zwischen dem Absoluten und der Vorstellung liegenden räumlich-zeitlich-kausalen Welt der objektiven Erscheinungen oder der Dinge an sich ist eine aus Kants „Kritik der reinen Vernunft" unmittelbar sich ergebende Anschauung, welche, wie man leicht begreift, notwendig zum Individualismus führt, ja ein solcher schon ist".

Diese hier angeführte Stelle mit dem Hinweis auf den Individualismus ist besonders beachtenswert deshalb, weil sie die Trennungs-Stelle bildet, an welcher die spekulativen Pfade Koebers und Hartmanns sich von einander scheiden. Koeber ist, wie wir gesehen haben, der Ueberzeugung, daß die Erkenntnis-Theorie des transscendentalen Realismus notwendig zum Individualismus — zum relativen Individualismus — führe, während Hartmann von nun an beim weiteren Vordringen in die dunkeln Regionen der Metaphysik sich des Monismus — und zwar des konkreten Monismus — als Leuchte auf seinem Weg bedient.

„Die individuelle Funktion, von welcher Art sie immer sei, muß nicht erst mit dem Menschen beginnen und endigen", diese Worte des relativen Individualisten Hellenbach unterschreibt auch Koeber, und auch du Prel würde sie unterschreiben, der den von ihm vertretenen Individualismus den transscendentalen Individualismus nennt.

Die Folgen jener Trennung Koebers von Hartmann zeigen sich sofort. Der konkrete Monismus Hartmanns führt denselben bekanntlich zur Anschauung, daß die bewußten Individuen bei der Geburt auftauchen aus dem Absoluten und beim Tod untertauchen ins unbewußte oder eigentlich überbewußte Absolute, in die Nacht, in der alle Kühe schwarz sind, wie Hegel und du Prel sich einmal ausdrücken. Der philosophisch durchdachte Individualismus dagegen führt Schopenhauer, Hellenbach und — wie die

[1]) Vergl. Paul Deussens „Elemente der Metaphysik" II. Auflage.

Leser wissen — auch Koeber zur uralten Lehre der Wiederverkörperung. Für sie giebt es keine andere Form der Unsterblichkeit als die der Palingenesie, der Seelenwandelung durch die Wiedergeburt. — Ich möchte hier einschaltend an den meiner Ansicht nach in mancher Beziehung interessanten und weiter ausführungswerten Vergleich der Hartmannianerin Olga Plümacher zwischen der indischen Philosophie und der Philosophie des Unbewußten (Sphinx Oktober 1892) erinnern. Dort heißt es:

„Wie die Philosophie des Unbewußten die Voraussetzungen des Spiritismus nicht prinzipiell ausschließt, so schließt sie die Möglichkeit höherer, übermenschlicher Entwickelungsstufen des endlichen persönlichen Geistes sogar prinzipiell ein, wenn sie, die den gesamten Weltprozeß als einheitliche Entwickelung auffaßt, nicht in denselben Fehler verfallen will, der an Hegel zu tadeln ist, u. s. w.".

Wenn dies aber der Fall ist — möchte man doch hier einwenden, — ja warum sträubt sich denn dann Hartmann so gewaltsam gegen die Annahme der Geisterhypothese?

„Die Philosophie des Unbewußten — antwortet nun zwar Olga Plümacher in jenem Aufsatz hierauf — hat in ihrem Rahmen Räume für andere Realisationsformen des an sich unbewußten Willens und der unbewußten Vorstellung. Sie findet sich aber nicht berufen, solche spekulativ bestimmen zu wollen, solange Zweifel möglich sind über den hierzu in Frage kommenden Charakter des Induktionsmaterials".

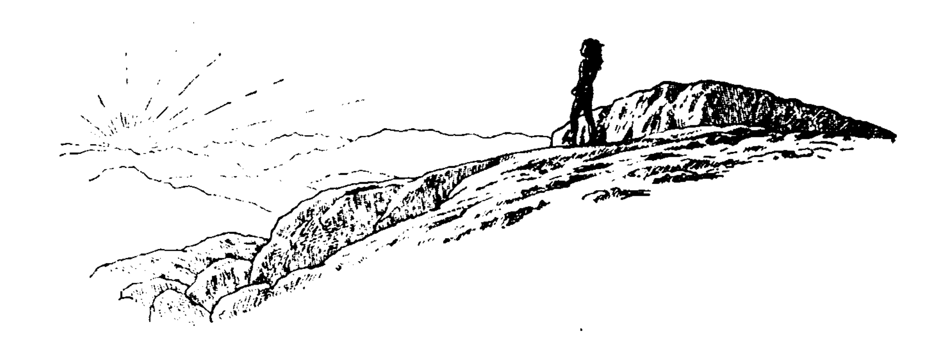
Der Charakter dieses Induktions-Materials ist aber längst und zwar namentlich durch Aksákow's berühmte Phänomenologie des „Animismus und Spiritismus" allen Zweifeln entrückt, eine Thatsache, von welcher sich experimentell zu überzeugen es Olga Plümacher in den Vereinigten Staaten doch gewiß leicht fallen sollte.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Koeberschen Broschüre zurück, so finden wir auch dort die Ansicht ausgesprochen, daß erst die Experimentalmetaphysik, d. h. der erfahrungsmäßige Nachweis der mit dem transscendentalen Realismus zusammenhängenden metaphysischen Wahrheiten diesen selbst zur Gewißheit erheben.

„Was lehrt uns — fragt Koeber — die praktische Metaphysik in Bezug auf den Individualismus und die Idealität des Raumes, der Zeit und der Kausalität? Zeugen ihre Aussagen gegen den Ersteren und für die subjektivistische Auffassung der Daseinsformen, oder bestätigen sie den Individualismus und die transcendental-realistische Erkenntnistheorie?"

Und indem Koeber seinen Meister, Schopenhauer, gegen den oft geäußerten Verdacht verteidigt, daß er bei der Erklärung der von ihm wohl gekannten okkulten Phänomene der Verschwommenheit des subjektiven Idealismus verfallen sei, führt derselbe zum Schlusse einige Beispiele aus den „Phantasms of the living", aus Aksákow und den „Psychischen Studien" als metaphysischen Beweis der Realität einer Welt des Uebersinnlichen und als endgültige Lösung der „Lebensfrage" an. Möge es mir einigermaßen gelungen sein, den kristallklaren Gedankengang Koebers in einer Weise zu schildern, die den Leser veranlaßt, nun auch mit dem Original Bekanntschaft zu machen!





Sonnenuntergang.

Ein Stimmungsbild.

Von

T. Szafranski.

✱

Die niedergehende Sonne malte seltsame Farbenscherze. Dunkelviolette Wolken verzierte sie mit einem scharfumrissenen Goldrande. Lange brennrote Streifen schwebten in der blaugrauen Dämmerung, und die Sonne selbst stand wie eine blanke, rötliche Scheibe in einem dunstigen Lichthofe kaum zwei Fuß über dem Horizont.

Einem Maler hätte man das nicht geglaubt. Die Natur aber ist die größte Impressionistin. —

* * *

Schweigt, Kinder, seht und schweigt! Du, Harcot, setze das Glas hin, — Süffel! Sperre deine Augen auf so weit du kannst, laß dieses Bild auf dich einwirken und bitte den „Genius“, daß er deinen wohlgeordneten Tuschkasten einmal so durcheinander werfe.

Harcot zuckte auf diese Apostrophe des greisen Landschafters Palm die Achseln, stellte aber doch das zum Trinken erhobene Glas auf den Tisch und schwieg. — Nur senkte er nicht wie die Andern von der Tafelrunde den Blick staunend in die Farbenflut am Horizont, sondern er neigte das Haupt, kniff die Augen scharf prüfend zu und beobachtete die Lichtwirkung an dem grünlichen halbgefüllten Rheinweinglase.

Es giebt solche Menschen! Ein Gott offenbart sich ihnen in seinen ureigensten Werken und sie streiten sich um das „Apostolikum“; die Liebe adelt das bischen Seele in ihnen und sie taxieren die Liebe nach dem Preise, den sie der Courtisane zahlen; einen großen Mann ziehen sie zu sich hinab, um nicht zu ihm aufsehen zu müssen, und untersuchen jeden Quadratzoll seines Aeußerlichen durch eine verzerrende Lüge, um ein Stäubchen zu entdecken, das auf den Kot hindeutet, in dem sie selbst bis zum Halse sitzen.

Harcot prüfte die schimmernden Reflexe der großen Sonne an seinem kleinen Weinglase. Ein lichtes Hellgrün zuerst, dann smaragden mit rötlichem Schimmer am oberen Rande und auf dem Spiegel, dann immer

dunkler und immer satter in der Farbe, bis endlich eine schwere, schwarzgrüne Flüssigkeit in dem von ihm hin- und herbewegten Glase schwankte, mit nur ein oder zwei matt aufblitzenden Lichtern.

Sie war merkwürdig und interessant, diese Beobachtung, — aber den Wein mochte er nicht mehr trinken; er hatte das Gefühl, als müßte der Wein wie Tinte schmecken, wie Alizarintinte, denn so sah er aus. Harcot schüttete das Glas auf den Boden aus und schob es weit von sich.

Es giebt solche Menschen! Sie analysieren den Genuß, bis sie ihn sich verekeln.

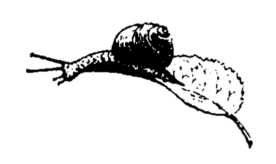
Die Andern aber saßen in Anschauen versunken. Sie hörten nicht mehr die Geräusche des Abends, das ferne dumpfe Gebell der Hofhunde und den summenden Widerhall der Kirchenglocken im entlegenen Haidedorfe. — Die roten, wild aufflammenden Reflexe der Sonne durchbrachen den weißlichen Nebel, der über dem Moore lagerte und spielten wie in einem letzten Gruße zu ihnen herüber, in der feuchten Atmosphäre riesige, in Gold und Purpur schimmernde Irrlichter entzündend. Immer seltener aber und immer verschwommener flackerten sie auf, immer weiter drängte die Dunkelheit gegen den ersterbenden Lichtquell am Horizonte, bis die Augen der Schauenden mit dem letzten verglimmenden Strahl in die finstere, leere Unendlichkeit tauchten. —

Niemand sprach ein Wort. Ein Schauer durchrieselte sie, jenes bedrückende und doch so weihevolle Empfinden, welches dem Menschen die Nähe des Uebermenschen offenbart. — In ihrem Herzen öffnete sich eine Kathedrale und in der Kathedrale erstand ein Altar und auf dem Altare hob sich aus dem Dämmerscheine der Erkenntnis ein Zeichen ab, das „Gott" bedeutete und vor dem Zeichen kniete der innere Mensch in heißem, inbrünstigem Gebete: Confiteor Deo omnipotenti . . . . . .

Es giebt solche Menschen!

* * *

Der alte Wirt vom Moorhof räumte die Gläser und Flaschen von dem Ecktische der Veranda, lehnte die Stühle an den Tisch, weil es nach Regen aussah und brummelte vor sich hin: „Jä jä, dee Stadtlüe, dat snackt un snackt un sitt un sitt, as wenn't nix anners up de Welt to dhaun gewt". — Dann ging er in's Haus, lehnte sich über das Geländer der Treppe, die in's Erdgeschoß führte, und rief: „Stine, 't is all duster; maak Licht!"





„Verrückt!“

Von

Rudolf Geering.

Auf einer kleinen Fußreise langte ich zur Mittagszeit in einem Fabrikstädtchen an. In der ersten besten Wirtschaft kehrte ich ein, um Mittagsrast zu halten und Hunger und Durst zu stillen.

Am Fenster ließ ich mich nieder und bestellte bei der herbeigeeilten Wirtin meine Mahlzeit. Während ich nun auf meine Suppe wartete, musterte ich die anwesenden Gäste. Vor mir saßen um einen Tisch herum acht Männer von verschiedenem Alter, die teils Büreauangestellte, teils Handwerker zu sein schienen.

Einer von ihnen, ein Mann von etwas untersetzter Gestalt und mit dickem, unnatürlich geröteten Gesicht, erhob eben das Glas und rief, gegen einen allein an einem Tisch sitzenden jungen Mann gewendet: „Prosit Herr Ring!“ Der Angeredete blickte auf und nickte ziemlich gleichgiltig. Der andere aber fuhr fort: „Sehen Sie, ich hab's eben mit dem Herrgott; der hat den Wein wachsen lassen, damit wir ihn trinken. Wer wollte doch immer Wasser lappen!“

Seine Tischgenossen stimmten ihm bei, jener aber antwortete: „Derselbe, der den Wein wachsen ließ, ließ auch die Tollkirsche wachsen; warum eßt ihr die nicht auch?“ Die anderen schüttelten die Köpfe, lachten, stießen die Gläser an und tranken.

Jetzt betrachtete ich den jungen Mann näher. Er war gut, aber einfach gekleidet. Seine Gesichtszüge waren für sein Alter etwas ernst, dabei aber wohlgebildet, Stirn und Nase verrieten den Denker. Er hatte kein Fleisch auf seinem Teller und statt der Weinflasche stand ein Wasserkrug vor ihm. Zu seiner Linken lag ein Buch, das ich an Format und rötlichem Umschlag als einen Band der Reclam'schen Universalbibliothek erkannte. Neugierig, was es sein möchte, beugte ich mich etwas zur Seite, und es gelang mir, den großgedruckten Titel zu entziffern: „Das Rätsel des Menschen“.

Inzwischen war meine Suppe aufgetragen worden, und ich machte mich darüber her. Da rief einer am Tische gegenüber: „Ha, da macht wieder jemand Hochzeit!“ Er wies zum Fenster hinaus und alle drehten sich um. Langsam bewegte sich ein Leichenzug vorüber: langsam und doch schnell, denn man konnte Anfang und Ende zugleich sehen.

Mein junger Nachbar hatte sein Besteck niedergelegt und schaute nachdenklich durch die trüben Scheiben hinauf zum Himmelsblau.

„Frau Wirtin, wen führen sie da zum Tanz“, sagte der, welcher den Leichenzug zuerst bemerkt hatte. „'s ist eine traurige Geschichte“, antwortete die Angeredete, „einen Vater von fünf unerzogenen Kindern führen sie auf den Friedhof. Er war ein Trinker und ist am letzten Sonntag im Rausch über's Straßenbord hinuntergefallen, sechs Meter tief, und hat das Genick gebrochen“. Es hatte niemand etwas zu erwidern, und es entstand eine Pause, welche die meisten dazu benützten, einen Schluck aus ihren Humpen und Gläsern zu thun.

Da öffnete sich die Thüre, und herein tritt ein Mann mit gelblichem Gesicht, schwarzen Augen und struppigem Haar. Auf dem Rücken trug er eine Handharmonika und hinter ihm her trippelten drei kleine, magere Hunde. Er stellte sich bei der Thüre auf, während seine vierfüßigen Begleiter eifrig unter den Tischen herumschnüffelten und niedergefallene Brocken suchten. Der Mann begann einen Tanz zu spielen. Dabei rief er beständig: „Ami, Mimi, Toto, viens, allons, vite“, und stampfte dazu auf den Boden. Die Tiere aber ließen sich nicht stören und suchten eifrig nach Nahrung. Zufällig kam einer der Hunde in seines Meisters Nähe, worauf ihm dieser durch eine blitzschnelle Bewegung seines Fußes zu verstehen gab, warum er gerufen habe. Das Tier zeigte durch entsetzliches Geheul an, daß es des Meisters Sprache verstanden hatte und erhob sich mühsam auf die Hinterbeine, drehte sich einigemale darauf herum und sank dann erschöpft nieder, bis ihm ein neuer Fußtritt wieder auf die Beine half. Mein junger Nachbar wurde dabei abwechselnd bleich und wieder rot und biß sich in die Lippe. Am andern Tisch war beim Geheul des Tieres ein lautes Lachen ertönt. „Der versteht das faule Vieh zu behandeln“, hieß es.

Der Musikant hatte aufgehört zu spielen. Er zog seinen Hut ab und sammelte bei den Gästen ein. Der junge Mann gab ihm nichts. Als aber der Spielmann das Zimmer verließ, stand jener eilig auf und folgte ihm. Ich beobachtete ihn durchs Fenster. Mit ernster Miene sprach er zu dem Fremden, wobei er mehrmals auf die Hunde zeigte. Der Mann schlug die Augen nieder und erblaßte. Zum Schlusse gab ihm der Jüngling etwas aus seinem Geldbeutel und drückte ihm freundlich die Hand. Ins Gastzimmer zurückgekehrt, nahm er sein Buch und seinen Hut, grüßte und ging.

„Ein furioser Kerl, der Ring“, hieß es darauf am andern Tische. — „Verrückt ist er, ins Narrenhaus gehört er“, sagte ein anderer. „Natürlich er ist verrückt, verrückt“, stimmten alle bei.

Bald darauf zog auch ich meines Weges. Nachdem ich das Städtchen verlassen hatte, führte mich mein Weg durch weite Kornfelder. Erst zu halber Höhe waren die Halme gediehen; doch ragten aus der großen Masse einzelne wenige Halme um das Doppelte hervor.

In Gedanken war ich immer noch in der Gaststube und es tönte in meinen Ohren fortwährend: „verrückt, verrückt". — Nein, es rauschte also durch die niederen Halme, ich hörte es immer deutlicher und sah, wie sie die Köpfe schüttelten. Sie sprachen von ihren Brüdern, die sie um das Doppelte überragten: „Verrückt, verrückt!"



Die Religion,

der ich huldige, ist die, daß der Mensch in Liebe sich dem Weltengeist und allen seinen Mitwesen verbunden fühlt. Wenn ich einen Wilden vor seinem Fetisch knieend fände im Gebete für die, die er liebt, ich würde mit ihm niederknieen. **R. D.**



Makro- und Mikrokosmos.

Die Welt ist eine große Seele
und jede Seele eine Welt.



Selbsterkenntnis.

Lerne tief dich selbst erkennen!
Nimm am strengsten dein Vergehn:
Soll dich einst die Nachwelt nennen,
mußt du vor dir selbst bestehn!

R. R.





Charles Richet über Tolstoi.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

✻

Schon daß Richet seinen und Tolstois Artikel zur Biologie rechnet, beweist, daß er unter einem ganz anderen Gesichtspunkt die von Tolstoi behandelten Fragen untersucht. Es handelt sich bei ihm nicht um die religiös-ethische Bedeutung der Enthaltsamkeit und des Fastens; er prüft nur, ob und wie weit beides, in rein materieller Hinsicht, dem Menschen zu empfehlen sei. Dies muß man im Auge behalten, wenn man Richets Artikel richtig beurteilen will. Seine Entgegnung — die ja, insofern sie den Gegenstand von einer andern Seite betrachtet, im Grunde keine ist — berührt Tolstoi nicht im mindesten; ebenso wie Tolstois Behauptungen, die ein Christ und Radikaler ohne jeden Einwand unterschreiben muß, nie imstande sind, Richets Wahrheiten zu erschüttern.

Tolstoi stellt, wie wir wissen, drei Thesen auf: 1) Der Luxus ist unbedingt verwerflich; 2) Unsere Nahrung ist zu reichlich; 3) Man soll dem Fleischgenusse entsagen und zur Pflanzenkost übergehen.

Kann man, fragt Richet, die kategorische Form dieser Sätze gelten lassen?

Es ist, in Rücksicht des Luxus, zunächst sehr schwer anzugeben, wo er aufhört und wo er beginnt. Jene Trinkschale des Diogenes, welche dieser von sich warf, als er sah, wie einer beim Wasserschöpfen sich seiner Hand bediente, war, streng genommen, bereits Luxus. Ob aber ein unverzeihlicher und verdammenswerter? Wenn Tolstoi konsequent sein will, so muß er antworten: gewiß, denn nach ihm ist jeder Luxusartikel überflüssig und der Gebrauch eines solchen unerlaubt, weil der Mensch dadurch verweichlicht und in seinem Egoismus noch verhärtet wird. Nun, von Verweichlichung und von dem Egoismus, den die Reichen sich zu schulden kommen lassen, kann bei Diogenes wohl nicht die Rede sein!

Wer wird leugnen, daß es Formen des Luxus giebt, die nicht nur

unser Gerechtigkeitsgefühl empören, sondern als Ungeheuerlichkeiten geradezu Strafe verdienten, wie z. B. ein Milchbad zur Erlangung einer weichen und weißen Haut. Aber Tolstoi spricht nicht von solchen (in unserer Zeit kaum mehr vorkommenden) Verirrungen einer im Müßiggang und Wohlleben versumpften Menschenklasse; sondern er verdammt als Luxus selbst die unschuldigsten Genüsse und die gewöhnlichsten Behaglichkeiten des Kulturlebens. So sieht er ein Unrecht darin, daß wir zum Frühstück frisches Brot essen, saubere Kleider tragen, eine Wäscherin, einen Haarschneider und andere Menschen bedürfen, die uns bedienen. Tolstoi scheint ganz zu vergessen, sagt Richet, daß die Einrichtung unseres Kulturlebens, das er als ein naturwidriges und luxuriöses verdammt, auf Arbeitsteilung beruht, und daß ja auch die Menschen aus den unteren Gesellschaftsklassen, bei denen wahrlich der Luxus nicht zu Hause ist, der „Bedienung" nicht entraten können. Denn kein Mensch vermag alles selbst zu verrichten. Und wollen, jeder solle in eigener Person Ackerbauer, Bäcker, Kohlenbrenner, Friseur &c. sein, heißt so viel als wollen, daß alle diese Geschäfte schlecht oder vielmehr gar nicht besorgt würden.

Der Zweck der Kultur ist keineswegs die Verminderung jenes Wohlstandes, den Tolstoi als Luxus bezeichnet, sondern die durch Arbeitsteilung allein mögliche Ausgleichung und Verbreitung desselben. Es ist ganz verkehrt, zu verlangen, daß ich z. B. die mir zur Verfügung stehenden Mittel, Wasser trinkbar zu machen, nicht benutzen und verdorbenes trinken soll, nur aus dem Grunde, weil viele meiner Mitmenschen dazu genötigt sind; meine Pflicht ist vielmehr, nach Kräften dafür zu sorgen, daß auch die Anderen gutes und gesundes Trinkwasser haben. Luxus ist Fortschritt; er wäre als Allgemeingut ein Segen, da ohne ihn eine menschenwürdige Existenz nicht denkbar ist. Auch kommt ohne Zweifel die Zeit, wo Alles, was wir jetzt noch zum Luxus rechnen, als etwas selbst für das bescheidenste Leben Unentbehrliches gelten wird, — wie heutzutage z. B. eine Uhr. Unsere Ideale liegen vor uns, nicht hinter uns; und es wäre ein großes Unglück, wenn die Menschheit in den Naturzustand zurückkehren müßte.

Eine größere Uebereinstimmung zwischen Richet und Tolstoi zeigt sich in Rücksicht der Nahrungsfrage. Beide finden, daß wir dem Essen eine zu große Bedeutung zuschreiben, zu viel daran denken und darüber sprechen, und namentlich übermäßig essen. Während aber Tolstoi in seinem Rigorismus die übertriebene Sorge, die wir für unsere Mahlzeiten tragen, gleich als einen moralischen Fehler, beinahe als eine Sünde ansieht, betrachtet sie der mildere Richet bloß als einen Mangel an Erziehung und intellektueller Entwicklung, der allerdings oft komisch ist, aber durchaus kein Zeugnis für die sittliche Verkommenheit des mit ihm Behafteten.

„Ich bewundere", sagt Richet, „nach Gebühr das Asketentum und die Enthaltsamkeit gewisser Mystiker und Einsiedler, beurteile jedoch nicht zu streng den Arbeiter, welcher nach einer mühevollen Woche sich einen heiteren

Sonntagsschmaus gönnt. Die Menschen sind keine Engel, und raubte man ihnen die Aussicht auf eine lustige Mahlzeit nach vollbrachter Arbeit, wer weiß, ob nicht letztere darunter leiden würde".

Daß wir zu viel, im allgemeinen stets über den Hunger essen — dies läßt sich allerdings nicht leugnen: hierin hat Tolstoi unbedingt recht. Jeder kann sich selbst davon überzeugen, wenn man ihm, statt der gewohnten guten Speisen, schlechte vorsetzt: er wird nur essen, um seinen Hunger zu stillen, d. h. wahrscheinlich um drei Viertel weniger als sonst. Die übermäßige Aufnahme von Nahrung ist eine sinnlose, gesundheitsschädliche Gewohnheit, die abzuthun sich jedermann bemühen sollte. Es kommt nur auf den festen Willen und den Versuch an, hinsichtlich des Essens eine Zeitlang so zu leben, wie das Volk, das wenig ißt, freilich nicht aus hygienischen Rücksichten und Enthaltsamkeit, sondern aus Sparsamkeit. Nach ein paar Wochen wird man die dem Körper und Geist gleich wohlthätige Wirkung dieser Lebensweise verspüren und einsehen, daß man bis dahin in der That dem Laster der Gefräßigkeit ergeben war.

Wie verhält sich nun Richet zum Vegetarismus? Von der asketisch-religiösen Tendenz desselben ganz absehend, untersucht er nur die Stichhaltigkeit seiner wissenschaftlichen und Gefühlsargumente.

Gewiß, es giebt nichts Scheußlicheres als ein Schlachthaus, und das von Tolstoi entworfene Bild eines solchen steht, so abschreckend und naturgetreu es auch ist, der Wirklichkeit doch nach. Gehen wir aber über das Aesthetische der Sache hinweg, da ja der Vegetarismus hauptsächlich an unser Gefühl und Mitleid appelliert. Ist das Leiden der Tiere, die geschlachtet werden, wirklich so groß? Mir scheint, sagt Richet, es ist vielmehr auf sein Minimum reduziert. Sterben mußte ja das Tier so wie so; und ließe man es am Leben, es würde im Alter und in Krankheit verenden und weit längere und größere Schmerzen auszustehen haben als unter dem Schlag und Stich des Schlächters. Im Grunde ist solch ein rascher Tod eine Wohlthat, die ich auf meinem Sterbebette einst noch beneiden werde". Nicht das Schlachten der Tiere, sondern die Grausamkeiten der Jagd sind verwerflich, und auf diesen oft barbarischen Zeitvertreib weisen die Vegetarier mit Recht hin, wenn sie ihre Lebensweise in den Augen der Fleischesser zu rechtfertigen suchen.

Es bleibt noch zu beantworten, ob die Fleischnahrung dem Menschen unentbehrlich ist. Nein und abermals nein, sagt Tolstoi, und hierin muß man ihm rückhaltlos beipflichten. Alles spricht dafür; „es ist das ABC der Physiologie". Die Pflanzenfresser sind genau so organisiert wie wir, und sterben, wie man weiß, nicht vor Hunger. Man darf sogar behaupten, daß das Fleischessen bei den Menschen eine Ausnahme ist. Die Hindus, die Araber und Chinesen, die Landleute vieler Gegenden Europas begnügen sich mit Reis, Gemüse und Obst. Fügen sie zu dieser Nahrung noch Milch, Eier, Butter und Käse hinzu, so sind sie vollständig genügend genährt. Chemiker und Physiologen stimmen darin überein, daß Brot, Erbsen, Bohnen und namentlich Käse den zur Ernährung nötigen

Stickstoff in hinreichender Quantität enthalten. In der ersten Lebensperiode ist Milch die ausschließliche Nahrung jedes Säugetieres, und nicht nur genügt sie ihm, sondern sie ist die einzige ihm zuträgliche.

Daß man also leben und gut leben kann, ohne Fleisch zu essen, unterliegt keinem Zweifel. Daraus folgt jedoch noch lange nicht die Notwendigkeit, der animalischen Kost gänzlich und für immer zu entsagen. Vielmehr giebt es zwei sehr triftige Instanzen gegen die vegetarische Diät als eine angeblich allein vernunft- und naturgemäße.

Einmal ermüdet sie unnützerweise die Verdauungsorgane, da man, um dem Körper das nötige Quantum Stickstoff zuzuführen, ungefähr dreimal so viel Vegetabilien verzehren muß, als man in der Regel Fleisch ißt.[1]) Sodann erschwert sie dem Menschen die Beschaffung der Lebensmittel, indem sie ihn auf die Produktion von Getreide, Mehl usw. beschränkt, was eine ungleich härtere und langwierigere Arbeit ist, als Vieh zu mästen. Es ist ein schöner Zug des Vegetarismus, daß ihm das Los der Tiere am Herzen liegt; allein diese edle Sorge artet bei ihm oft in überspannte Sentimentalität aus und läßt ihn die Menschen vergessen, deren Los im Großen und Ganzen ein weit härteres ist.[2])

Trotz aller bedeutenden Differenzen ist vielfach, wir wir sehen, Richet mit Tolstoi einverstanden. „Möge dieser — so schließt er seinen Artikel — nicht in der Wüste gepredigt haben! Möge sein Wort dazu beitragen, die Herrschaft der Rohheit und des Egoismus zu brechen und somit das Kardinalübel der Welt und das Hindernis allen Fortschrittes zu beseitigen!

[1]) Aber es wurde ja früher behauptet, daß die Fleischesser dreimal soviel, wie nötig, essen. Also ißt der Vegetarier für gewöhnlich gerade das richtige Maß. **H. S.**

[2]) Um für alle Menschen die nötigen Cerealien zu beschaffen, ist nur die den Menschen zuträgliche, gesunde Arbeit, aber keine übermäßige, erforderlich. **H. S.**





In der Welt eine Welt.

Ein Erlebnis.

Von

Jakob Feldner.

❦

Müdigkeit umfängt meine Sinne. Müde und schlaff hängen die Glieder; — noch aber zucken die Nerven und das Herz pocht laut und schnell, und wie Feuer durchkreist das Blut meinen Leib. Leiser Windhauch huscht über die erregten Schläfen, und ich höre das spöttische Lachen meiner Arbeitsgenossen, das Zeichen des Frohlockens der falschen Kultur über ihr Opfer. — Kein rettender Engel befreit mich und selbst die schon seit langem wach gewordene innere Stimme hat mich verlassen. Schutzlos bin ich einer düsteren Uebergewalt preisgegeben.

Nacht wird es vor meinen Augen. Todesangst macht kalten Schweiß mir vom Leibe rieseln. Im Innern der Brust krampfhaftes Ballen — und dann plötzlich eine stoßende Macht wie neues kommendes Leben . . . .

Auf weiter unabsehbarer Fläche finde ich mich wieder, nackt und bloß. Es scheint eine Wüste in fremdem Lande. Nirgends ein Stillhalt für die Augen; — überall Sand — ein Meer von Sand. Und wie die Sonne auf meinen nackten Leib brennt, und wie der Durst mich quält! Wie die Füße schmerzen, die schon lange — lange den glühenden Sand durchwaten! Wie die Kniee wanken, vom unaufhaltsamen Wandern müde! Und was hält mich denn aufrecht — warum sinke ich nicht erschöpft zu Boden? Warum werde ich des Lebens nicht los, an dem ich noch so schleppe? Unsterblich bist du — unsterblich — klingt's. — Soll das Verheißung sein? — Hohn?

Und doch ist's noch etwas anderes, das mich treibt. Ein hellleuchtender Stern, den ich tief im Innern fühlte, leuchtet vor mir in wunderbarer Pracht. Magisch hält seine Lichtesfülle mich gefangen. Die Sehnsucht ist's, die mich nicht unterliegen läßt, die Sehnsucht, in seinen Lichtkreis einzutreten, eins zu werden mit ihm. — Wie der Durst mich quält. Die Füße schmerzen; die Kniee wanken; Verzweiflungsschauer durchrieseln mich . .

Und vorwärts muß ich — vorwärts! Ich muß. — Ein feuriges Band hält mich mit jenem Stern zusammen — Ich muß!

Unsterblich bist du — unsterblich, wirbelt der glühende Sand mir zu.

Endlich fern am Himmelsrand aufsteigende Formengebilde: so lebensfrisch, Erquickung verheißend. Und ich wandere — wandere — Mit mir das Irrland — Fata Morgana — weiter und weiter.

Von den Füßen sickert das Blut in den glühenden Sand, der heilige Lebenssaft. — Die Zunge klebt mir am Gaumen — und die Eingeweide brennen . . .

Doch ich schaue den Stern — und ich muß — muß zu ihm.

Die Sonne brennt heißer — unbarmherzig heiß. Wahn ist es von euch Menschen, sie in Liedern zu besingen. Ungebändigte Kraft ist sie, ziellos, erbarmungslos. — Doch dort grünt es auf; ein seliges Grünen, ein flimmerndes Grünen scheint mir's. Ich möchte niedersinken und danken, danken. — Doch wem? Muß ich denn weiter wandern, wo das lauschende Ohr das leise Sprudeln der Quelle hört? . . Wie der Durst mich quält!

Ich sehe nur das Grüne — das Labende, und das hellsprudelnde Wasser, und sinke hin — zu genießen. Doch aus dem Grünen ringelt sich eine Natter, giftgeschwollen. — Entsetzen packt mich. — Nun will ich leben, und ich springe auf, mit Schreckenskraft . . .

Der Stern war andere Bahnen gegangen, die Oase war nicht für mich. —

Und so hatte ich schon sechsmal mich vom Sternenpfad verirrt, weil ich vom Genusse mich bethören ließ. Und zum siebten Male sehe ich's grünen. — Doch diesmal bleib ich dem Sterne treu! Wunderbar ist dieses Land. Wie alles duftet, wie golden reife Früchte winken. Frühlingstau liegt auf den Auen und — ich traue den Augen kaum — dort scheinen zarte Elfen den todesmatten Wanderer zu erwarten — ihn zu erquicken.

Der Stern steht über mir. — Ich folge ihm — und schon fast der Sinne beraubt, laß ich vom schwellenden Leben mich umfangen. Oh Todesschreck! wie ekel es meinen Leib umringelt, wie Gifteshauch mein ganzes Sein durchströmt. Enger, enger wird der Ring um mich und keuchend geht mein Atem. — Bewußtlosigkeit will mich umfangen — mein Atem stockt . . .

Welch seliges Fühlen dann — wie die Schmerzen schwinden. — Das Leben kehrt zurück. Wie aus schwerem Traum erwachend öffne ich die Augen und schaue in eine Herrlichkeit sonder gleichen. — Ist nicht mein Stern in diesem Augenpaar gebunden, das erkennend auf mich herniedersieht? Und geht nicht eine beseligende Kraft von den Händen aus, die mir auf dem Haupte liegen? Mir ist so leicht, als wär mir alle Last genommen, und fragend schau ich auf . . .

„Wir fanden dich bewußtlos vor unserer Schwelle liegen", erklang eine milde Stimme. „Als Wächter war bei dir dein Sehnsuchtsstern geblieben! Juble und jauchze, daß er dich geführt hat! Nun komme!" und eine milde Hand geleitete mich zu einer engen Pforte. Verschlossen war sie nicht — „durch die bist du gekommen — schau und erkenne!" Wie segnend legt sich die Hand auf meine Augen — und ich kann sehen — sehen, weit, so weit . . . Ich kann sehen die ganze grause Wüste, die ich

durchwanderte, und dahinter erscheint mir die Welt. Ich sehe die Menschen — ihr Leben und Hasten. Nichts als Verlangen, — Wunsch — Begier. —

Dazwischen hinein strahlt der Stern der Liebe, der gleiche, der mich geführt hat, und sein Licht bringt Erkennen — todtrauriges Erkennen. Wie sie ächzen, die Menschenseelen — aufächzen in unnennbarem Weh! — Seelennacht — Geistesnacht . . .

Und keine Erlösung — kein Erbarmen??

Da flammt es auf: des Sternes Strahl durchdringt das Menschensein — und die Kunde vom Ueberwinden klingt durch die Welt. Nach Erlösung sehnt sich, nach Erlösung lechzt die Menschenseele. Die Sehnsucht wird Kraft, große gewaltige Ueberwindungskraft. Wandern müssen sie, die Ueberwinder, durch weite, heiße Wüste. Todesmatt, gebrochen an Leib und Seele, gelangen sie zur engen Pforte, an der ich jetzt stehe. Da küßt sie der große Meister, der mich hierher führte — und erwachend schauen sie eine Herrlichkeit, wie ich sie schaute, wie ich sie schaue.

„Glaube nicht, daß du' dein letztes Ziel erreicht hast", so hör' ich meines Führers Worte. „Die erste Stufe ist's, die du erklommen. Millionen Jahre waren nötig, sie zu erreichen, und unabsehbar weit hinaus liegt ein Sein, das nimmer du verstehen kannst. Die enge Pforte, durch die du eingetreten, ist der Eingang zu dem äußersten Kreise der großen, siebenfachen Spirale, deren End- und Mittelpunkt ein Aufgehen in dem Einen ist, das wir begreifen, wenn wir's sind. Arbeit wartet deiner, Arbeit an dir selbst und an deinen Brüdern. Durch völliges Selbstverlieren wirst du am besten vorwärtskommen. Euch Brüdern aus dem ersten Kreise ist's beschieden, die Wanderer, die in der Wüste sich verirrten, die ihrem Stern nicht folgten, zurückzuführen in das Land des Verlangens daß sie auf's neue leiden, um auf's neue wandern zu müssen. Ihrer sind gar viele, die statt dem wahren Sternenlichte einem Irrlicht folgen; doch darf keiner verloren gehen. Ihr müßt den höheren Kreisen als Boten dienen, um Frieden in das Land des Leids zu bringen, wenn der Kelch des Wehes übertropft. — — Einen Führer wirst du finden — dem gehorche".

Segnend legt der Wunderbare seine Hände auf mein Haupt. — Ein heißes Sehnen flammt in mir auf, ein Sehnen, zu erkennen, was über mir liegt. „Meister, einmal nur noch laß dein Licht meinem Auge werden!"

„Es sei! An meiner Hand durchwandere schauend das Reich, das Niemand nennen kann". — —

Zuerst seh ich die mir verwandten, die noch wunschbefleckten Ueberwinder, welche losgerissen aus dem Reich der Finsternis, das Licht ertragen und die Kräfte üben lernen, die sie bis dahin nicht kannten. Mit Hilfe dieser Kräfte treten sie an ihre Arbeit: sich durch Bethätigung vom äußeren Ich zu befreien. Unmerklich bin ich in den zweiten Kreis getreten. Reinere Gestalten seh ich da. Der Wunsch fürs niedere Selbst ist abgelegt, doch zerstreut sind noch die höheren Kräfte. Die müssen hier ver-

einigt werden, daß sie Großes leisten können. Im dritten ist dies geschehen; und hier steht das Entscheidende vor des Menschen Seele, hier muß er alle seine Kraft seinem Lieblingssterne opfern, sie heiligen zum Dienst für das Göttliche allein. Bis jetzt war noch ein Rückfall möglich; doch hat er diese Stufe überwunden, dann ist er geheiligt. Volle Einheit mit dem höheren Selbst verlangt der vierte Kreis. Friede leuchtet aus des Menschen Sein und eine Herrlichkeit ist ihm gegeben, die ich nicht mehr begreifen kann. Im fünften Kreise giebt es keine Einzelwesen mehr; zu Einem fließt das Göttliche zusammen, und doch sind es viele in dieser herrlichen Einheit. Meister, gieb mir Kraft, daß ich die enge Kreiswindung des sechsten noch erschaue!

Uebermächtig flammt es auf. Des Lichtes Ueberfülle dringt in das Unaussprechliche. Ich kann die Lichteskraft nicht ertragen. Meister schütze mich! — sie tötet mich! —

„Friede sei mit Dir, sei uns willkommen!", ist der Gruß, als ich aus der Lichtbetäubung erwache.

„Sagt, oh sagt, wo ist der wunderbare Meister, der mich führte?"

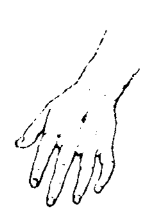
„Ihn kannst du nicht länger sehen, es sei denn, daß du zu höherem Schauen dich erheben kannst. — Sei zufrieden, daß er dir so vieles gewährte! — Erst wenn du den Pfad ganz emporgeklommen, wenn du in den vierten Kreis eingetreten bist, wirst du ihn wiedersehen können. Bis dahin ist er stets dir nah; dein Lichtstern ist er — er ist der Stern der Liebe. Nun an die Arbeit, Bruder, komm!"

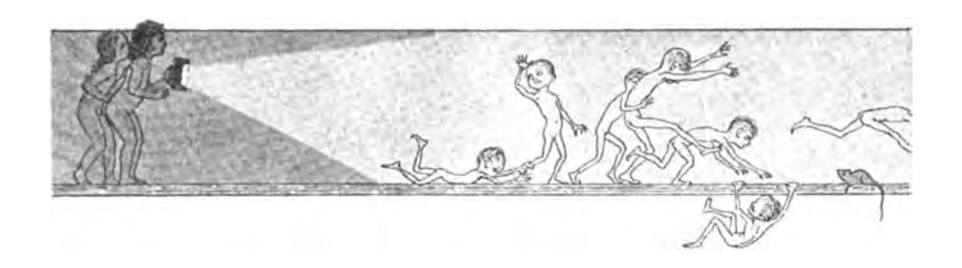
„Oh, eines sagt mir noch, wer ist er, der mich in dies Leben führte?"

„Es ist ein großer, heiliger Meister jener letzten höchsten Stufe, dem das Aufgehen in die ewige Liebe längst gebührt. Doch er vollbringt in grenzenloser Barmherzigkeit das Liebeswerk der Erlösung und aus Liebe hat er auf undenkliche Zeiten Verzicht geleistet auf die höchste reinste Glückseligkeit. Jesus Christus nennen ihn die Menschen!" Da wird es Licht in meinem Innern — Ich fühle Nägelwunden — Zum Kreuze war ich gewandert — und ich, ich soll's vollbringen?! — Meister! Meister! — —

Vom Munde ward mirs weggeküßt . . . Verwundert schau ich auf, schau in geliebte treue Augen, aus denen Liebe leuchtet, heilige Liebe. Ich sehe die gute Mutter an meinem Lager sitzen und wachen, wachen über den Sohn . . „Du lagst im Fieber und bist bis zum Tode krank gewesen!" — „Ja, ja, bis zum Tode" — denn in meinem Innern flammt's. —

Die Nägelwunden schmerzen . . .





Was wollte der Spuk?

Erlebnisse, mitgeteilt von

Franz Pokocnik.

Mit einer erklärenden Nachschrift des Herausgebers.

Am 8. September 1885 starb zu Kropp in Oberkrain der fünfjährige Sohn Leo meiner an ihren Vetter verheirateten Tochter Marie an der Diphtheritis. Um der jungen Mutter wegen des Verlustes dieses von ihr schwärmerisch geliebten Kindes Zerstreuung zu bieten und ihr den Verlust weniger fühlbar zu machen, nahm ich sie von ihrem Landaufenthalte zu mir in die Stadt. Ich hatte zu jener Zeit in Laibach in dem zweiten Stockwerke eines alten, einer litterarischen Gesellschaft gehörigen Hauses eine größere Wohnung.

Es mögen ungefähr 8 Tage nach der Ankunft der jungen Frau in Laibach gewesen sein, als sie eines Tages mit ihrer bejahrten Mutter und ihren beiden Kindern in einer großen Stube saß; die beiden Kinder lernten, die Frauen waren mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Ich war abwesend. Als ich nach Hause kam, teilten mir diese vier Personen in ungewöhnlicher Aufregung mit, daß sie durch einen unerklärlichen Vorfall sehr erschreckt worden seien; es habe nämlich plötzlich ohne äußerliche Veranlassung das im Zimmer stehende Bett so sehr in allen Fugen gekracht, daß sie dessen vollen Zusammenbruch befürchteten. Eine sogleich vorgenommene Untersuchung des Bettes habe aber nichts Absonderliches ergeben. — Wie die Mehrzahl der Männer gewöhnlich, nahm auch ich anfangs diesen Gegenstand von der scherzhaften Seite auf und witzelte über Schreck und Geisterspuk. Allein schon ein paar Tage darauf war ich moralisch gezwungen, die Sache von ernsterem Standpunkte aus aufzufassen, denn von diesem Tage an zeigten sich während anderthalb Jahren ununterbrochen mir gänzlich unerklärliche Erscheinungen in den verschiedensten Formen, sodaß ich mich sogar daran gewöhnte, täglich bei meinem Nachhausekommen nach den neuesten Vorfällen zu forschen.

Alle Bewohner des zweiten Stockwerkes dieses Hauses, mit einziger Ausnahme meiner selbst und einer bei mir lebenden Schwester meiner Frau — die wir nie etwas wahrnahmen — haben sich im Laufe der

Zeit an das Unwesen dieses andauernden Spukes so sehr gewöhnt, daß er ihnen nicht mehr als etwas Abnormes erschienen, wobei ich bemerke, daß dieser — ich finde keinen anderen Namen als — Spuk nie zwei Tage nacheinander, sondern immer nur jeden zweiten Tag eintrat.

Bevor ich in eine Darstellung der äußeren Formen dieser magischen Erscheinungen eingehe, bezeichne ich als die noch lebenden Zeugen derselben: meine Frau Maria Potocnik, meine Tochter Marie, ihre beiden Kinder Ella und Jenny, das Fräulein Anna Herdlika, die Witwe des Forstmeisters Grimptner mit ihrer Tochter und drei meiner früheren Dienstboten. Leutnant Lutschaunik, welcher, wenn auch nicht lange, bei mir wohnte, ist bei einer an ihn gestellten diesbezüglichen Frage einer direkten Antwort dadurch ausgewichen, daß er als echter Offizier mit jugendlichem Humor erwiderte: „Ja, in so einem alten Hause klingelt und klimpert immer was".

Und nun noch etwas. Man dürfte in Kreisen der sogenannten „starken Geister", wo man so gerne alles, was nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar ist, als nicht vorhanden und für Täuschung oder Mystifikation erklären möchte, geneigt sein, die soeben angeführten Zeugen als vielleicht krankhaft nervöse, überempfindliche oder vielleicht gar einem übertriebenen religiösen Pietismus verfallene, abergläubische Frauen von geringer Bildung zu erklären, welche in ihrem wenig ausgebildeten Sinne die einfachsten Erscheinungen sich nicht natürlich erklären, sondern unnotwendigerweise in das Bereich des Uebersinnlichen weisen. Dem ist aber nicht so; die genannten Frauen gehören, mit Ausnahme der drei Dienstboten, zur sogenannten guten Gesellschaft, die, wenn auch streng religiös, doch auch eine für unsere Kreise nicht gewöhnliche, jedenfalls aber eine hinreichende weltliche Erziehung genossen haben, die sie vor der Annahme schützt, daß sie übersinnliche Erscheinungen ohne deren Prüfung auf sich wirken lassen.

Meine 67jährige Frau und meine 34jährige Tochter erklären mit aller Bestimmtheit, daß ihnen weder vor noch nach den hier in Rede stehenden Thatsachen irgend jemals der mindeste Fall einer übersinnlichen Erscheinung vorgekommen sei. Eine ganz besondere Beachtung verdient auch der Umstand, daß meine Tochter, als sie während eines Teils der Zeit jener zweier Monate, die mitten in die Zeit jener anderthalb Jahre fielen, eine Sommerwohnung außerhalb der Stadt bezog, die ganze Zeit ihres dortigen Aufenthaltes von allen Erscheinungen unbehelligt blieb, was ganz gewiß nicht der Fall hätte sein können, wenn der Grund der Erscheinungen in ihrer Individualität gelegen hätte. In der Stadt aber dauerten die Erscheinungen auch während ihrer Abwesenheit und nach ihrer Rückkunft fort. Dieser Sachverhalt beweist gewiß, daß jene Erscheinungen nicht an ihre Person, sondern örtlich an meine damalige Wohnung gebunden waren.[1])

[1]) Eigentlicher „Spuk" hat immer eine örtliche Grundlage; es kann aber in Ausnahmefällen eine mediumistische „Kontrole" daraus werden.

(Der Herausgeber.)

Ich will nun versuchen, eine allgemeine Darstellung der mir von den Zeugen mitgeteilten Erscheinungen zu geben und erst dann einige der auffallendsten besonderen Fälle anführen. Es ist wohl begreiflich, daß ich an eine zusammenhängende Erzählung der durch ein- und einhalb Jahr erlebten Thatsachen umsoweniger denken kann, als alle jene Vorkommnisse ohne eigentlichen Zusammenhang zu sein schienen und, ohne sich an eine bestimmte Zeit zu binden, nicht bloß in der Nacht, sondern oft bei hellem Tage in den verschiedensten Formen auftraten.

Anfangs war es ein Klopfen an die Thüren unserer Wohnung; es war dies aber nicht ein gewöhnliches Klopfen, wie zum Eintritt in die Zimmer, sondern ein oft sechs- bis zehnmaliges, anfangs leises, dann sich steigerndes, rasches, scheinbar mit dem Fingerknöchel bewirktes Anschlagen an die Thüren, und zwar nicht etwa vom Vorhause aus, sondern an die Thüren in den innern Räumlichkeiten. Gewöhnlich wiederholte sich dieses Klopfen nach kurzen Pausen mehrere Male. Beim fast jedesmaligen, mit Aufmerksamkeit vollzogenen Durchsuchen aller Zimmer ergab sich niemals eine Aufklärung.

Außerdem vernahm man in den anstoßenden Zimmern, ohne daß ein lebendes Wesen in denselben gewesen sein konnte, ein bald leises, bald stärkeres, mitunter schleifendes Herumgehen. Dann hörte man wieder, und zwar manchmal ebenfalls in den anstoßenden Zimmern, sehr oft aber an der den Zimmerraum vom Dachboden trennenden Zwischendecke, bald ein leises Trippeln, bald aber lebhaftes Stampfen, wie wenn Kinder, manchmal aber auch wie wenn eine Schaar erwachsener Menschen einen oft lange andauernden Tanzreigen aufführten.

Man hörte ohne äußeren Veranlassung Nähtische und Schubladkästen öffnen und wieder schließen. Tische, Stühle und andere kleinere Einrichtungsstücke wurden hörbar gerückt und herumgeworfen; ja, eines Tages wurde ein Sessel unmittelbar im bewohnten Raume sehr deutlich gerückt, doch als man nach ihm hinsah, stand er ruhig an seiner Stelle.

Ein anderes Mal hörte man wieder ein Geräusch, als ob ein großes nasses Wäschestück gewaltsam an den Boden des Nebenzimmers geschleudert worden wäre.

Wie ich bereits erwähnte und wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, waren die Erscheinungen an keine Zeit gebunden, obwohl dieselben des Nachts unzweifelhaft intensiver als bei Tage auftraten. Das Geräusch des stundenlangen Herumgehens auf dem Dachboden, welcher wohlverwahrt und abgeschlossen war, das Stampfen, Tanzen und das Herumwerfen von Gegenständen auf demselben, das Klingeln von Gläsern und Vasen, das Rütteln von Bücherstellagen, Herumwerfen von Büchern und andern Gegenständen hätte Furcht einjagen können, wenn sich die Betreffenden nicht mit der Zeit gewöhnt hätten, dies Alles als ganz gewöhnliche, ihnen tagtäglich vorkommende Erscheinungen zu betrachten.

Eines Tages saß meine Familie im großen Zimmer, als plötzlich ein auffallendes Krachen der alten Bodenparquete eintrat. Diese Erscheinung

hatte an und für sich nichts Auffallendes, da sie auch anderwärts häufig vorkommt und ihre Ursachen meistens in örtlichen oder Witterungsverhältnissen und mehr oder weniger in der qualitativen Beschaffenheit des Parquetholzes gesucht werden müssen. Allein in unserem Falle scheint es doch anders gewesen zu sein, denn abgesehen davon, daß dieses Holzreißen, dieses Krachen, in meiner Wohnung weder früher, noch später beobachtet wurde, dauerte dasselbe an diesem Tage mit Pausen von 5 bis 10 Minuten stundenlang, bald in einer, bald in einer andern Ecke, bald auch in der Mitte des Zimmers fort, und als dasselbe auffallend an Intensität zunahm, hatten sich Alle aus Furcht vor dem Eintritte einer Katastrophe aus dem Zimmer geflüchtet. Als sie nach längerer Zeit wieder das Zimmer betraten, blieb alles wie früher still und ruhig.

Eines anderen Tages wieder hatten sich meine Tochter mit ihrer Tante verabredet, tags darauf frühe aufzustehen, um der Adventandacht beizuwohnen, und ein Dienstbote war angewiesen worden, sie um 5 Uhr morgens aufzuwecken. Die Tante schlief im ersten Zimmer vom Korridor und meine Tochter in dem an dasselbe anstoßenden Zimmer. Zur bestimmten Zeit, nämlich gegen 5 Uhr am Morgen, vernahm nun meine Tochter das Oeffnen der Thüre vom Korridor aus in das Zimmer der Tante, Schritte durch dasselbe, leises flüsterndes Reden und dann deutlich im leisen, gleichsam hingehauchten Tone hörte sie, als ob sie geweckt werden sollte: „Frau!“ und noch einmal „Frau!“

Meine Tochter, überzeugt, es sei die Magd, welche sie dem erhaltenen Auftrage zufolge wecke, antwortete sogleich: „ich höre; ich werde sogleich aufstehen“.

Während sie sich ankleidete, ward ihr aus dem Nebenzimmer alles vernehmbar, was sie zum Schlusse berechtigte, daß auch die Tante aufgestanden sei. Sie hörte sie bereits in Schuhen im Zimmer hin- und hergehen, einen Kleiderkasten öffnen, sich ankleiden und alle Vorbereitungen zum Ausgang treffen. Als aber meine Tochter vollständig angekleidet mit dem Lichte aus ihrem Zimmer in jenes der Tante trat, fand sie dieselbe noch schlafend im Bette. Auch der Dienstbote hatte sich verspätet und schlief.

Aus Befürchtung, von dem vermeintlich „aufgeklärten“ Menschen der Neuzeit mißverstanden zu werden, hatte meine Familie über diese Erscheinungen, außer mit mir, mit Niemandem gesprochen; nur gelegentlich eines Besuches des Fräuleins Herdlika, welche ein an meine Wohnung angrenzendes Zimmer bewohnte, brachte meine Tochter diesen Gegenstand vorsichtig zur Sprache. Dadurch schien dies Fräulein plötzlich wie von einem Alp befreit zu werden. Auch sie — sagte sie — habe hierüber bisher mit Niemandem sprechen wollen; jetzt habe sie endlich Gelegenheit, ihr Herz auszuschütten. Sie teilte nun mit, daß, wenn es nicht andere zwingende Verhältnisse wären, sie dieses Zimmer schon lange verlassen haben würde, denn da zu wohnen, sei ihr wahrhaft fürchterlich. Um Wiederholungen zu vermeiden, lasse ich ihre Erzählungen vom Umgehen

in ihrem Zimmer und auf dem Dachboden, von Klopfen und Schlagen an die Thüren und Möbeln u. dergl. unbesprochen. Nur soviel will ich erwähnen, daß das Fräulein nach ihrer eigenen Versicherung oft ganze Nächte lang nicht schlief, sondern unter dem Eindruck dieses Spukes in starken Schweißen unter ihrer Decke lag.

Frau Grimptner mit ihrer Tochter bewohnte ein anderes, an meine Wohnung anstoßendes Zimmer. Beide Damen hatten ähnliche Erscheinungen wie die Vorgenannten.

Der eine weibliche, hier mit beteiligte Dienstbote hat bald nach dem Eintritt dieser Spukerscheinungen, von mir abgehend, geheiratet. Der zweite, ebenfalls weibliche Dienstbote kündigte mir nach kurzer Zeit mit dem Bemerken den Dienst, daß er in dieser Wohnung, wo er jede zweite Nacht nicht mehr schlafe, es nicht ferner auszuhalten vermöge. Der dritte, auch weibliche Dienstbote aber, welcher von den Spukerscheinungen viel zu leiden hatte, war es, der dem Unwesen ein Ende machte. Eines Tages nämlich trat die Magd an meine Frau heran und meinte, daß es vielleicht möglich sei, diesem Spuk durch ein Meßopfer zu steuern. Meine Frau verständigte sich bald mit ihr und schickte sie zum Herrn Domkaplan Kolar, welchem die näheren Verhältnisse mit der Bitte vorgetragen wurden, eine Messe zu lesen. Der Herr Domkaplan lächelte zwar, gewährte jedoch die Bitte, und von dem Augenblicke an war dieser Spuk in meiner Wohnung ganz beendet; nie mehr trat bei meiner Familie und den sonst Beteiligten auch nur die leiseste Spur einer übersinnlichen Erscheinung ein.

Ich will schließlich noch bemerken, daß ich gegenwärtig schon im zweiten Jahre hier in Görz eine auf dem Grunde eines frühern Friedhofes gebaute Villa bewohne, wo also, wenn solches in der individuellen Veranlassung meiner Familienglieder läge, genug Grund zum Spuke gegeben sein dürfte. Allein weder hier noch sonst wo, weder früher noch später, hatten dieselben nach dieser Richtung hin das geringste erfahren.

Ich enthalte mich, aus allen diesen Erscheinungen irgend welche Ansichten oder Schlußfolgerungen zu ziehen. Ich habe nur hier den Sachverhalt erzählt, wie er mir zur Zeit der Erscheinungen tagtäglich mitgeteilt wurde.

Franz Potocnik, k. k. Baurat.

Daß wir die im Vorstehenden richtig beschriebenen Erscheinungen erlebt haben, bezeugen wir mit unserer Unterschrift.

Görz, am 29. August 1890.

Marie Potocnik, Baurats-Gattin. **Marie Potocnik**, Gewerksbesitzers-Wittwe.
Ella Potocnik.

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Solche Thatsachen, wie die hier berichteten, die man von altersher als „Spuk“ bezeichnet, kommen alle Tage irgendwo vor. Es giebt keine Stadt, kein Dorf und kein Stadtviertel, in welchem nicht in irgend einem Hause dergleichen Geschehnisse vorgingen. Die paar Dutzend geschichtlich berühmt gewordenen Fälle von Dibbesdorf, Tegel, Weinsberg u. s. w., wie auch neuerdings Resau, Elsasserstraße in Berlin und Lindenau bei Leipzig sind nur typische Beispiele für das, was jederzeit und überall geschieht. Woran liegt es nun, daß nur so selten Fälle solcher Thatsachen in die Oeffentlichkeit kommen?

Die Geistesatmosphäre, die in solchen Vorgängen sich kund thut, ist eine so niedrige und unreine, daß sie mit Recht jedem feinsinnigeren Menschen widerwärtig ist. Ganz abgesehen davon, daß solche Vorgänge selbst die meisten Menschen, welche sie erleben, erschrecken, sind sie allen feinbesaiteten höchst unsympathisch. Das ist aber nicht der Grund, weshalb sich jeder scheut, davon zu reden, sondern vielmehr nur die wahrheitsfeindliche Schreckensherrschaft der materialistischen Schulwissenschaft und der herrschenden Zeitungspresse. Diese, die in dem Kampfe für den theoretischen und praktischen Materialismus gegen die metaphysischen und ethischen Ideale des höheren Geisteslebens verroht sind, wollen das Bewußtsein der Unsterblichkeit in Allen und in jedem Einzelnen gewaltsam unterdrücken. Deshalb ruft man gegen alle thatsächlichen Vorgänge, welche ein Fortleben des persönlichen Bewußtseins nach dem Tode bekunden, heutzutage nach der Polizei; und schlimmer als die Polizei, unter deren niederen Exekutiv-Beamten sich noch eher naturgewohnte Menschen finden, stehen die „gelehrten“ Richter unsrer Zeit unter dem Banne der beschränkten materialistischen Anschauungen und lassen eine aufrichtige Zeugenaufnahme über die Thatsächlichkeit übersinnlicher Vorgänge überhaupt nicht zu.

Je mehr sich nun in Zukunft wohl der Bann des Terrorismus dieses eng befangenen Gelehrtentums lösen wird, desto öfter werden sich auch Zeugen für jene Vorgänge an die Oeffentlichkeit wagen, welche für die breiten Schichten der Bevölkerung, und keineswegs allein die ungebildeten, von jeher allbekannte Thatsachen sind. Denn es giebt thatsächlich fast keine Familie, welche nicht in irgend einem ihrer Zweige oder von Nachbaren oder Freunden solche Thatsachen glaubwürdig berichten gehört hätte. — Diese thatsächliche Ueberführung und Ueberwindung des beschränkten Materialismus wird aber gefördert, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, daß und wie diese Thatsachen mit einer unbefangenen Auffassung der herrschenden wissenschaftlichen Anschauungen in vollem Einklang stehen.

Jeder, auch nur in den Anfangsgründen des Denkens Geschulte weiß, daß unsere Begriffe von Zeit und Raum nur die Anschauungsformen unseres Vorstellens sind, und daß Stoff Kraft ist, Kraft

aber niemals verloren geht, sondern in irgend einer Form immer **erhalten** bleibt. Warum sollte nun nicht die persönliche **Kraft**, die sich unzweifelhaft im Willen und Bewußtsein des Menschen zeigt, auch nach seinem Tode im Aether fortschwingen und sich auch noch lange nachher in unseren Anschauungsformen des Raumes und der Zeit geltend machen? Welchen vernünftigen Einwand könnte man wohl gegen das **Fortleben** und **Fortwirken** von Persönlichkeiten nach dem Tode ihres Leibes machen?

Eine etwas gewichtigere Zweifelsfrage ist schon die: warum solche Persönlichkeiten, die sich in den Spukvorgängen geltend machen, sich so läppisch und scheinbar so unzweckmäßig, störend und erschreckend äußern? — Doch auch diese Frage beantwortet sich leicht von selbst.

Zunächst liegt auf der Hand, daß die den Fortlebenden zu Gebote stehenden Mittel, um sich ausnahmsweise (man könnte sagen naturwidrig) noch nachträglich in unsern **äußersinnlichen** Anschauungen des Raumes und der Zeit geltend zu machen, notwendig sehr beschränkte sein müssen. Finden sie nicht gerade einen seherisch oder medial veranlagten Menschen, den sie telepathisch oder medianim beeindrucken können, so bleibt ihnen kaum etwas anderes übrig, als zu lärmen und zu klopfen, bis irgend ein Einsichtiger auf den richtigen Gedanken kommt, was der so Spukende wohl will, und dann sein sinnliches Verlangen befriedigt. — Dies aber ist hier nicht der einzig in Betracht kommende Gesichtspunkt.

Warum, fragt man weiter sehr mit Recht, macht sich in solchem Spuk denn niemals ein höheres geistiges Verlangen geltend? Denn das Bedürfnis, für sich eine Messe lesen zu lassen, wird man doch nur als ein Nachgeben an anerzogene Anschauungen ohne die Bethätigung eigner Urteilskraft ansehen müssen. Doch die Antwort liegt auch hier sehr nahe.

Zwischen dem massiven Stoff und der höchstpotenzierten, feingeistigen Erscheinungsform von Kraft, wie sie sich uns in der Persönlichkeit eines Gottmenschen darstellt, giebt es viele Abstufungen. Je höher entwickelt und je geistiger die Persönlichkeit eines Verstorbenen ist, desto weniger wird sie nicht nur überhaupt ihr Sehnen und ihr Denken nach dem Tode noch auf diese überwundene Erdensphäre richten, sondern desto weniger wird sie auch **imstande** sein, sich irgendwie massiv und spukhaft, klopfend und lärmend zu äußern. Je mehr jemand in seinem Erdenleben schon das Grobmaterielle von sich abgestreift, seine Leidenschaften überwunden und von seinen sinnlichen Begierden sich entwöhnt hat, desto weniger wird er auch nach dem Tode sich grobmateriell äußern **wollen** oder **können**.

Unterscheidet man, wie ich es in meiner Schrift „Das Dasein als **Lust, Leid und Liebe**" gethan habe,[1]) sechs verschiedene Potenzen der

[1]) Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Fassung. Ein Beitrag zum Darwinismus. 4. Tausend. Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen (3 Mk. bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig) S. 19 und noch besser S. 61.



Kraftentwickelung im Menschen, die Stoffpotenz des Körpers, die Gestaltungspotenz, welche die Form des Leibes bedingt, die Lebenspotenz, die Willenspotenz, die Gedankenpotenz und die Idealpotenz — so entspricht das, was sich in Spukvorgängen geltend macht, immer nur der Willenspotenz, welche der Mensch mit den meisten Thieren gemein hat, und in der sich weder Verstand noch Vernunft, noch gar höhere göttliche Aspirationen zeigen. Jene Kraftpotenz ist gleichsam noch eine halb materielle. Zwar kann sie nach dem Tode eine Zeitlang auch bei höher Entwickelten mit ihren höheren Kraftpotenzen verbunden sein und in deren Dienste verwendet werden. In der Regel wird sich aber ein schon zur Vernunft erwachter Mensch nach dem Tode mit solchen Spukereien nicht abgeben wollen, und er wird es um so weniger wollen, je höher seine Aspirationen, von dem Irdischen abgewendet, auf das Göttliche gerichtet sind. Fast immer sind daher diejenigen Persönlichkeiten, die sich in den Spukvorgängen oder auch in physikalischen Manifestationen spiritistischer Sitzungen geltend machen, unglückliche, niedrig stehende und sinnlich denkende „erdgebundene Geister".



Liebeswirken.

Die Liebe redet nicht lange, sie handelt. Sie weiß, daß sie Gutes wirkt, und was man von ihren Handlungen fürchtet, das kümmert sie nicht. So erscheint sie den Menschen oft als eine Verbrecherin. F. E.

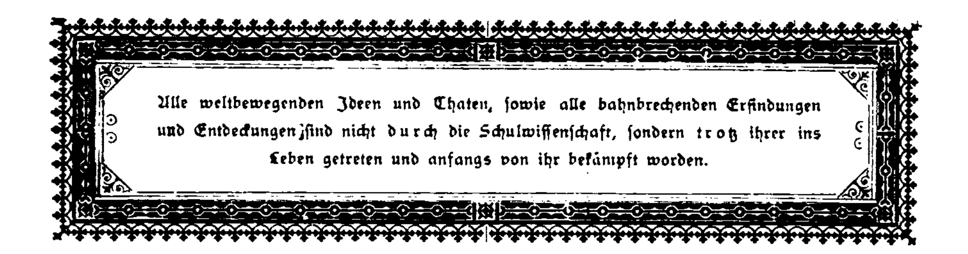


Stolz.

„Was heut' ich bin, mir selbst nur ich verdank es!"
Ein großes Wort — jedoch ein hochmutkrankes.
Hast je von einem Hammer Du gelesen,
der seines Eisens Schöpfer ist gewesen?

Otto v. Leixner.





Mehr als die Schulweisheit träumt.

Materialisationen.

Auf Wunsch mehrerer Leser mache ich hier noch einige Mitteilungen über die von mir im Märzheft (1893, XVI S. 49) erwähnte Materialisations-Sitzung. Man hat an mich die Frage gerichtet, ob ich selbst solche Erscheinungen gesehen hätte, welche ich mit unbedingter Sicherheit für übersinnliche Magie erklären könne und bei denen unbedingt weder Betrug noch Täuschung irgendwie im Spiele gewesen seien.

Ich zögere keinen Augenblick, diese Frage mit „Ja!" zu beantworten, und zwar ist dieses nicht das erste Mal, wohl aber habe ich diese Erscheinungen niemals in so sicher überzeugender Vollkommenheit gesehen. Die Beleuchtung bot dabei allerdings nur eine Lampe im Nebenzimmer, dessen Thüre ein wenig geöffnet war; aber von den etwa zwölf verschiedenen Gestalten, die erschienen, waren ungefähr die Hälfte selbstleuchtend wie durch flammendes oder rauchendes Phosphor, das um das Haupt der Gestalten Kränze bildete und die Arme von oben bis zu den Fingern bedeckte — eine sehr imposante Erscheinung!

Während das Medium (Frau M. D. in B.) von Figur klein ist, waren einige der Gestalten, die erschienen, ein oder zwei Köpfe größer als sie. Dabei saß das Medium allein hinter einem Vorhange in einer Ecke des Zimmers zwischen zwei harten Wänden, durch die keine Oeffnung in das Zimmer führte.

Die Gestalten kennzeichneten sich als Phantome auch schon dadurch, daß sie meist nur vom Kopf bis zur Hüfte materialisiert waren, wie Luft- oder Wolkengebilde und ohne erkennbare Gesichter. Da bekanntlich der erwartende, menschliche Blick eine positive magnetische Kraft ausübt, so erschienen die Gestalten immer aus einer Stelle des Vorhanges heraus, von der unmittelbar vorher der Blick der Zuschauer durch Bewegung des Vorhanges oder durch Geisterstimmen nach einer andern Stelle abgelenkt worden war. Die Grazie dieser leicht und schnell schwebenden Phantome machte einen ästhetisch sehr erfreulichen Eindruck.

Mehr als dieses aber interessierte es mich, mir durch mein eigenes Gefühl die Sicherheit des magischen Ursprunges der Phantome als augenblicklicher Erzeugnisse eines vorstellenden Willens zu verschaffen. Freilich gewährte mir schon von vorne herein sowohl das äußere Auge wie das



innere Gefühl diese Sicherheit in unbedingtem Maße; dennoch wünschte ich den Beweis des äußeren Gefühls hinzugefügt zu sehen. Ich verlangte, die Erscheinungen, sowohl phosphoreszierende wie nicht selbstleuchtende, zu berühren. Dem wurde entsprochen; die Phantome strichen mit ihren Händen über die meinigen, und ich faßte sie an. Dabei fühlten sich die Hände und Arme der Phantome je nach meinen Wunsche bald kalt, bald warm, bald fest wie Fleisch, bald weich wie Wolle an. Zum Unterschiede verlangte ich dann auch noch das Medium selbst hinter dem Vorhange herausgeführt zu sehen, um es anfassen zu können und mich von dem gänzlich anderen Gefühle der Berührung eines Menschen in Hypnose oder eines Phantoms zu überzeugen; auch das geschah. Uebrigens war das Medium anfänglich in der üblichen Weise auf seinem Stuhle gefesselt worden und während der Sitzung beleuchteten wir mehrere Dutzende von Malen sofort nach den vielen verschiedenen Erscheinungen und sonstigen Vorgängen das Medium und fanden dasselbe jedesmal fest eingebunden wie zum Anfang auf seinem Stuhle sitzend. Von den Materialisationen redete nur eine Gestalt, die etwa einen halben Meter größer war als das Medium. H. S.

Die wissenschaftliche Zauberei.

Der mittelalterlichen Zauberei, die zuerst mit Rad und Scheiterhaufen unterdrückt, dann aber von der „aufgeklärten" Schulwissenschaft als „Schwindel" ganz abgeleugnet wurde — sind Experimente ganz ähnlich, welche jetzt die wissenschaftlichen Hypnotisten machen. Am weitesten in dieser modernen Hexerei hat es Herr Dr. Luys gebracht, der Mitglied der fanzösischen Akademie und Chefarzt in der Salpêtrière in Paris ist.

Einer Hypnotisierten legt er eine kleine, gut verkorkte und überdies noch versiegelte Phiole auf den Nacken, und siehe da, sie bekommt sofort einen Erstickungsanfall, als ob sie Rauch geschluckt hätte. Und warum? weil, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, in dem kleinen Gläschen — etwas Rauch eingeschlossen ist. Ein weiteres Kunststück: Einer Hypnotisierten wird eine ebenso sorgsam verschlossene Phiole mit Alkohol aufgelegt, und sehr bald zeigt das Weib alle Erscheinungen schwerer Trunkenheit. Reicht nun das trunkene Weib einem hypnotisierten Manne die Hand und wird mit einem Magnet vom Weibe zum Manne hingestrichen, so stellen sich auch bei dem Manne alle Anzeichen eines schweren Rausches ein. Also eine magnetische Ueberleitung („Transfert") künstlich erzeugter Trunkenheit von Mensch zu Mensch. Wen erinnert diese Leistung nicht an jenen biederen amerikanischen Senator, der, obwohl er eines Abends bei einem Gastmahl als strenger Temperenzler nur Wasser trank, doch mit einem tüchtigen Rausche nach Hause schwanken mußte, bloß weil er zwischen Brandy und Whisky schlürfenden Freunden gesessen hatte? Dr. Luys verfügt aber noch über viel effektvollere Fälle von Fernwirkungen gewisser Stoffe.

Kaum hatte er z. B. einem Hypnotisierten ein versiegeltes Fläschchen mit Baldrian auf den Hals gesetzt, als auch schon das Gesicht des Mannes

große Bestürzung verriet. Kein Wunder — er glaubte sich in eine Katze verwandelt, und das unglückliche Wesen warf sich auf den Boden, kroch auf allen Vieren und begann zu kratzen, nach Katzenart kleine Sprünge zu machen, wie ein Kater zu pfauchen und zu miauen; er folgte den Anwesenden im Zimmer, kratzte an den Kleidern, miaute fortwährend und schien sehr aufgeregt zu sein. Hinterher wußte diese wie auch alle anderen Versuchspersonen natürlich von nichts. Einem anderen hypnotisierten Manne wurde ein magnetisierter Eisenreifen auf das Haupt gesetzt, der — wie Dr. Luys erläutert — die Gedanken und Ideen eines an Hallucinationen mit Verfolgungswahn und unter schwerem Unglück leidenden Kranken in sich aufgenommen hatte. Die Person, welche bis zu diesem Augenblick glücklich und zufrieden zu sein schien, wurde, als ihr dieser Eisenreif aufs Haupt gedrückt wurde, plötzlich furchtsam und angsterfüllt. „Sie verfolgen mich! Ich kann ihnen nicht entrinnen, sie quälen mich!" so schrie sie, wurde aber gleich wieder ruhig, als ihr der Eisenreifen abgenommen war. Dieses Aufspeichern von Ideen in einem magnetischen Eisenringe hält sogar monatelang an, und Dr. Luys zögert nicht, zu versichern, daß er solche Kronen bei seinen Kranken auch zu Heilzwecken mit gutem Erfolge benützte.

Man kann, so versichert er, einem Weibe die Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit einverleiben und diese herrlichen Eigenschaften von der ersten Gattin auf die zweite übertragen. Dr. Luys ist, wie schon bemerkt, Mitglied der Akademie und Arzt eines der größten Krankenhäuser Frankreichs, und es ist deshalb anzunehmen, daß er mit all diesen Zaubereien, die er an hypnotisierbaren und hochgradig suggestibelen Personen ausführt, nicht den Mißbrauch treiben wird, der viele Hexen des Mittelalters keineswegs mit Unrecht in die Hände des Richters lieferte.

Jedenfalls ist durch solche Experimente der Glaube an die Möglichkeit der alten Zauberei näher gerückt, und nicht nur jeder Okkultist, sondern — wie es scheint — auch Dr. Luys selbst weiß wohl, daß ein hoher Grad solcher Empfänglichkeit auch schon *ohne* Hypnose vorkommt, d. h. ohne daß die Versuchsperson in ein anderes Bewußtsein übergeht. So sensitiv, wie der amerikanische Senator, sind alle sogenannten *Psychometer*; und diese Befähigung ist unbewußt viel allgemeiner verbreitet, als man glaubt. Sie wird allerdings bei einem mäßig und naturgemäß lebenden Menschen bedeutend gesteigert. Wahrscheinlich wären die meisten von Luys' Versuchspersonen auch zu *unmittelbarer Gedanken-Uebertragung* sehr geeignet. Diese zu versuchen, hat Luys noch zu viele Vorurteile.

Die geistige Ansteckung mittels des Eisenreifens ist als ein altbekanntes *mesmerisches* Experiment: die Uebertragung des organischen Magnetismus einer Person auf eine oder mehrere andere vermittelst irgend eines Stoffes, der mit dem Magnetismus der ersteren geladen wird. Am gewöhnlichsten wird dazu Trinkwasser verwendet; aber zu demselben Zwecke dienen ebenso erfolgreich Kleidungsstücke oder irgend welche anderen Gegenstände, die der Betreffende längere Zeit an sich getragen

hat. Darauf beruht auch hauptsächlich die Wirkung eines sogenannten „Talismans“; und es ist ja wohl bereits allen unseren Lesern bekannt, daß auf derselben Verbindung mittelst des organischen Magnetismus auch die psychometrischen Wahrnehmungen beruhen, wozu am häufigsten bloße Briefe verwendet werden, auf deren Papier also der Schreiber in der Regel bloß während des Schreibens seine Hand gelegt und dadurch seinen Magnetismus an dasselbe geheftet hat.

Sehr schwach und fast wertlos ist angesichts dieser allgemeinen Jahrhunderte langen Erfahrungen der Feldzug, den Dr. Ernest Hart im „British Medical Journal“, in den Londoner „Times“ und in dem „Nineteenth Century“ gegen Dr. Luys eröffnet hat (wir werden auf denselben noch einmal zurückkommen. D. Red.), auch daß ihm unter seinen englischen Kollegen noch weitere eifrige Bundesgenossen wie Dr. med. Kingsbury erwachsen sind, um diesen „neuen Mesmerismus“ oder Hypnotismus als Betrug und Täuschung hinzustellen. Mag es selbst sein, daß Dr. Luys sich mehrfach getäuscht hat oder auch betrogen worden ist; das ist auf diesem schwierigen und noch neuen Gebiete heutzutage leicht möglich. Aber wird dadurch die jetzt doch allseitig von allen aufrichtigen und geschickten Forschern experimentell bestätigte Erfahrung dieses ganzen und aller vergangenen Jahrhunderte beseitigt? Und ist denn die heute herrschende wissenschaftliche Theorie etwas wesentlich anderes, als was hier behauptet wird? Beruht nicht alles Dasein und alle Wahrnehmung auf Molekular-Schwingungen, die durch den Aether bis zu den wahrnehmenden Sinnesnerven hinschwingen? Warum sollte sich nun nicht in minimalem Grade der Schwingungsrhythmus alles Daseins und Geschehens auf die ganze Umgebung übertragen? Und warum sollte ein besonders empfindliches Nervensystem nicht solche Schwingungen, für welche gewöhnliche Sinne nicht mehr empfänglich sind, auch später wieder wahrnehmen können? **H. S.**

✱

Schreckens-Prophezeiungen.

Es wird unsern Lesern bekannt sein, daß schon seit einigen Jahren die Nord-Amerikaner sich mit den seltsamsten Prophezeiungen von Erdumwälzungen und andern Natur-Katastrophen die Zeit vergraulen. Halb New-York soll im Meere verschwinden oder auch die Hälfte der Vereinigten Staaten. Andere meinen sogar es könnte auch der halbe Kontinent Amerikas sein und dann noch halb Europa und halb Asien obendrein. Das Neueste in dieser Richtung ist die folgende Notiz, die auch nach Deutschland herüberkam und durch verschiedene Tagesblätter ging:

Die Zerstörung der Weltausstellung in Chicago prophezeit unter großem Zulauf der Farbigen in der afrikanisch-methodistisch-bischöflichen Kirche zu Chicago der farbige Prediger Andrew Jones. Es werde der Einsturz aller „himmelanstrebenden Gebäude der Stadt“ und eine furchtbare Ueberschwemmung erfolgen, bei der Tausende von Menschen ihren Tod finden würden. Von einem Interviewer befragt, erklärte Jones, man habe ihn seinerzeit in Pittsburg für wahnsinnig erklärt, weil er die Ueberschwemmung Johnstowns drei Monate vorhergesagt; ebenso wie damals werde auch jetzt seine Prophezeiung eintreffen. **B. H.**

✱



Anregungen und Antworten.



Die Kriegspflicht.

An den Herausgeber. — Gestatten Sie mir, auf Ihre Ausführungen im Märzhefte der „Sphinx" zur Frage „Pflicht des Kriegers" etwas näher einzugehen, und Sie um die Lösung einiger Widersprüche zu bitten, die sich für mich daraus ergeben. Ich stehe wie Herr K. S. vor derselben Frage und hätte gleichfalls von Ihnen eine andere Antwort erwartet.

Sie verwerfen die Ansicht Tolstojs und sagen, der Standpunkt des Mystikers sei ein wesentlich anderer und höherer, in den Evangelien ausgedrückt in den Worten: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" — und, „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Deutlicher noch spreche sich die Bhagavad Gita aus, wo (im zweiten Buche) Ardjuna sich mit derselben Frage an das göttliche Wort wendet.

Was nun Christi erstes Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist — betrifft, so glaube ich, daß dies doch wohl im Hinblick auf eine andere Beziehung des Menschen zur weltlichen Obrigkeit gesprochen wurde, als die hier in Frage stehende. Am bezeichnendsten für Christi Anschauung sind doch wohl seine Gebote: „Liebet eure Feinde", und, „Vergeltet nicht Böses mit Bösem"; am meisten aber seine Worte: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer zum Schwerte greift, soll auch durchs Schwert umkommen". Und diesen Geboten entgegen zu handeln soll weltliche Macht uns zwingen dürfen? Um was handelte es sich denn, als Petrus von seinen Waffen Gebrauch machen wollte? Doch um weit mehr, als um die Verteidigung des Alleinrechts auf einen Flecken Erde, dessen Bevorzugung die Selbstsucht des Menschen Vaterlandsliebe nennt. Ich will auf das Für und Wider der Notwendigkeit der Kriege nicht näher eingehen. Alles, was dagegen geschrieben wird, Friedenskongresse und andere Bestrebungen werden erfolglos sein, so lange die Menschheit sich *ohne Widerstreben* als Kanonenfutter hergiebt. Dann werden noch lange die niedrigsten Leidenschaften der Menschen vom Staate künstlich gezüchtet werden, statt daß die Millionen, die dies Experiment kostet, zur wahren, menschlichen Erziehung der Völker verwandt würden, und die Schmach der sogenannten *Kultur*menschheit, der Mord und Diebstahl in seiner rohesten, weil straflosen Form, wird fortbestehen als Geißel der Menschheit.

Was sollen wir aber demgegenüber thun? Sie sagen (Sphinx X, 53), daß ein Mensch, der gezwungen werde, einen andern zu töten, nicht verantwortlich gemacht werden könne. Der Karmalehre zufolge handle er sogar im Dienste der Gottheit. — 1. Ich gebe zu, daß ein auf niederer Erkenntnisstufe stehendes Individuum für eine solche That nicht verantwortlich gemacht werden *kann*; aber sollte nicht der geistig Vorgeschrittenere, der Mystiker, der getreu seinem höchsten Ideal leben soll, doch zur Verantwortung gezogen werden können, wenn sein Handeln, ganz gleich ob frei oder gezwungen, im Widerspruche steht zu seinem Ideal? — 2. Weiter sagen Sie: „Es kann Einem oder Vielen bestimmt sein, zu einer bestimmten Zeit in einer Schlacht zu sterben. Wer nun dazu berufen sei, und ohne eigene Leidenschaft sie töte, handle im Dienste der Gottheit". Im Gewühl einer Schlacht ist wohl ein Handeln ohne Leidenschaft überhaupt undenkbar, und schon mehr entmenschten Bestien gleich, stürzen

die Gegner sich auf einander. Wenn dies im Dienste der Gottheit geschieht, dann ist überhaupt jeder Verbrecher zu entschuldigen. Ist dies aber dann noch Walten des Karmas? Oder ist dies nicht unbegreifliche Willkür eines Gottes, der sich von dem des Alten Testaments in Nichts unterscheidet? Besitzt dann der Mensch überhaupt einen freien Willen, den er zur Befreiung aus den Wirren des Karma gebrauchen kann? Es kann wohl das vorher bestimmt sein, was von Außen an uns herantritt, nicht aber das, was doch anscheinend unserm freien Willen entspringt. —

Mit dem Gedanken aber, daß ich bei der Ausübung von Thaten, die mein Innerstes empören, im Dienste der Gottheit handeln soll, kann ich mich nie vertraut machen, und ich glaube, daß der Mystiker sich zu dem Zwange, den die Staatsgewalt im vorliegenden Falle ausübt, doch ganz anders stellen sollte.

Leipzig, 3. März 1893. **Paul Richter.**

* * *

Selbstverständlich verteidige ich nicht den Krieg, sondern halte einen Zustand der Völker, in dem sie sich noch mit Kriegsbereitschaft gegenüberstehen, für eine Barbarei; und eine solche sind auch heute noch fast alle unsere sozialen Verhältnisse. Aber, wenn auch wir Mystiker den Krieg verabscheuen und ebenso im Frieden jedem Menschen gegen Arbeit die nötigsten Bedürfnisse befriedigt sehen möchten, so sind wir erstens darum noch nicht berechtigt, uns der bestehenden Staatsgewalt zu widersetzen, uns mit ebenso brutaler Gewalt zu empören und Revolution zu machen, und zweitens (eben deshalb) nützt uns dies auch nichts.

Die angeführten Aussprüche der Evangelien beziehen sich auf das sittliche Wollen des Menschen. Selbstverständlich soll man seinen Feind lieben, auch wenn man gezwungen wird, ihn zu töten; und jede Leidenschaft im Kriege, jeder Feindeshaß ist für den Mystiker unmöglich, ja er wird sogar so wenig sein eigenes persönliches Recht wahren, daß er nicht (wie Petrus) einem Menschenbruder deshalb das Leben nehmen wird, um sein eigenes zu erhalten (ein Mystiker als solcher hat überhaupt niemals irgend ein eigenes Recht, nicht einmal das sogenannte der Selbsterhaltung!); er wird stets zum Mitleid bereit sein, aber nicht zum Mitleid mit dem Körper seines Bruders, sondern nur mit dessen Seele, ebenso wenig wie der Chirurg sich von einer schwierigen Operation an einem Kranken abhalten läßt deshalb, weil dieselbe diesem wehe thut. — Tolstoj wird seinem eigenen Grundsatze: „Widerstrebet nicht dem Uebel!" ungetreu, indem er lehrt, man sollte der Staatsgewalt seine schuldige Wehrpflicht verweigern. Verantwortlich aber wird der Mensch nur für die Handlungen, die er zu seinen eigenen macht. Tötet er einen Staatsfeind aus Haß oder Leidenschaft, so wird er ein Mörder trotz seiner Dienstpflicht, tötet er ihn in der Notwehr des Krieges, so bleibt er ein Totschläger. Aber zu seinen eigenen Handlungen, zu denen seines „freien" Willens, macht er solche nur durch das hinzutretende Bewußtsein, also hier in diesem Falle nur dadurch, daß er den Staatsfeind in bewußter Notwehr tötet, nicht aber da, wo er als Soldat dazu verpflichtet ist und es garnicht umgehen kann. Das ist dann Karma des Staates, zu dessen Dienste er durch sein Karma verpflichtet ist; dieses letzteren eignen Karmas kann er sich allein dadurch entledigen, daß er selbstlos diese Pflicht erfüllt. (Dabei ist das innere Geschehen viel unmittelbarer kausal bedingt als das äußere.)

Wie entledigen wir nun aber unsern Staat dieses seines bösen Karmas, noch Kriege führen zu müssen? Sicherlich nicht dadurch, daß wir uns unserer Pflicht durch persönliche Empörung entziehen! sondern dadurch, daß wir eben diesen Staat selbst in der gleichen Weise und nach gleichen Grundsätzen in Bewegung setzen, um den Krieg abzuschaffen und damit auch sein Karma zu erledigen; und dieses kann bekanntlich nur durch soziale und politische Reformen erreicht werden. Erstreben wir daher diese! **H. S.**





Bemerkungen und Besprechungen.

„Strebe nach Gewissensfrieden,

indem du dich dem Wohl der Menschheit weihst!"

Mit dieser These glaubt ein berliner Philosophie-Professor die Aufgabe des Menschen gelöst zu haben. Aber ich finde, daß diese These eine Hieroglyphe ist. Worin besteht denn das Wohl der Menschheit? — Darüber sind die Gelehrten doch noch sehr uneinig.

Unter den Dominikaner-Mönchen gab es gar Manchen, der sich dem Wohle der Menschheit gewidmet zu haben glaubte, indem er die Ketzer mit Folter und Scheiterhaufen verfolgte, und der in dieser Thätigkeit Gewissensfrieden fand. Philipp II. von Spanien veranstaltete, um Gewissensfrieden zu finden, und zum Wohle der Menschheit, eben solche Auto-da-Fés (Glaubensgerichte). Auch heute giebt es in der katholischen Kirche noch Viele, welche das Wohl der Menschheit in dem Glauben an die Dogmen ihrer Kirche sehen und welche den Gewissensfrieden darin finden, diesen Glauben zu verbreiten. Dieselbe Erscheinung zeigt sich in der orthodoxen protestantischen Kirche. Andere sehen ihre Aufgabe darin, die Menschheit von den Dogmen ihrer Kirche zu befreien, weil sie diese für Priestermachwerk halten, durch welches die Menschheit geschädigt wird. Auch sie glauben sich dem Wohle der Menschheit zu widmen und finden Gewissensfrieden. Wieder Andere glauben der Menschheit keinen größeren Dienst zu leisten, als indem sie dieselbe vom Glauben an Gott und Unsterblichkeit befreien, in der Ueberzeugung, daß dieser Glaube den Menschen nur daran hindere, sich auf eigene Füße zu stellen und selbst in genügender Weise für sich zu sorgen. — Unter den russischen Nihilisten, welche den Zaren mit Dynamit bedrohen, giebt es auch Leute, welche sich dem Wohle der Menschheit zu widmen glauben; ebenso unter den Sozialdemokraten, welche ihre höchste Aufgabe darin sehen, die ganze bestehende Gesellschaftsordnung über den Haufen zu werfen, um etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes an ihre Stelle zu setzen.

Alle diese Männer haben sich dem Wohle der Menschheit geweiht und Seelenfrieden gefunden. Aber sie alle können doch unmöglich auf richtiger Fährte sein, denn sie bekämpfen sich ja gegenseitig. — Wer ist nun auf der richtigen Fährte? — Was ist Wahrheit? — Das wissen wir, offen gestanden, nicht. Aber wir wissen bereits, daß sich durch diese Erscheinungswelt ein Gesetz hindurchzieht, welches wir mit dem Worte „Entwicklung" bezeichnen. Wir wissen, daß sich der Mensch körperlich und geistig entwickelt hat und daß es lediglich die Entwicklung seines Geistes gewesen ist, welche ihn über das Tier erhoben und zu einem moralischen Wesen gemacht hat. In der eigenen intellektuellen und moralischen Weiterentwicklung dürfte daher wohl die Aufgabe liegen, welche sich jeder einzelne Mensch zu stellen hat. Ein derartiges Streben scheint rein egoistischer Natur zu sein. Aber bei tieferem Nachdenken finden wir, daß alles das, was wir zu unserer eigenen intellektuellen und namentlich zu unserer eigenen moralischen Entwicklung thun, allen unseren Mitmenschen zu Gute kommt und sie niemals schädigt. Daher scheint mir in keiner besseren Weise für das Wohl der Menschheit ge-

sorgt zu sein, als wenn jeder Einzelne für seine eigene moralische Weiterentwickelung sorgt. Was er aber zu diesem Zwecke zu thun hat, darüber dürften die Gelehrten doch so ziemlich einig sein. **Hugo von Gizycki.**

Spiritualistische Antispiritisten.

Wenn hart gesottene Materialisten den Spiritismus a priori leugnen, so ist dies verzeihlich; denn ihnen bedeutet der Tod Vernichtung der Individualität; eine vernichtete Individualität kann sich nicht kundgeben.

Wenn aber Spiritualisten, welche also an die Fortdauer der Individualität nach dem Tode glauben, wirklich d. h. innerlich den Spiritismus a priori leugnen, so beweisen sie Mangel an Nachdenken, indem sie nicht einsehen, daß Spiritualismus und Spiritismus sich gegenseitig bedingen, denn:

Wenn die Individualität den Tod überdauert, so muß sie doch irgendwie nach dem Tode existieren und untersteht gleich den lebenden Menschen den einheitlichen Gesetzen des Universums. Dann kann doch nur die Beschränktheit der Sinne, des Erkenntnisvermögens der lebenden Menschen die Ursache sein, weshalb die Individualitäten Verstorbener den lebenden Menschen unbemerkbar sind. Eine entsprechende Erweiterung der Sinne, des Erkenntnisvermögens der lebenden Menschen muß diesen die Individualitäten Verstorbener bemerkbar machen.

Aber noch auf einem anderen Wege muß der Spiritualist zum Spiritismus gelangen, nämlich:

Wenn wirklich, wie die Materialisten behaupten, nur Eiweißgeschöpfe fühlen, vorstellen und denken können, dann ist das geistige Leben im Universum quantitativ so verschwindend klein, daß es im Haushalte der Natur garnicht in Betracht kommt, daß es zu etwas ganz Nebensächlichem hinabsinkt. Nicht nur der ungeheure Raum zwischen den einzelnen Himmelskörpern wäre dann unbelebt, sondern auch das ganze Heer der Fixsterne, welche sich doch alle in Glühhitze befinden; und von den Planeten, welche jeden der Fixsterne umkreisen, wären es wiederum nur wenige, welche, noch dazu während eines verhältnismäßig verschwindend kleinen Zeitraums, lebende Wesen zu beherbergen vermöchten. Also: Entweder ist das geistige Leben im Universum so bedeutungslos, daß es garnicht in Betracht kommt, und die Natur hat uns mit den höchsten geistigen Anlagen und Bestrebungen, welche sie uns verliehen, nur zum Besten, — oder es giebt noch ganz andere Organismen, für deren Wahrnehmung uns zum Teil die Sinne fehlen. Nur im letzteren Falle ist die Welt auf Intelligenz angelegt, nur dann weht in ihr ein intelligenter göttlicher Geist. **Hugo von Gizycki.**

Der Ruf nach Natur

und Natürlichkeit ertönt lauter denn je in unserer kulturübersättigten Zeit der Unnatur. Viele sind es, die das innere Bedürfnis fühlen, für sich ein gut Teil des überflüssigen Kulturballastes mit seinen Reizungsmitteln und seinem Modeluxus über Bord zu werfen; aber die meisten von ihnen haben nicht den Mut der That. Sie schwärmen wohl innerlich von Weltverbesserung und Menschenwohl, aber sie scheuen sich, Anstoß zu erregen — sie schämen sich ihren Höhnern und Spöttern gegenüber — sie können ihre letzte Scham nicht überwinden.

Naturprediger Johannes Guttzeit ist einer der wenigen, die jenen Mut haben. Schon lange ist er bekannt wegen seines Kampfes für die Einfachheit in äußeren Formen und in der Kleidung. Manche Beschimpfungen und polizeiliche Unannehmlichkeiten hat er deshalb schon ertragen müssen; aber das hat ihn nicht abgehalten, seine Ueberzeugung der Welt gegenüber auch praktisch durchzusetzen.

In seinen drei kürzlich erschienenen Schriften „Auch ein heiliger Rock",[1]) „Spiel und Ernst mit Reformen"[1]) und „Verbildungsspiegel"[2]) tritt er nun ganz be-

[1]) Beide im Verlage der „Dresdener Wochenblätter".

[2]) I Band (Scheinsucht) bei Baumert & Ronge in Großenhain.

sonders für seine Neuerungsideen gegen die Auswüchse der Kultur ein, und zwar behandeln die beiden ersten Bücher eine neue Kleidermode, nämlich seinen eigenen Rock. Im „Verbildungsspiegel" finden sich dann Aufsätze und Paragraphen, die sich gegen Titelsucht, Vereinsmeierei, falsche Höflichkeit, Sprachdummheiten usw. richten; wovon einiges freilich von manchen „Modernen" in weit klarerer und geschickterer Weise angegriffen und mit mehr Geschmack behandelt wurde, ja, vor den „Modernen" vor allem schon von Hellenbach.

Lesen wir im ersten der Bücher den Bericht über Guttzeits langwierigen Prozeß mit der Dresdner Polizei, den er wegen seiner unmodernen Kleidung führen mußte, so erkennen wir voll die Energie und Beharrlichkeit an, mit der er für seine Sache eintritt. Trotzdem aber können wir nicht immer seine Anschauungen teilen. Er verwickelt sich in den beiden ersteren Schriften häufig in Widersprüche und sein Drang nach Natürlichkeit artet oft in Natursucht aus. Auch wir sind für bequeme naturgemäße Kleidung; aber wir glauben, daß diese Kleidung aus unserem Volksgeschmack herausgeboren werden muß und können uns nicht mit der Tracht der alten Griechen, ähnlich der, welche Guttzeit will, einverstanden erklären. Die Kleidung ist der unmittelbare Ausdruck des Gefühlslebens eines Volksstammes, bedingt in erster Linie durch klimatische und soziale Verhältnisse; sie muß überdies vor allem ganz individuell sein.

Die antiken Völker waren aber anders geartet als wir; darum ist auch unsere Kleidung eine andere, und die „Menschen der neuen Zeit", die nicht mehr in den klassischen Treibhäusern, den sogenannten „Gymnasien" (lucus a non lucendo) aufgezüchtet sein werden, die werden noch weniger griechisch, noch mehr neu-europäisch sein.

Auch Guttzeit ist für die individuelle Kleidermode, — und dabei preist er doch zum Schlusse des ersten Buches einen „Einheits-Anzug" nach der Art des seinigen an, der aus einem Stück besteht. Das wäre ja wieder eine „Uniform", die er doch so energisch bekämpft.

Wichtiger aber als diese irrtümlichen Gesichtspunkte ist Guttzeits Hauptfehler, daß er die Verbesserung von außen statt von innen anfängt. Suchen wir nur erst uns innerlich anders zu gestalten, so werden wir auch nach außen hin anders, besser werden. Suchen wir die leichtfertige Genußsucht unseres Jahrhunderts und all seine Kulturschäden von innen heraus zu verscheuchen, den Drang nach oben aus unseren tiefsten Tiefen heraus zu wecken, dann wird auch unser Leben nach außen hin, all unser Thun und Treiben, unser Essen und unsere Kleidung freier, befreiender werden. Unsere Kulturmenschen sind eben sittlich-geistig noch gigerlhaft — und darum ist auch ihre Kleidung gigerlhaft. Beides wird schwinden. Aber nur eines kann uns helfen: Verinnerlichung!

Wir halten Guttzeit für einen Mann des Mutes, aber nicht für den „deutschen Sokrates", wie Heinrich Scham, der Herausgeber der „Dresdener Wochenblätter" meint. Gerade daran hapert es: abgesehen von der mangelnden Geistesrichtung auf innere Vertiefung, fehlt es Guttzeit wie so vielen wohlmeinenden Reformstrebern der Gegenwart an dem Verständnisse für unsere Zeit und für die von ihr jetzt geborene Zukunft. Sie alle kränkeln an dem Blick in die Vergangenheit — Und darin steckt auch eine Tragik. — **Evers.**

✻

Scham.

Ein Mensch, der „keine Kleider am Leibe hatte" und in diesem Zustande ein Buch schreibt und zwar nicht aus Not und zum Erwerbe, sondern „lachend zum eigenen Vergnügen" — das ist ein sonderbarer Mensch — und auch sein Buch muß ein sonderbares Buch sein! Und so ist es auch. Der sonderbare Mann ist Heinrich Scham, früher „fälschlich Dr. Pudor genannt", gewesener Direktor des Konservatoriums in Dresden und jetzt Herausgeber der „Dresdener Wochenblätter", welche auch wieder seltenerweise lachend und zum eigenen Vergnügen herausgegeben zu werden scheinen. Gerade wie

das sonderbare Buch, das sich nennt: „Nackende Menschen — Jauchzen der Zukunft" und allen Säuglingen gewidmet ist. Den Mann selbst kenne ich noch nicht, aber das Büchlein, das ich lachend und mit Vergnügen lesen konnte, nimmt mich für ihn ein — nicht nur, weil diese Wahrheiten auch die meinigen sind, sondern auch weil seine Weisheit durchaus echt dem Herzen entsprudelt und dessen Träger rein und nackt widerspiegelt. Deshalb aber gerade wird nicht jeder dies Geschenk genießen können; Eitle werden gekränkt, Prüde werden entrüstet sein und Diejenigen, die über solche menschlichen Schwächen hinaus sein wollen, dafür aber immer alles besser wissen, werden großmütig sagen: „alles verstehen heißt alles verzeihen — wir sind ja auch keine Säuglinge mehr". Nicht Viele werden gleich mir in das „Jauchzen" einstimmen, noch weniger aber mit vollem Verständnis und doch dabei ohne die Sucht, verzeihen oder kritisieren zu müssen. Das Büchlein durch Stichproben und Kritik hier zu verraten, fällt mir nicht ein — es will gelesen und verdaut sein. Einverstandene werden vielleicht meinen, man hätte dasselbe schonender sagen können — dann hätten diese das Buch schreiben sollen. — Aber eine Geistesthat zu kritisieren, ist eine gewöhnliche Anstrengung des menschlichen Verstandes, der alles besser wissen will als der lachend schaffende Geist.

Fidus.

Es seien hier noch, um Mißverständnisse zu vermeiden, ein paar Worte hinzugefügt. Wir tadelten die rein auf das Aeußerliche gerichtete Bethätigung Johannes Guttzeits und vermißten bei seinem Wirken den Blick für das innere Wachsen des Menschen. Das Gleiche gilt von Heinrich Scham, der wohl denselben oder doch einen ähnlichen Standpunkt einnimmt wie Guttzeit. Doch hat er eine starke lebensprudelnde Ader, die vielleicht noch innere Vertiefung seiner Ideen wecken mag. Aus Guttzeits Schriften spricht Mißstimmung und ein gut Teil kleinlicher Eitelkeit. Er regt sich oft über die bedeutungsloseste Gigerlhaftigkeit auf; und die Form, in der er schreibt, ist manchmal trocken, langstielig. Scham hat ein jubelndes Herz. Er sucht nicht erst lange etwas zu erklären, sondern giebt sich ganz. Sein Stil ist kurz, packend, erfrischend. Er hat gelernt am Aphorismus des Rembrandtbuches und Nietzsches. Er ist natürlich und heiter, kindlich-heiter. Ihm fehlt jede Griesgrämigkeit. Hoffen wir, daß ihm auch bald sein innerstes Ich erwache, zum Bewußtsein komme. Denn wahrlich: das Heil liegt nicht im Wohlbefinden des Fleisches, auch nicht in der Aeußerlichkeit.

Evers.

✻

Grundzüge einer Gedächtnislehre.

Die Bielefelder Vortragssammlung[1]) bringt in dem 4. Hefte ihres 5. Bandes eine Vorlesung von Dr. Eugen Dreher, benannt: „Grundzüge einer Gedächtnislehre". (23 S.)

Ausgehend von der Thatsache, daß neben der bewußten Thätigkeit unserer Seele, also den Aeußerungen unseres persönlichen Ichs, noch andere psychische Vorgänge statthaben, die sich dem Bewußtsein entziehen, daß es neben dem „Sichbesinnen" noch ein „Sicherinnern" giebt, stellt der Verfasser einen Dualismus im Seelenleben fest, auf welchen hin er nun die Thätigkeit des Gedächtnisses näher analysiert. Die Ausübung aller Fertigkeiten, wie Tanzen, Reiten, Klavierspielen ist thatsächlich nichts als die Bethätigung eines unbewußten Gedächtnisses, welches am sichersten dann arbeitet, wenn sich das bewußte Gedächtnis möglichst zurückhält und nur dann eingreift, wenn jenes aussetzt oder nicht ganz sicher ist. Jeder weiß, wie schwer es ist, sich auf einen bestimmten Vorfall zu besinnen, ohne daß sich Erinnerungen des unbewußten Gedächtnisses dazwischen drängen. Am deutlichsten zeigt sich die Thätigkeit eines unbewußten Geisteslebens bei der Erregung der motorischen Nerven, wobei wir nicht die geringste Empfindung haben von der Art und Weise, wie diese Innervation vor sich

[1]) Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgegeben von W. Meyer-Markal, Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung. (Jahrg. 3,60 Mark. Einzelheft 0,50 Mark.)

geht. Hierher gehören auch die Erscheinungen des Traumlebens, ferner des Doppel-Ichs — bei welcher zwei mehr oder minder verschiedene Charaktere sich abzulösen scheinen, — und sonstige Vorgänge in der Hypnose. Dreher giebt auf Grund vivisektorischer Versuche und psychiatrischer Befunde als Sitz des persönlichen, bewußten Ichs die Großhirnrinde an, während das Gedächtnis, welches er als das unbewußte bezeichnet, an gewisse Distrikte des centralen Nervensystems gebunden sein soll. Die Frage, ob Vererbung oder Neuentstehung der Seele anzunehmen sei, beantwortet er dahin: „In Betreff des Ich scheint der Kreatianismus nach unserer Analyse im Recht zu sein, in Betreff des Unbewußten spielt hingegen unstreitig die Vererbung die wichtigste, wenn nicht gar die alleinige Rolle". — — —

Schon im Aprilhefte brachten wir eine Besprechung einer Dr. E. Dreher'schen Arbeit, in welcher wir unsern monistischen Standpunkt gegenüber der dargelegten dualistischen Anschauung betonten. Wenn nun hier das eine der angenommenen beiden Prinzipien nochmals zweiteilig aufgefaßt werden soll, so sagt uns das selbstverständlich wenig zu, obwohl wir mit dem Verfasser in all seinen Beobachtungen vollständig einverstanden sind und nur zu anderen Schlußfolgerungen kommen. Allerdings wird man zu einem Dualismus kommen müssen, wenn man in dem schon eine Seele entdeckt zu haben glaubt, was unserer Ueberzeugung nach nur die eine oder andere Funktion der Seele, um diesen Ausdruck beizubehalten, sein kann. Das persönliche Bewußtsein, das bewußte Denken, Vorstellen, Erinnern umfaßte nicht den ganzen Kreis des geistigen Kernes; dieser wird sich allerdings in der Darstellungsform des Gehirns zum Teil seiner selbst bewußt — ebenso wie man sich in einem kleinen Spiegel zum Teil erkennen kann — ein großer Teil hingegen, so die ganze organisierende Thätigkeit, die Innervation auch der unwillkürlichen Muskelbewegungen liegt außerhalb der Sphäre des Bewußtseins. Die Grenze des Bewußten und Unbewußten ist je nach der Beschaffenheit des Organismus verschieden (— je nach Stellung des Spiegels wechselt das Bild —), daher jene Erscheinungen des Traumlebens, des double conscience, und andere.

Wenn wir so auch nicht in Allem mit dem Verfasser einer Meinung sind, so haben wir doch manche Perle in seinem Vortrage gefunden und können denselben nur als hochinteressant unseren Lesern empfehlen. **W. Frdt.**



Zur Psychometrie.

An den Herausgeber. — Im Interesse der Sphinx und ihrer Leser glaube ich zu handeln, wenn ich Ihnen mitteile, daß eine Freundin von mir außerordentliche Fähigkeit im Beurteilen von Handschriften besitzt, wie ich dies bis jetzt noch bei keinem Graphologen gefunden habe. Auch besitzt dieselbe Anlagen, die man möglicherweise als „übersinnliche" bezeichnen kann. Ob dieselben auf Halluzinationen beruhen oder objektiven Wert haben, wage ich nicht zu entscheiden; denn meine Geistesrichtung ist durchaus skeptisch. Aber in Bezug auf die Handschrift, bezw. auf die Stimmung, in welcher ein Schriftstück abgefaßt wurde, habe ich von jener Dame schon so überraschende Aufschlüsse erhalten, daß ich nicht umhin kann, ihre Fähigkeit als etwas mir bis jetzt noch nicht Erklärliches anzusehen. Sie bestimmt selbst die feinsten Seelenregungen, die den Schreiber zur Zeit der Abfassung des Schriftstückes erfüllten...

Meine Freundin ist körperlich so leidend, daß sie auf anderem Wege nichts erwerben kann. — Es wäre ein Liebeswerk, ihre merkwürdigen Fähigkeiten gegen Entgelt (von 1 Mark an) in Anspruch zu nehmen. Zur Vermittlung solcher Aufträge an die richtige Adresse stelle ich mich gerne zur Verfügung.

Stuttgart
Am Reichelenberge.· Villa Klöcker.

Frau **Olga Zix.**

Offenbar handelt es sich hier um psychometrische Fähigkeiten. Die thatsächliche Begabung dieser Dame in der bezeichneten Weise wird uns auch von anderer uns nahestehender Seite in Stuttgart bezeugt. **H. S.**

Mediumistische Entwicklung und ihre Vorteile.

Ein Wort des berühmten Spiritualisten M. A. (Oxon), Stainton Moses, des kürzlich verstorbenen Herausgebers der Londoner Wochenschrift „Light", verdient unserer Ansicht nach in manchen Kreisen berücksichtigt zu werden:

„Betrachten wir", so schreibt er, „mediumistische Begabung als ein Mittel persönlicher Entwicklung der inneren spirituellen Natur, so nähern wir uns mehr ihrer eigentümlichen Bedeutung. Sie ist eine Lehrerin, — eine Beschützerin, damit der inkarnierte Geist davon in einer Ausdehnung Nutzen ziehe, von der diejenigen, welche sie nicht erfahren haben, keine Idee haben können. Recht gebraucht, geht das Medium von einem Zustande der Unterwürfigkeit, während dessen es Belehrung von Beschützern und Leitern zu empfangen hat, zu einem Freiheitsstande vorwärts, in dem es die Kenntnis, welche es erworben, anwendet und neue Reichtümer durch die Kräfte erwirbt, die es ausgebildet hat. Die Möglichkeiten sind unendlich (?). Leider sind wir nur durch das Wunder des uns eröffneten Ausblickes bisher zu sehr verwirrt worden, so daß wir dieselben bisher so wenig verwertet haben".

Zweifelsohne ist der Kern dieser Anschauung für den Spiritualisten von großer Wichtigkeit. Ein Medium, welcher die in ihm sich entfaltenden Kräfte mit Vernunft und Zielbewußtsein zu regeln sucht, wird die größten Vorteile für seine innere Entwicklung und die Hebung seines Nächsten allmählich daraus ziehen können.

Thomassin.

*

Annie Besant über Amerikas Zukunft.

Mrs. Annie Besant sagte in einem ihrer letzten Vorträge: Auf die Gedankenideale der gegenwärtigen Generation in Amerika muß dessen Zukunft gebaut werden. Warum sollte nicht eine ganze Nation von Heroen der Humanität sich daselbst zusammenfinden? Jedoch muß das Volk vorerst seine wahnsinnige Verehrung des Reichtums, seinen sozialen Ehrgeiz ablegen. Es muß aus dem Leben mehr als ein großes Rad von Geschäft und Vergnügen machen. Diejenigen, welche dem herrschenden Uebelstande entgegentreten, welche edle Ideen entwickeln, auf welche die Nation sich stützen kann, sind bereits Mütter von tausend heroischen Söhnen geworden, jeder ein Fackelträger der göttlichen Flamme, welche die Welt erleuchtet, der Flamme, die wir alle besitzen, wenn nur die umgebende Atmosphäre gereinigt worden ist".

Alle diejenigen, welche, wie ich selbst, Gelegenheit hatten, sich persönlich von dem gegenwärtigen Treiben und der vorherrschenden Richtung in den Vereinigten Staaten zu überzeugen, werden diese Worte der berühmten englischen Frau nur billigen können.

Thomassin.

*

Der freie Wille des geworfenen Steines.

Im Aprilhefte der „Sphinx" findet sich dem Aufsatze: „Der freie Wille" als Motto ein Ausspruch Spinozas vorangesetzt, welcher lautet: „Der durch einen Stoß in die Luft fliegende Stein würde, wenn er Bewußtsein hätte, meinen, aus seinem eigenen freien Willen zu fliegen". Schopenhauer bemerkt hierzu, daß der Stein Recht hätte.

Trotz aller Achtung vor Spinoza und Schopenhauer kann ich nicht umhin, obigen schon so vielfach citierten Ausspruch für grundfalsch zu erklären, indem ich behaupte:

Gerade, wenn der Stein Bewußtsein hätte, würde er, durch einen Stoß in Bewegung gesetzt, sich auch dessen bewußt sein, daß es nicht sein eigener freier Wille ist, vermöge dessen er sich bewegt, sondern der Wille eines Anderen; er würde den Stoß ebenso wenig seinem eigenen freien Willen zuschreiben, wie ein Mensch, der zum Fenster hinausgeworfen ward, sich jemals einbildet, vermöge seines eigenen freien Willens hinauszufliegen.

Hugo von Gizycki.

Der hier erhobene Einwand gegen den so oft citierten Satz Spinozas und Schopenhauers ist, logisch scharf gefaßt, richtig. Spinoza wollte nämlich offenbar sagen: „Wenn ein Stein, nachdem er in die Luft geworfen worden ist, dann plötzlich zum Bewußtsein seiner selbst käme, so würde er aus freiem Willen zu fliegen glauben".

Bisher hat wohl nur deshalb Niemand an dieser ersichtlichen Ungenauigkeit der Ausdrucksweise Spinozas Anstoß genommen, eben weil sie so klar auf der Hand liegt. Denn es soll mit diesem Bilde doch nur der Vergleich gezogen werden mit dem Menschen, der ursachlos („willkürlich") Entscheidungen zu treffen glaubt — nur deshalb, weil er sich der in seinen Geburtsanlagen, seinen Lebensumständen und Schicksalen, kurz in seiner ganzen Vorentwickelung liegenden Ursachen seiner Willensentscheidung nicht bewußt wird. Es freut uns aber durch den vorstehenden Hinweis die willkommene Gelegenheit gefunden zu haben, diesen „dunklen Punkt" nachträglich aufklären zu können. **H. S.**



Wegweiser zur praktischen Mystik.

Kernings Hauptschriften.

Die einzigen Schriften in deutscher Sprache, welche einen Begriff geben von dem, was praktische Mystik ist, von der Art wie sie betrieben wird und wie sie wirkt, sind die zwei kleinen Bücher von J. Kerning (Schriftstellername für J. B. Krebs), die als die ersten beiden Bändchen der „Theosophischen Bibliothek" bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig erschienen sind. Diese beiden Schriften sind nichts weniger als theoretische, oder gar gelehrte Abhandlungen, im Gegenteil: sie sind nicht nur von einem völlig sachkundigen Praktiker geschrieben, sondern in so ansprechender und für Jedermann leicht verständlicher Form abgefaßt, daß sie auch in dieser Hinsicht als kleine Meisterwerke anzusehen sind. In anschaulichen Erzählungen und leicht faßlichen Briefen und Gesprächen wird sogar der gänzlich unvorbereitete Leser allmählich in die Sache eingeführt, wie wenn das Alles selbstverständlich wäre. Dazu streut der Verfasser ab und an noch kurze Erklärungen und Hinweise auf allgemein bekannte Ueberlieferungen und Anschauungen, wie beispielsweise die der Bibel ein, und außerdem wird dem Leser durch zusammenfassende Rückblicke der Gang des Gelesenen und dessen Zweck fortlaufend in Erinnerung gebracht.

Die hauptsächliche Bedeutung dieser beiden Schriften, welche sie vor allen anderen der deutschen Litteratur auszeichnet, liegt darin, daß sie durch Beispiele die Art der mystischen Schulung und deren Erfolge veranschaulichen. Das erste Bändchen, „der Weg zur Unsterblichkeit auf unläugbare Kräfte der menschlichen Natur gegründet", ist für den, der selbständig auf diesem Wege vordringen will, gewissermaßen grundlegend; jedoch ist die Hinzunahme des zweiten, „Schlüssel zur Geisteswelt oder die Kunst des Lebens" unentbehrlich, weil dies letztere zeigt, daß es keineswegs auf die gleichen Worte und Formen für Jeden ankomme; vielmehr lehrt der „Schlüssel" durch Einführung in die verschiedensten Seiten des Gegenstandes das Wesen der Sache erst recht verstehen.

Wer nicht so glücklich ist, einen persönlichen Führer zu finden, der ihn anleitet, bleibt auf seine eigene Eingebung angewiesen; diese ihm zu erschließen, mögen ihm die beiden Kerning'schen Schriften dienlich sein. Wem es dann in dieser Weise glückt, voranzukommen, der ist sehr viel besser dran als der am Gängelbande eines Anderen Geleitete; denn schwer befreit sich dieser davon wieder, und doch muß er sich unabhängig machen, um zum Ziele zu kommen, denn dazu ist Selbständigkeit eines der wesentlichsten Erfordernisse.

Für diejenigen, welche schon im Besitze von früheren Ausgaben dieser Schriften Kernings sind, sei hier bemerkt, daß diese Neudrucke mit einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers im Vorworte versehen sind, und daß dem ersten Bändchen ein Bildnis mit facsimilierter Handschrift des Verfassers beigegeben ist. Die Eigen-

heiten der Kerning'schen Schreib- und Darstellungsweise sind möglichst beibehalten worden; immerhin aber sind in dieser Hinsicht doch sehr viele Verbesserungen durchgeführt, welche die Schriften dem heutigen Leser wesentlich annehmbarer machen werden. U. a. giebt das Vorwort auch eine Erklärung des hier von den kirchlichen und landläufigen Begriffen durchaus abweichend gebrauchten Wortes „Unsterblichkeit".

Der Preis der beiden Bändchen ist so niedrig wie möglich gestellt; das erste kostet 1 Mk., das zweite 1 Mk. 50 Pfg. — Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten das erste für 75 Pfg., das zweite für 1 Mk. 15 Pfg. gegen Einsendung des Betrages an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Zum Schlusse sei hier noch auf die hübsche Ausstattung der „Theosophischen Bibliothek" im Taschenformat hingewiesen. Besonders sinnreich erfunden ist der von Fidus gezeichnete Umschlag. Er veranschaulicht die Thatsache, daß die Grundgedanken der Theosophie den Weisen aller Völker aller Zeiten gemeinsam waren und sind: Aus dem Urgrunde, dem Wasser, „über dem der Geist der Gottheit schwebte", erblüht die Lotosblume, die geheiligte im ganzen Morgenlande, in Aegypten wie in Indien; von oben kommend, vereinigt sich mit ihr und umschlingt sie geschwisterlich die sinnbildliche Blume des Mysteriums im Abendlande, die Passionsblume. **Hübbe-Schleiden.**



Zur socialen Frage

veröffentlichte Herr Pastor Adolf Jäger ein zweibändiges Buch, in welchem er dieselbe mit dem Lichte biblischer Offenbarung beleuchten will.[1])

Der Verfasser giebt im ersten Bande eine Deutung der Offenbarung St. Johannis und der Propheten des alten Testaments, indem er dort den Schlüssel zu den seiner Ansicht nach dort schon vorhergesagten Schwierigkeiten der socialen Frage und die technischen Mittel zu ihrer Lösung zu finden glaubt.

Nun, es ist nicht die erste Erläuterung jener geheimnisvollen Bilder und wird nicht die letzte sein, ist es doch naturgemäß, daß jede Zeitepoche von ihrem Standpunkt aus eine Erklärung versuchen wird. So möge auch diese Auslegung, welche teils die deutsche Reichsgeschichte, teils die Kirchengeschichte betrifft, für das angenommen werden, was sie wert ist.

Der zweite Band, welcher anregende, auch für Nichttheologen interessante Mitteilungen aus der Kulturgeschichte des Abendlandes enthält, verteidigt „die socialen Wahrheiten der Bibel gegen die Grundirrtümer unserer Zeit" und würde, wenn weniger von Satan, Leviathan und Behemot die Rede wäre, wohl lesbarer sein.

Wir stehen auf etwas anderem Standpunkte. Wir sehen darin, daß auf mediale Weise irgend welche Visionen niedergeschrieben werden, noch nicht die Verpflichtung, diesen visionären Mitteilungen irgend welche Wichtigkeit beizulegen. Für uns haben auch gerade die vom Verfasser gebrachten Deutungen nichts Ueberzeugendes, am wenigsten aber da, wo der Parteistandpunkt des Deutenden, so z. B. bei der Erklärung von Kapitel 12, Vers 13 und 14 der Offenbarung Johannis, in schroffer Weise zu Tage tritt.

Die Beurteilung volkswirtschaftlicher Verhältnisse hätte vor allem der Herr Pastor sich lieber versagen sollen; einverstanden sind wir mit den Konsequenzen, welche er für unser Handeln zieht. Wenn er sagt: Die Lösung der socialen Frage ist Herzenssache, wenn er die Herzenserneuerung betont, die Forderung stellt: „Mache dich frei vom Kastengeist, meine nicht, daß die Knechte zur Knechtschaft geboren und vorherbestimmt seien, frage nicht: aber verdienen denn die Arbeiter nicht schon genug? bessere, soviel du kannst", dann stimmen wir ihm aus voller Ueberzeugung bei, denn das ist Bethätigung theosophischer Anschauung. **Wr. Frdt**

[1]) Adolf Jäger: Die sociale Frage. 2 Bde. Neu-Ruppin, Rud. Petrenz. 1891 (274 und 295 Seiten).



Neue Bücher.

Dr. **Francis Ellingwood Abbot**: Der Weg aus dem Agnostizismus oder die Philosophie der freien Religion. 2. Aufl. übers. von Dr. Hermann Schönfeld. (Berlin 1893, Bibliographisches Bureau.)

Jane Leade: Offenbarung der Offenbarungen. Uebersetzt aus dem Englischen. (Leipzig 1893, Th. Griebens Verlag: L. Fernau.)

Anton Ganser: Der reine Gottesbegriff und dessen Wichtigkeit. (Graz 1892, Verlag von Leuschner & Lubensky.)

Dr. **Emanuel Jäsche**: Seele und Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung. (Leipzig 1893, Otto Wigand.)

Gustav Crusius: Des Lebens Zweck und Ziel. Concept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik. 2. verb. Aufl. (Leipzig 1892, Otto Wigand.)

Prof. Dr. **Friedrich Maier**: Ethische Probleme. (Frankfurt a. M. 1892, Mahlau & Waldschmidt.)

Dr. **R. von Köber**: Jean Pauls Seelenlehre. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie — und

Dr. **Max Offner**: Die Psychologie Charles Bonnets. Eine Studie zur Geschichte der Psychologie. (Leipzig 1893, Ambr. Abel. — Heft 5 der Schriften der der Gesellschaft für psychologische Forschung.)

C. D. Hörsting: Weltenträume. (Leipzig 1893, Th. Griebens Verlag.)

Hans Mackowsky: Ein Erdengang. Eine Dichtung nach Motiven der Passio Christi. (Berlin 1893, F. Fontane & Co.)

Max Bewer: Gedanken. (Dresden 1892, Verlag der Druckerei Glöß.)

Heinrich Scham: Nackende Menschen. Jauchzen der Zukunft. (Dresden 1893, Verlag der Dresdener Wochenblätter.)

N. Saitschik: Die Weltanschauung Dostojewskis und Tolstois. (Neuwied 1893, August Schupp.)

Wilhelm Weigand: Friedrich Nietzsche. Ein psychologischer Versuch. (München 1893, G. Franz'sche Hofbuchhdlg.)

Thomassin: Die Ermordung des Herzogs Carl von Berry und sein Mörder Louvel. Mit Lösung der Complicenfrage. (München, Josef Seyberth.)

Max Dauthendey: Josa Gerth. Roman. (Dresden, E. Piersons Verlag.)

Georg Schaumberg: Dies irae und andere Gedichte. Mit dem Portrait des Verfassers. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto.)

Maurice Reinhold von Stern: Mattgold. Neue Dichtungen. (Zürich 1893, Verlag von „Sterns literarischem Bulletin der Schweiz".)

Paul Grotowsky: Der toten Mutter. Ein Liederkranz. (Großenhain 1893, Baumert & Ronge.)

Fritz Lemmermayer: Simson und Delila. Tragödie in fünf Akten. (Leipzig 1893, Literarische Anstalt, August Schulze.)

Dr. **Eugen Dreher**: Grundzüge einer Gedächtnislehre. Eine Vorlesung. (Bielefeld, Verlag von A. Helmich's Buchhandlung.)

Dr. **Raphael Hellbach**: Die Kunst des vorzüglichen Gedächtnisses. 2. Aufl. (Wien, A. Hartleben's Verlag.)

Rouxel: Rapports du magnétisme et du spiritisme. (Paris 1892, Librairie des sciences psychologiques.)

François Coulon: Euryalthès. Drame en trois actes. (Paris 1882, Léon Vanier.)

Jacques Tolerant (Victor Ducasse): Le spiritisme et l'église. (Maurice 1893, imprimerie Engelbrecht & Cie.)





Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Die Verbreitung unserer Bewegung in Berlin

hatte insbesondere Hans von Mosch übernommen und hat sich dieser sehr schwierigen Aufgabe unter ganz besonders erschwerenden Verhältnissen gewidmet.

Zunächst handelte es sich naturgemäß bei der Begründung des Hauptsitzes unserer Theosophischen Vereinigung in Steglitz bei Berlin um die Wirksamkeit in privaten Kreisen und in kleineren und größeren geschlossenen Gesellschaften, denen durch ihre Leiter oder tonangebende Männer eine der unsrigen in irgend einer Beziehung verwandte Geistesrichtung gegeben war. Zwar galt es dabei Anknüpfung zu gewinnen mit Männern, die im kirchlichen und politischen Leben hervorragende Bedeutung haben, und dies ist auch mit Erfolg geschehen; indessen entziehen sich diese Thatsachen aus naheliegenden Gründen der Berichterstattung.

Die Gelegenheit zu einem öffentlichen Auftreten vor Versammlungen von mehreren hundert Menschen bot sich Herrn von Mosch zuerst Ende November zu Breslau in einer eigens zu dem Zwecke einberufenen Versammlung. Weil damals die „Vereinigung" noch nicht begründet war, konnte sich der Erfolg des Vortrages nur darin zeigen, daß infolge desselben eine große Anzahl von Personen auf die „Sphinx" abonnierten.

Am 10. Januar d. J. tagte in dem Restaurant „Eiskeller" zu Berlin (Chausseestraße) eine mehrere tausend Personen umfassende Versammlung von Sozialdemokraten, um zum „Spiritismus" Stellung zu nehmen. Die Veranlassung hierzu ergab sich daraus, daß ein Vorstandsmitglied des betreffenden Wahlvereins, cand. phil. Hoffmann, zugleich „Spiritist" war, was von den „Genossen" als mit dem guten Rufe eines sozialdemokratischen Vorstandsmitgliedes unvereinbar angesehen wurde. Deshalb sollte er sich durch einen Vortrag über diesen Gegenstand rechtfertigen. Es war aber von vorneherein sicher, daß es sich nur um eine Demonstration gegen ihn handeln sollte; und er konnte auf eine thatkräftige Unterstützung durch seine Gesinnungsgenossen nicht wohl rechnen. Unter diesen Umständen wurde Herr von Mosch ersucht, an jener Versammlung teilzunehmen, um eventuell doch gegen die rein sinnliche Geistesrichtung für die übersinnliche eintreten zu können. — Hoffmanns Vortrag stützte sich im wesentlichen auf die Arbeiten von Crookes, Zöllner und Fechner und war deshalb für die Fassungskraft jener sozialdemokratischen Versammlung wohl zu hoch und wissenschaftlich. Überdies gelang es nach ihm dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Wurm, den Glauben an alles Übersinnliche durch gewandte Dialektik und komische Ausführungen vor den Anwesenden lächerlich zu machen. — Nachdem dann noch etwa 10 Redner alle in wilder Weise gegen den dort gänzlich unverstandenen

„Spiritismus" gesprochen hatten, wagte es allein Mosch gegen diese Hochflut des Materialismus aufzutreten und das wogende Meer der unverständigsten Leidenschaftlichkeit zu bedräuen — und zwar mit sichtlichem Erfolge. Trotzdem die Zeit für jeden Redner in der Debatte durch Versammlungsbeschluß auf 5 Minuten festgesetzt worden war, wurde Herrn von Mosch nach Ablauf dieser Zeit auf lebhaften Wunsch der Versammlung selbst das unbegrenzte Weiterreden gestattet. Es gelang dem Redner trotz der Ungunst der dort herrschenden Geistesatmosphäre doch der übersinnlichen Weltanschauung Gehör zu schaffen und sogar bei einer größeren Anzahl der Anwesenden Zustimmung zu wecken. In der Folge ist hierauf hin an ihn eine Reihe von Anfragen und Bitten um nähere Auskunft ergangen, denen möglichst Genüge geleistet worden ist.

Einen weniger bedeutsamen Zwischenfall bot ein von der Kogitanten-Allianz einberufener „Kongreß der auf religiöse Reform bedachten Vereinigungen" am 18. Januar d. J. — Auch dort hatte von Mosch Gelegenheit in kurzer, aber energischer Rede dem Materialismus entgegenzutreten und setzte mit anderen zusammen eine Resolution durch, nach welcher die Versammlung zur Kogitanten-Allianz zwar eine freundschaftliche Stellung einnahm, ohne aber ihr irgendwelche Führerschaft zuzuerkennen.

Von weiter tragender Bedeutung war dagegen ein Vortrag, den Hans von Mosch am 2. Februar im Berliner Vegetarier-Vereinshause hielt über „Theosophie, eine wissenschaftliche Religion". Hierüber brachte das Aprilheft d. J. der „Vegetarischen Rundschau" die folgende Mitteilung:

Unter Bezugnahme auf unsere Notiz im vorigen Hefte der „Vegetarischen Rundschau" — unter Vereinsnachrichten — betreffend den von dem Vertreter der „Theosophischen Vereinigung", Herrn Hans von Mosch, gehaltenen Vortrag über „Theosophie" gehen wir hier auf den Inhalt des Vortrages weiter ein. Der Redner führte etwa Folgendes aus:

Wer die Zeitverhältnisse und ihre verschiedenen, sich besonders geltend machenden Strömungen aufmerksam verfolgt, der wird finden, daß diesen Strömungen, diesem geistigen Frühlingswehen, ein stark ausgeprägter, gemeinsamer Zug zu Grunde liegt, der strebt, überall die Form, das Dogma, die Schale zu sprengen, um den Kern, Wahrheit, das innere Wesen zur Geltung kommen zu lassen.

So steht es namentlich auch auf den Gebieten der Religion. Die Religion, die im Grunde genommen nur eine sein kann, da es nur ein All-Wesen, eine All-Wahrheit giebt, ist in eine Menge von Dogmen und Systemen gezwängt worden, die sich gegenseitig hart befehden, und von denen jedes die alleinige Wahrheit enthalten will. — Zwischen den Begriffen Religion und Kirche, die sich gegenseitig völlig decken sollten, besteht immer ein gewaltiger Unterschied. Dazu kommt, daß die aufklärende Wissenschaft die, wenn wörtlich genommen, unhaltbaren Dogmen scharf angegriffen und durch unerbittliche Logik zersetzt hat, so daß heute der bei weitem überwiegende Teil der Kulturmenschheit sich spöttisch, widerwillig oder trauernd vom Kirchentum abwendet. Die Menschheit ist erwacht und will sich nicht weiter am Gängelbande führen lassen, sondern sehnt sich mit Recht nach einer tieferen Erklärung des Welträtsels.

An ein System aber, welches uns diese Frage aller Fragen, das Welträtsel, lösen will, muß mit Recht vornehmlich die Anforderung gestellt werden, daß es alle Thatsachen, reale, wie ideale, die wir konstatieren können, durchaus harmonisch in sich aufnimmt und dieselben gefühl- und vernunftgemäß erklärt. Unser Gefühl fordert aber gleich von vornherein, daß wir die Weltordnung als eine durchaus — bis ins kleinste — gesetzmäßige, zielbewußte und gerechte erkennen möchten, in der jede Willkür und planlose Widersinnigkeit ausgeschlossen sei. — Giebt es nun ein derartiges System? — Giebt es eine Weltanschauung, die sowohl den forschenden Geist, wie das sehnende Herz voll befriedigt? — Giebt es eine Lehre, die Religion und Wissenschaft zugleich ist und mit diesen beiden Fittigen empor strebt? — Ja, es giebt eine solche Lehre! — eine Lehre, welche von den Weisen aller Völker und aller Zeiten vertreten worden ist: sie wird seit altersher „Theosophie" genannt, d. h. die Gottesweisheit.

Und was sagt diese Lehre? — Es ist schwer, dieses gewaltige Gebiet in den Rahmen eines Vortrages zu fassen; der Redner kann daher nur andeutungsweise auf die Fülle des Beweismateriales eingehen.

Der Redner verbreitet sich nun über die Ansicht, daß alles in der Welt „Entwicklung" ist und ganz bestimmten Gesetzen folgt und beweist die Richtigkeit dieser Annahme, dem Hang des ewigen „Werde!" durch alle Gebiete vom Urweltnebel bis zum Menschen folgend. — Er weist dann ferner nach, daß durch den ganzen Entwicklungsprozeß sich — gleich einem roten Faden — ein gewisses Etwas hindurchziehe, ein Wesenskern, eine organisierende Seele, die er als „Individualität" kennzeichnet.

Dieser Wesenskern, der göttlicher Natur sei und darum auch göttlicher Vollendung fähig, liege auch, — nachdem er vorher unzählige Stufen durchlaufen — mehr oder weniger entwickelt in jedem Menschen und treibe ihn zur Vollendung, treibe ihn dem Aufgehen in die höchste Wesenheit entgegen.

Herr v. Mosch erläutert dann weiter, wie man sich diese Fortentwicklung zu denken habe und geht hierbei von dem Grundsatz aus, daß die Natur keinerlei Sprünge mache, sondern überall gleichmäßig arbeite.

Dasselbe Gesetz gelte aber auch für die methaphysischen Gebiete, für das gesamte Seelenleben, und es sei eine Thorheit anzunehmen, daß ein Feuerländer und ein Goethe oder ein Sokrates nach dem leiblichen Tode hier einen Gewaltsprung in die gleiche Stufe einer himmelhohen Seligkeit machen; es finde „Entwicklung" statt! Redner geht dann, nachdem er flüchtig den Phänomenalismus gestreift und die für die Thatsache der wiederholten Verkörperung aller Individualitäten sprechenden Gründe überflogen, auf das Verhalten der einzelnen Menschen selbst ein, auf die Konsequenzen, die sich aus den theosophischen Lehren für ihn ergeben, und führt schließlich unter Hinweis auf das Vereinsorgan „Sphinx" über den Zweck der „Theosophischen Vereinigung" folgendes aus:

„Der Grundgedanke der „Theosophischen Vereinigung" kennzeichnet sich durch die Begriffsbestimmung der Theosophie als lebendiges Aufwärtsstreben innerer Entwickelung. Der Zweck der Vereinigung ist: in jedem Einzelnen das Bewußtsein der Unsterblichkeit und das Streben nach Vollkommenheit zu wecken und zu heben. Die idealen Ziele der Mitglieder sind: Wahrheit, Liebe und Freiheit.

In unserer Vereinigung bringen wir das in uns lebende Bewußtsein von der Geisteseinheit des gesamten Menschengeschlechts zum Ausdruck. Und wie die Wahrheit des Daseins nur eine einzige ist, die sich in zahllosen Erscheinungsformen unterschiedlich darstellt, so verbindet uns die brüderliche Liebe mit einander und mit allen Menschen trotz aller äußeren Unterschiede. Mehr noch: uns erfüllt Liebe zu allen Wesen!"

In der sich an diesen Vortrag anschließenden Diskussion wurden auf Anregung des Herrn Dr. Arthur Drews besonders diejenigen Gesichtspunkte, welche für die Wiederkehr derselben Individualitäten als immer neue Persönlichkeiten mit eigenem Ich-Bewußtsein sprechen, durch Herrn Dr. Hübbe-Schleiden erörtert.

Derselbe exemplifizierte vornehmlich am Vegetarismus. Dieser sei das Merkmal einer höheren Entwicklungsstufe, zu welcher die große Masse der heute lebenden Europäer in ihrem gegenwärtigen Leben sich noch nicht erhöben, nicht erheben könnten, weil ihre Individualitäten für gerade diese Entwickelungsstufe noch nicht reif seien. Sollten nun diese alle niemals zu derselben Entwicklungsstufe der naturgemäßen Lebensweise gelangen, die allen anwesenden Vegetariern bereits zur „anderen Natur" geworden sei? — Gewiß doch! — Aber wie sollte dies wohl anders möglich sein, als dadurch, daß dieselben Individualitäten später unter günstigeren Umständen und mit besseren Anlagen wieder in das Leben treten?!

Für solche Wiederverkörperung der Individualitäten spreche ferner das in jedem natürlichen Menschen liegende Gefühl, daß trotz aller anscheinenden Ungerechtigkeiten in der Welt dennoch Gerechtigkeit die Welt beherrsche, sodann das Verantwortungsgefühl jedes Menschen für sein bewußtes Thun und Wollen, obwohl doch dies letztere

ursächlich bedingt sei durch die Anlagen des Geistes und Charakters, mit denen er „auf die Welt" komme; und endlich sei auch das in Jedem mehr oder weniger lebendige Streben nach Verbesserung, Vervollkommnung, Vollendung ein Beweis dafür, daß seine Individualität nach seinem Tode in das Leben zurückkehren müsse, wenn auch ohne bewußte Rückerinnerung an das frühere persönliche Dasein.

Die anscheinenden Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten der Welt, so auch die der Geburtsanlagen und Lebensumstände, seien nur verschiedene Entwicklungsstufen, die in immer neuen Verkörperungen Jeder mehr oder weniger vollständig durchmachen müsse, um zur endlichen Vollendung zu gelangen. Wenn auch durch die Eigenartigkeit in der Entwicklung der verschiedenen Individualitäten zu einer und derselben Zeit die größte Unterschiedlichkeit herrsche, so glichen sich zuletzt doch alle Unterschiede völlig aus, wenn Alle die ganze Entwicklungsreihe der sehr vielen Verkörperungen durchlaufen haben würden.

Verantwortlich fühlten wir uns für unser bewußtes Handeln auch nur deshalb, weil die Geburtsanlagen und Lebensumstände, durch welche die Art unseres Wollens und Handelns (kausal) bedingt sei, nur die Wirkungen unseres eigenen bewußten Wollens und Handelns in früheren Verkörperungen seien. Wenn sie mithin auch nicht durch unsere jetzigen bewußt handelnden Persönlichkeiten verursacht worden seien, so doch durch die früheren Persönlichkeiten, als welche unsere Individualität sich vormals verkörpert gehabt habe. Diese Geburtsanlagen seien gewissermaßen unsere „unbewußte Erinnerung" aus unsern früheren Leben.

Ebenso wie rückwärtsschauend sei auch vorwärtsstrebend ein völlig klar bewußtes Wollen ohne die Erkenntnis späterer Wiederverkörperung unserer Individualität unmöglich. Man müsse sich schon ein sehr niedriges Ideal als letztes Strebensziel gesetzt haben, wenn man glaube, daß man es in einem Erdenleben erreichen könne. Wozu also solches Aufwärtsringen, wenn man nicht die Ueberzeugung haben könne, daß man noch weitere Leben nach dem jetzigen zum Fortstreben zur Verfügung haben werde?! Und sollten all die inneren subjektiven Errungenschaften jedes Einzelnen in seinem eignen Wesen, die gar niemand anderem objektiv zu Gute kommen, mit dem Tode ganz nutzlos verloren gehen?! Sollte nicht auch die Krafteinheit jedes solchen individuellen Entwickelungsproduktes erhalten bleiben in unserem Weltall, in dem ewig alle „Kraft erhalten" bleibt?!

Im Verlaufe der Verhandlung wurde wiederholt hingewiesen auf Lessings meisterhafte Vertretung dieser Anschauungen in den letzten sieben Paragraphen seiner „Erziehung des Menschengeschlechts".

Als eine Folge dieses Vortrages und der nachfolgenden Verhandlung ist es anzusehen, daß jetzt 30 bis 40 der tonangebenden Mitglieder dieses Berliner Vegetarier-Vereins Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" sind, daß in der kürzlich stattgehabten Hauptversammlung des Vereins bei der Neuwahl des Vorstandes fast sämtliche Stellen des letzteren mit Mitgliedern unserer „Theosophischen Vereinigung" besetzt worden sind und daß auch die andern Vorstandsmitglieder unserer Bewegung freundlich gegenüberstehen.

Wir verhehlen uns keineswegs, daß wir uns bisher subjektiv wie objektiv in schwierigen Verhältnissen befanden. Jede Gährung will ihre Zeit haben, bis sich der edle Wein daraus entwickelt; und wenn aus dem Samenkorne eine neue Pflanze groß und schön erwachsen soll, so muß die alte Hülle erst abfallen und das Samenkorn selbst muß verwesen. Das ist auch ein ähnlicher Prozeß wie derjenige der Gährung. Hoffen wir, daß ebenso aus unsern gegenwärtigen, in Deutschland überaus ungünstigen und schwierigen Verhältnissen doch endlich unsere Geistesbewegung als eine gesunde und kräftige Wintersaat erblühen wird!

Hübbe-Schleiden.



Ein Angriff auf Spiritismus und Theosophie.

Am Sonntag, den 9. April, hielt um 1 Uhr mittags in der Urania zu Berlin Herr Geheimrat W. Förster einen Vortrag „gegen den Spiritismus und die sogenannte Theosophie". Derselbe war nur ein Beweis, daß der Herr Geheimrat eine bedauerlich lückenhafte Kenntnis der neueren spiritualistischen und theosophischen Litteratur besitzt. Welch' gewaltige Fortschritte das Interesse an den Gegnern des Spiritismus und der Theosophie macht, dürfte der Umstand bezeugen, daß dem in der Millionenstadt Berlin mit energischer Reklame angekündigten Vortrage — etliche 60 (!) Hörer beiwohnten. **Thomassin.**



Eingegangene Beträge.

Von Frl. Ph. Gloggner in Luzern: 3 Mk. — Dr. Josef Klinger in Kaaden: 5 Mk. — H. N. in B.: 10 Mk. — B. Diamant in Bruck a. M.: 10 Mk. — Richard Fugmann in Oelsnitz: 2 Mk. — F. K. in Warnsdorf: 1 Mk. 65 Pfg. — Frl. Julie Macher in Mürzzuschlag: 2 Mk. — Max Pitzschk in München: 5 Mk. — von Liebe in Frankfurt a. M.: 4 Mk. — Amtsrichter Ch. Bering in Mülheim a. R.: 5 Mk. — Paul Riever in Bergen: 5 Mk. 50 Pfg. — F. Heise in Görz: 1 Mk. 65 Pfg. — W. Eisenlohr in Antwerpen: 6 Mk. 35 Pfg. — H. v. G. in B.: 10 Mk. — Philipp Ziegler in Chemnitz: 1 Mk. — C. Engelhard in Nürnberg: 5 Mk. — Amtsrichter Bingel in Dierdorf bei Coblenz: 10 Mk. — M. v. Winterfeld in Berlin: 5 Mk. — Oskar Hahn in Eibenstock: 3 Mk. — R. Heinke in Breslau: 10 Mk. — Hans Arnold in Rostock: 9 Mk. — G. Ruediger in Berlin: 3 Mk. 35 Pfg. — Frau L. Reuß in Zürich: 9 Mk. — W. Eppler in Untertürkheim: 4 Mk. — Ludw. Laſt und Frau Laſt in Wien: 6 Mk. — Frl. Irma v. Bleyleben in Wien: 3 Mk. — Ina von Binzer in Berlin: 3 Mk. — Phil. Schaupner in Little Rock, Arkansas: 4 Mk. — Fritz Spiethoff: 10 Mk. — Zusammen: 154 Mk. 50 Pfg.

Steglitz bei Berlin, den 15. April 1893. J. V.: **Thomassin.**



Geldsendungen

für Sphinx-Abonnements und für die Theosophische Bibliothek ersuchen wir nur an den Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig zu richten, weil uns sonst allzuviel geschäftliche Schwierigkeiten erwachsen.

Anmeldungen zur Theosophischen Vereinigung und freiwillige Mitgliedsbeiträge bitten wir dagegen nur an den Vorstand der Theosophischen Vereinigung in Steglitz bei Berlin zu senden.

Der Vorstand der „Theosophischen Vereinigung".

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Ch. Thomassin und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.



SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung.

Juni 1893 XVI, 88.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn
(Appelhans & Pfenningstorff).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Paternoster House, London W. C.
O. Newman & Co., 84 Newmanstreet, London W.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille: Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 83 & 85 Duane Street, New-York.
Australien: W. H. Terry, Austral Bldgs., Collins Street East, Melbourne.

Kunstbeilage:

Der **Abonnementspreis** beträgt viermonatlich (ein Band): einzelne Hefte:

für **Deutschland und Österreich** . .	**M. 6,—;**	**M. 2,— (portofrei)**
„ **das Ausland** „ „	„ **7,—.**	„ **2,25**
„ **Frankreich**	**9 frs.**	**2 frs. 80 cts.**
„ **England, Indien und Kolonien**	**7 sh. stlg.**	**2 sh. 3 d.**
„ **Amerika**	**$ 1,75 cts.**	**$ —,55 cts.**

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Verlagshandlung von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig** entgegen.

Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

Probehefte gratis.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XVI, 88. Juni 1893.

Die Stätte des Friedens.

Von

Annie Besant.

Rastloses Jagen, unruhiges Hasten und Uebereilen, das sind die Kennzeichen des modernen Lebens. Jedermann empfindet es, und jedermann empfindet es auch als Ursache des Mißbehagens. „Ich habe keine Zeit" ist die am meisten gebrauchte Entschuldigung; und mehr und mehr verdrängt dieser chronische Zeitmangel das inhaltlich Gediegene und ersetzt es durch schnell zu genießende Extrakte und Surrogate. An Stelle von Büchern treten Auszüge und Besprechungen, an Stelle von wissenschaftlichen Arbeiten — Leitartikel, statt des Studiums wird Lektüre betrieben. Mehr und mehr wird die Aufmerksamkeit auf die oberflächlichsten Dinge gerichtet; kleine Erfolge im Geschäfts- oder gesellschaftlichen Leben, schnellstes Bekanntwerden in der politischen oder literarischen Welt — für diese Interessen plagen sich Mann und Weib, Alt und Jung, hierfür intriguiren, streiten und ringen alle. Jede Arbeit muß unmittelbaren Erfolg aufweisen, oder sie wird als verfehltes Unternehmen angesehen. Nahe soll das Ziel sein, welches man sich stellt, es muß durch kurze, rasche Anstrengung erreichbar sein, damit man möglichst bald das Beifallsgeschrei der dem Sieger zujohlenden Menge entgegennehmen kann. Man hat kein Verständnis mehr für das Ehrwürdige jahrelangen mühsamen Arbeitens, für das duldende und ausdauernde Bestellen eines Ackers, auf welchem die Frucht erst gereift sein wird, wenn der Säer selbst nicht mehr den Lohn seines Fleißes genießen kann. Ein gutmütiges, mitleidiges oder höhnisches Lächeln findet derjenige, der sich ein Ideal stellt, das zu groß ist, um dem Dutzendmenschen anziehend zu erscheinen, zu hoch, um in einem Leben erreicht zu werden. Den Geist dieser Zeitepoche charakterisiert das spottende Wort jenes chinesischen Weisen: „Man sieht das Ei und erwartet schon es krähen zu hören". Die Natur ist uns zu langsam, und wir vergessen, daß wir das an Kraft verlieren, was wir an Geschwindigkeit gewinnen.

Dennoch giebt es einige wenige, in deren Auge dieses wirbelnde Auf und Nieder des Mückentanzes im Sonnenglanze nicht als Ein und All des Menschenlebens gilt, in deren Herzen mitunter ein flüsterndes Mahnen leise erklingt, das da andeutet, wie all dies Hasten und Eilen nichts ist, als ein Schattenspiel an der Wand; daß gesellschaftliche Erfolge, Geschäftstriumphe, öffentliche Bewunderung den Blasen gleichen, die der schäumende Bach in munterem Spiele dahintreiben läßt und daß sie unwert sind des Wetteiferns, der Eifersucht, des Kummers, welchen die Jagd nach ihnen mit sich bringt. O achtet auf diese Stimme, sie ist ja so leicht zu vernehmen und zu verstehen! Hat das Leben denn gar kein Geheimnis mehr, dessen Lösung noch der Mühe werth wäre? nicht irgend ein Problem, das sich nicht schon von selbst entwirrte, sobald man es nur ausspricht? Birgt es denn nicht noch irgend einen Schatz, der nicht zu jedermanns Benutzung auf der Landstraße verstreut liegt? —

Leicht kann die richtige Antwort gefunden werden, ohne in Gebiete hinübergreifen zu müssen, die jenseits des Erfahrungsbereiches eines jeden Menschen liegen; und wenn wir nur suchen wollen, so finden wir die tiefste Weisheit in der so leicht errungenen Belehrung. Denken wir nur einmal an eine Woche oder einen Monat des rastlosen Stadtlebens mit seinen unzähligen kleinen Aufregungen, des Ringens für kleinliche gesellschaftliche Erfolge, des aufreibenden Geschäftslebens mit seinen Hoffnungen und getäuschten Erwartungen, des Aufeinanderplatzens gleich selbstsüchtig denkender Geister, wie die unseren sind; wenden wir uns dann von solchem Menschenschwarme ab, vertauschen wir dies Leben mit stiller Gebirgseinsamkeit. Was hier im Waldesweben harmonisch zusammenklingt, das stört nicht, das ist nur geeignet, die versöhnliche, friedliche Stimmung zu erhöhen. Hier drängt sich scheinbar nichts selbstisch hervor. Mit dem Murmeln des regengeschwollenen Sturzbaches klingt das Blätterrauschen dort oben, das Rascheln im dürren Laube unter dem scheuen Sprunge des Hasen, das Plätschern im Röhricht, wenn das Wasserhuhn auffliegt, dies stete Summen und Klingen in der Luft, das alles klingt in einem Ton zusammen. Seliger Friede senkt sich auf uns hernieder, wir fühlen uns dem Erhabenen näher, weiter und weiter sinkt die Erinnerung an das Tagesleben zurück. Was liegt uns jetzt daran, daß in der Welt dort draußen mancher Wunsch uns versagt geblieben ist, was kümmert uns der Neid, die Bosheit fremder Menschen?! Der Strom des Menschenlebens braust dort jenseits jener Berge; an unser Eiland dringt er nicht heran. Was kümmerts uns, daß wir dereinst uns abgehärmt haben, wenn uns die Wogen gegen unsern Willen hin und herrissen; wie nichtig und wie klein ist doch die Rolle, die all diese Dinge in dem wahren Leben eines freien Menschen spielen sollten! —

Wie hier die räumliche Trennung dieses Wunder, unsere seelische Umstimmung, bewirkt, so vermag Trennung in der Zeit das Gleiche. Auch sie gestatten ruhigeres Abwägen von Glück und Unglück, Freud' und Leid. Laßt nur zehn Jahre vergangen sein, und wie erscheint uns alles

verändert gegen den Eindruck jener Zeit! Wir vermögen es nicht zu fassen, wie wir damals soviel Kraft, soviel Bemühen einsetzen mochten, um so nichtige Dinge zu erreichen, wie die, als welche uns unsere damaligen Freuden und Erfolge nun erscheinen, um solche bedeutungslosen Angriffe abzuschlagen, die uns damals so erregten und uns jetzt fast lächerlich vorkommen. Auch die heftigsten Schmerzen haben ihre Schärfe verloren, wir vermögen sie ruhiger zu beurteilen. Vielleicht war einst unser ganzes Fühlen und Denken aufs innigste verwoben mit dem eines anderen. Alles was gut und schön war, sahen wir in dem Geliebten verkörpert. — Wir glaubten uns vernichtet, unser Herz gebrochen, als diese Treue betrogen wurde. Doch die Zeit verging, die Wunde, die unheilbar schien, sie schloß sich wieder, und neue Blumen entsproßten dem Wege, der erst dürr und hoffnungsleer vor uns lag; — und jetzt? Nur leise Wehmut beschleicht uns, wenn wir der Seelenmartern gedenken, die uns einst zu erdrücken schienen. — Ein bitteres Wort hat uns dereinst von einem braven Freund getrennt: wir glaubten uns verletzt und verletzten noch schärfer; — wie thöricht waren wir doch! Längst ist ja aller Groll im Abgrund der verflossenen Zeit versunken! — Nach schwerem, schwerem Ringen lächelte uns einmal das Glück, jubelnd und entzückt pflückten wir die Blüten unseres Erfolges; — wie übertrieben war doch unsere Freude. Jetzt, nachdem alle Ereignisse in kleinerem Maßstabe in das Gemälde unseres Lebens eingezeichnet sind, jetzt erst sehen wir, daß das, was uns dereinst unsern ganzen Himmel füllte, doch nur ein verschwindender Punkt war.

Wo bleibt aber unsere Ruhe, wenn wir von unserem über Raum und Zeit erhabenen Betrachten zum täglichen Leben zurückkehren, und wenn dann die alten, eben erst als unwichtig erkannten Thatsachen jetzt wieder mit Gewalt in neuer Erscheinung auf uns eindringen? Wenn wir uns wieder hineinstürzen in all das Jagen und das Treiben mit seinen Freuden und mit seinen Leiden?

Wieder „— entführen mit Gewalt das Herz die ungezähmten, wilden Leidenschaften!"

Muß dies nun immer so sein? Sollen wir, die wir uns bewußt sind, nur eine Rolle in dem Drama des Lebens zu spielen, sollen wir für immer der Gnade dieses Vergänglichen, Nichtigen um uns her unterworfen sein? Können wir nicht inmitten des Tosens und Brausens eine Stätte des Friedens finden, auf der wir den reißenden Wogen des Stromes einmal entrückt sind? — Ja, wir können es. Und das ist es, was wir als tiefste Weisheit herauslesen können aus der Antwort, welche uns die schweigende Natur gegeben, als wir uns sinnend an sie wendeten.

Der Mensch ist ein unsterbliches Wesen, bekleidet mit einem Fleischgewande, das von Wünschen und Leidenschaften belebt und bewegt wird; ein unsichtbares Band verbindet das unsterbliche Selbst mit dem sterblichen Körper. Dies Band ist die Seele, und wehe der armen Seele,

wenn sie nur ihre Verbindung mit dem Sterblichen empfindet, wenn sie, ungeführt und unbeherrscht, von irdischen Dingen bewegt wird, wenn sie, von Leidenschaften und Wünschen, Hoffen und Fürchten gepeinigt, von Begierde zum Genusse taumelt und im Genusse vor Begierde verschmachtet! Von allen Bechern des Sinnengenusses muß sie schlürfen, aber nirgends findet sie den Quell, der ihren Durst stillt. „Sie kennt den Herrscher nicht, der über ihr, und rast dahin in ungebund'ner Kraft" so klagt Ardjuna. Sie kennt den Herrscher nicht, der über ihr in ernster leidenschaftsloser Ruhe beobachtend thront, das wahre Selbst, das eigentliche Ich des Menschen.

Dort unten mag Sturm sein, bei ihm ist Stille, und hier ist die Stätte des Friedens. Denn das Selbst ist ewig, unvergänglich. Was sind ihm die vergänglichen Erscheinungen der Sinnenwelt? — Nur das ist der Beachtung wert, was gleich ihm ewig ist. Wie oft bei seiner Wand'rung durch die Welt der Körper sind ihm Geburt und Tod, Gewinn und Verlust, Freude und Kummer wie die wandelnden Bilder eines Schattenspieles vorübergezogen, in unberührter, leidenschaftsloser Ruhe sah es die Wogen des Lebens vorüberrauschen. Brausten die Stürme auf die Seele ein, so war ihm dieses nur ein Zeichen, daß die Harmonie gestört worden sei; und der Seelenschmerz der Enttäuschung, ihm ist er nur ein willkommener Hinweis auf die Fehler, die gemacht worden, und eine Belehrung, in welcher Richtung die beherrschende Macht über die Seele mehr und mehr verstärkt werden müsse; denn nur durch Leid wird das seelische Band so geläutert, so den Einflüssen der Sinnenwelt entzogen, daß es für die Mahnungen des wahren höheren Selbsts empfänglich wird.

Darin nun liegt das Geheimnis, die Stätte des Friedens zu erreichen, daß wir lernen uns in unserem Bewußtsein als dies unser wahres Selbst zu fühlen und nicht als unsere körperliche Erscheinung, unser Fleisch und Bein. Gewöhnlich fühlen wir uns eins mit unsern Sinnen, unseren Wahrnehmungen, unseren Gedanken — auch mit unseren Leidenschaften und Wünschen, und wir sagen, ich hoffe, ich fürchte. Wir betrachten uns als unsern Körper, der doch bloß die Darstellungsform ist, mit welcher unser eigentliches Ich arbeitet, der bloße Spiegel, mittels dessen es wahrnimmt, und so sagen wir, ich leide, ich genieße. So geben wir einem Eindrucke nach, der in Wirklichkeit nur äußere Teile unseres Selbstes berührt, und „wie der Sturmwind auf empörtem Meere das Schiff dahinjagt durch die wilden Wogen, so reißt die unbewachte Macht der Sinne das arme Herz gewaltig mit sich fort". — Soweit der Himmel von der Erde ist, soweit getrennt sind Aufregung, Reizbarkeit, Groll und Schmerz von Frieden und Stille.

Hier also ist die Pforte, welche uns hinausführt auf den rechten Pfad: „Bemühe dich, dich als dein wahres Selbst zu fühlen — zu sehen, wie dieses sieht, zu urteilen, wie dieses urteilt!" — Wohl ist es schwer, doch auch schon der Versuch ist segensreich.

Beachte nun die Mittel, welche dir den Weg erleichtern:

1. Mache dich unabhängig von den Einflüssen der Sinnenwelt!
2. Sorge dich nicht um den rollenden Stein!
3. Versenke dich in dein wahres Selbst!

Laßt uns jedes dieser drei Mittel näher besprechen!

Nur durch beständige und kluge Selbstzucht kannst du die erste Forderung erfüllen. Beginne damit, kleine Unannehmlichkeiten mit Gleichmut zu ertragen, kleine Tafelfreuden zu entbehren. Gewöhne dich, heiteren Sinn zu bewahren bei allem, was an äußeren Ereignissen dir begegnet. Verabscheue nichts und begehre nichts, was es auch sei, Freude oder Schmerz. Schrittweise wirst du vorwärts kommen, doch bilde dir nichts ein auf die errungene Fähigkeit des Entbehren-Könnens; freue dich nur, wenn jetzt schon Verdrießlichkeiten, die dich sonst erregten, wirkungslos an dir abprallen. Bald wirst du nun, da dein Blick nicht mehr verschleiert ist, wie der deiner Mitbrüder, im Stande sein, diesen zu helfen, den Pfad zu ebenen für Füße, die noch zarter und empfindlicher sind, als die deinen. Während du dies lernst, sei Mäßigkeit dein Wahlspruch! Denn das Ziel, dem du entgegenstrebst, Ardjuna, vermag nicht derjenige zu erreichen, welcher mehr ißt als genug, noch kann wer sinnlos fastet, seine Kraft zur rechten Zeit gebrauchen. Setze dir ein Maß in deiner Ruhe, wie in deinem Schaffen!" — Denn der Leib soll nicht gequält, sondern erzogen werden.

Die zweite Regel heißt: „Sorge dich nicht um den rollenden Stein!" — Das heißt nicht, daß du unbekümmert wie der Thor dahinlebst; im Gegenteil, du sollst die Folgen deiner Handlungen beachten, und daraus Erfahrung und Weisheit gewinnen. Aber es heißt, daß wenn der Stein in Bewegung gesetzt ist, wenn du nach bestem Wissen und Können, in reiner Absicht deine Pflicht gethan, du dann den Stein rollen lassen und keine Aengstlichkeit oder Besorgnis wegen der Folgen empfinden sollst. Die geschehene That kann nicht ungethan gemacht werden, und wir gewinnen nichts durch Reue und durch Angst. Treten die Folgen zu Tage, so beachte sie; aber laß sie dich weder erfreuen noch reuen, denn Freude sowohl, wie Reue ziehen nur unsere Aufmerksamkeit ab und schwächen uns bei der Ausführung anderer Pflichten. Gesetzt der Erfolg ist ungünstig, so wird der Weise sagen: „Ich war im Irrtum und muß einen ähnlichen Irrtum in Zukunft vermeiden. Aber ein Bedauern desselben würde nur den Nutzen abschwächen, den ich aus dieser Belehrung ziehen könnte. So will ich denn, statt meine Zeit in unnützer Reue zu verlieren, frohen Mutes an meine nächste Aufgabe herantreten".

So wird der Weise aus jeder Handlung Nutzen ziehen: denn er wird stets bedacht sein, sein persönliches Interesse von dem sachlichen zu trennen. „Bedenke stets bei allen deinen Thaten, daß du sie nur im Sinne des Höchsten begehest, daß jede Handlung deinem innern Selbst nütze, deinem Selbst, welches dein leibliches Wohl und Wehe nicht zu erschüttern vermag. Erhoffe nie Erfolge für dein äußeres Wohl! — Und nur wenn du so, in Gleichmut, alle Folgen erwarten kannst, dann

winkt dir die Ruhe, und dann fällt auch die Sünde von dir ab, wie von der Lotusblüte der Wassertropfen!" —

Die dritte Forderung: „Versenke dich in dein wahres Selbst!" ist die wirksamste, aber auch die schwierigste. Sie besteht in der beständigen Sammlung deiner Gedanken auf die Einswerdung des bewußten Ichs mit dem wahren Selbst. Da heißt es, festen Willen beweisen. „Wohin auch immer dein Gedanke abschweift, bringe ihn zurück und richte ihn auf das Ewige. Verzage nicht an der Schwierigkeit dieses Bemühens". Es ist dieses eine Aufgabe, die zu erfüllen du dein ganzes Leben daran setzen magst, aber sie führt dich zur Stätte des Friedens.

Lerne also mit Geduld auszuharren! Doch erleichtern kannst du dir diese geistige Schulung dadurch, daß du zuerst nur zu einer bestimmten Stunde des Tages oder der Nacht den Versuch machst, dich in dich selbst zurückzuziehen, „wie die Schildkröte in ihre Schale", dich zu erinnern, daß du nicht vergänglicher, sondern ewiger Natur bist, und daß vergängliche Ereignisse dich garnicht berühren können. Mit dem schrittweisen Wachsen deines Vermögens, in dem „Selbst" zu beharren, erlangst du nicht nur Frieden, sondern auch Weisheit. Denn sobald die Außenwelt für dich schweigt, und nur dein Unsterbliches zu dir spricht, erweckst du in dir die Fähigkeit, alles um dich leidenschaftslos und ohne Befangenheit zu beurteilen. „Wenn alle Wünsche schweigen, die dein Herz bewegten, und wenn Frieden dich umgiebt, dann bist du weise. Doch der Blick des Thoren, der den inneren Frieden nicht erlangte, wird geblendet bleiben". Und „das wahre, höchste Glück, den seligen Frieden", findest du, wenn all dein äußeres Wünschen in dir starb.

Dies ist der dreifache Pfad, der dich hinführt zur Stätte des Friedens; wer dort weilt, hat Zeit und Tod vergessen, überwunden. „Steil ist der Pfad und mühevoll der Weg: doch zage nicht, ihn zu betreten. Schon auf halber Bahn umfächeln die Schwingen der Friedenstaube das müde Antlitz des Pilgers; endlich aber, endlich findet er die Ruhe, ewige Ruhe, die nichts mehr zu stören vermag. **Wr. Frdt.**





Der nächtliche Wegweiser.

Von

F. W. von Sibenhuener.

✠

> Was wir hier endlich nennen, und unklar, und unausgesprochen, streift hinüber an das Ewige — das ewig Klare — das Ausgesprochene. Und es muß wohl! — wer möchte daran zweifeln? — Aber wo finden sich die Berührungspunkte — und wo die Gesetze dieses unläugbaren Zusammenhanges?

Als ich im Jahre 18 . . mit meinem Bataillon zu Kuttenberg in Garnison stand, gehörte es zu meinen Tagesgewohnheiten, so oft mich der Dienst frei ließ, was in den Nachmittagstunden beinahe stets der Fall war, recht weite Spaziergänge zu machen. Gesund, lebensfroh, in einer Stellung, welche meinen Ehrgeiz vollkommen befriedigte, dabei von meiner Umgebung mit Vertrauen, Achtung und freundschaftlichem Wohlwollen behandelt, kaum mit einer Sorge belastet, — unter diesen Umständen mit mir selbst und aller Welt zufrieden, war ich damals gewiß mehr als je von dem Hange zu tiefsinniger Grübelei entfernt. Ich war zuverlässig nicht darauf gestimmt, meine Erlebnisse in einer andern als in jener heiteren Färbung zu sehen, welche alle Dinge um mich herum mir zeigten.

Wenn daher auch, was ich hier erzählen will, im Bereiche alltäglicher Erfahrungen nicht zu finden ist, — wenn ich insbesondere die Frage ohne Antwort lassen muß, aus welchem durch natürliche Gesetze gerechtfertigten Lehrbegriffe ich den Zusammenhang der hier erzählten Dinge erklären wolle, so darf ich doch mit voller Wahrheit die Einwendung ablehnen, daß die phantastische Geburt eines zu metaphysischen Träumereien disponierten Seelenzustandes mir für ein wirkliches Vorkommnis gegolten, oder daß nur eben ein solcher Zustand einer ganz gewöhnlichen Begebenheit den Stempel des Wunderbaren aufzudrücken gesucht habe.

Es war an einem hellen, aber empfindlich kalten Januarabende, als ich mich auf einem jener Spaziergänge bis vor die Thore von Kollin verirrt hatte. Schon war die Sonne untergegangen, und es wäre eigentlich Zeit zur ungesäumten Rückkehr gewesen. Aber ungeachtet einer ziemlich raschen Bewegung auf dem beinahe dreistündigen Marsche — ich war über Sedletz und Malin gekommen — fühlte ich mich doch so durchkältet, daß ich mich zu einer kurzen Einkehr in die Stadt entschloß.

Im Gasthofe zur Post fand ich — es war Sonntag — eine zahlreiche Gesellschaft, und bald nach meiner Ankunft sah ich mich in eine recht angenehme Unterhaltung gezogen. Man besprach die musikalischen Koryphäen unserer Tage, und manche pikante Anekdote aus dem Leben dieser Gefeierten trug das ihrige zur Erheiterung des kleinen Kreises bei, welchem ich mich angeschlossen hatte. So sehr hatte uns, oder mindestens mich diese Unterhaltung angesprochen, daß ich ziemlich lange zu vergessen vermochte, daß ich in der That heute noch einen weiten Weg vor mir hatte. Es war zehn Uhr geworden, als ich aufbrach.

Ich glaube hier die Bemerkung nicht überflüssig, daß ich außer einem Wildbraten, der meine Verdauung durchaus nicht störte, und einem halben Seidel Oesterreicher Weins, mit dem ich wenigstens die siebenfache Quantität Wasser gesäuert hatte, während meiner mehrstündigen Anwesenheit im Posthofe Nichts zu mir nahm.

Ich war demnach weder durch die Gesellschaft, noch durch das, was ich genossen, aufgeregt worden.

Einige hundert Schritte vor der Stadt führt ein Fußpfad rechts von der Straße ab, über ein oder zwei Dörfer nach Kuttenberg hin. Es war Vollmond, die Erde fest gefroren, der um Vieles nähere Pfad mir bekannt, und daher kein Grund vorhanden, der mich hätte bestimmen können, die Straße über Malin vorzuziehen, welche einen bedeutenden Umweg beschrieb. So schlug ich denn ohne Bedenken den Weg ein, welcher mich in kürzerer Zeit nach Hause führen sollte.

Mein Hund, ein sanguinischer Pudel, sprang und bellte frohmütig vor mir her, seine Freude über die Heimkehr äußernd; und ich pfiff einen Marsch, den Favoritmarsch des Bataillons, nach dessen Takte ich lustig fürbaß schritt.

Etwa tausend Schritte von der Hauptstraße glaubte ich mit einem Male die eiligen Schritte eines Mannes zu hören, welcher hinter mir herkam.

Eine deutsche Meile vom Hause entfernt, in einsamer Nacht, einen ebenso einsamen Fußpfad beschreitend, fühlt man allerdings einiges Interesse, recht bald zu erfahren, wen uns das gütige Geschick in solcher Einsamkeit zum Begleiter ausersehen habe.

Ich schaute mich also um.

Die ganze schneebedeckte, vom klarsten Mondlichte beleuchtete Gegend wies, so weit mein bewaffnetes Auge reichte, außer mir und meinem Hunde kein lebendes Wesen.

„Ach!" sagte ich zu mir selbst, „da hat mich der Schall meiner eigenen Schritte getäuscht".

Aber sogleich überzeugte ich mich, daß es nicht diese seien, welche ich gehört hatte. Ich stand still, und jene Schritte schienen mir immer näher zu kommen.

Noch einmal überflog mein Blick den Weg nach Kollin zu, aber ich bekam auch diesmal Niemanden zu Gesichte.

„Ei!" dachte ich, „es befindet sich noch ein anderer Nachtwandler auf der Chaussee, und die Stille der Nacht führt den Hall seiner Schritte zu mir herüber". Die Stärke und die Deutlichkeit dieses Halles standen indes offenbar in keinem Verhältnisse zu einer solchen Entfernung. Doch kümmerte mich die Sache nun nicht weiter, und meinem Hunde zusprechend, welcher mit einem Male seine Munterkeit verloren zu haben schien und sich gedrängt an meiner Seite hielt, setzte ich meinen Weg völlig unbekümmert fort.

Mit einem Male zog eine scharfe, eisige Nachtluft über die Gegend hin, und es kam mir vor „als ob eine Wolke vor dem Monde stehe". Als ich aber zum Firmamente empor sah, strahlte der freundliche Begleiter der Erde schon wieder sein ungetrübtes Licht auf das weite Schneegefilde herab. Ich hüllte mich nun fester in meinen Mantel. Aber jene Laute hinter mir waren nicht mehr zu hören.

Da bemerkte ich eine kleine Strecke vor mir zum ersten Male einen Mann, welcher, ebenfalls in einen Mantel gehüllt, denselben Fußpfad dahin schritt.

„Die vollkommene Stille der Nacht hat doch seltsame Täuschungen", sagte ich abermals zu mir selbst. „Schritte, welche ich hinter mir zu hören geglaubt hatte, rühren von einem Mann her, der mindestens 400 Ellen sich vor mir befindet. „Eh bien! wir wollen sehen, wie der Mann im Gesichte aussieht".

Ich schritt nun schneller zu, aber in eben dem Maße eilte auch mein Vorgänger rascher vorwärts. Ich strengte meine Beine noch mehr an, aber auch der Vordere that das Nämliche, und schien meine Eile noch zu überbieten.

So viel Mühe ich mir auch gab, ich vermochte nicht, ihn einzuholen.

„Ei!" sprach ich vor mich hin, „der Bursche scheint sich selbst genug, somit kein Freund von Gesellschaft. Vielleicht steht der ganze Kerl nicht für die Jagd, welche ich nach ihm gehalten habe".

„Gleichmütig fiel ich wieder in meinen gewöhnlichen Schritt zurück. Auch der Fremde schien nun keine weitere Eile zu haben, und für jetzt blieben wir immer gleich weit von einander entfernt — er stets um etwa 300 Schritte vor mir. Ich achtete bald meines eigensinnigen Vortrabes nicht mehr und hing den Erinnerungen an das Posthaus zu Kollin nach, die doch so erheiternder Art waren.

Allmälig merkte ich jedoch, daß ich vom richtigen Wege abgekommen sei. Ich war, ohne auf die Richtung, welche ich verfolgte, immer auf-

merksam zu sein, unwillkürlich dem Fremden gefolgt. Dieser aber hatte einen Pfad eingeschlagen, der zu weit nach links führte. Indes mußte ich auch auf diesem Wege, und zwar über das Bergstädtchen Gang, nach Kuttenberg kommen, und es ging mir dabei nur höchstens eine halbe Stunde verloren.

In der That sah ich nach einiger Zeit das Städtchen vor mir liegen.

„Nun", dachte ich, „werde ich meine Avantgarde doch ohne Zweifel einbüßen".

Aber dem war nicht so. Ohne sich aufzuhalten, schritt der Seltsame vorwärts.

Nur in der Mitte der Stadt sah ich ihn einen Augenblick stehen bleiben und nach mir zurücksehen. Er deutete mit seiner vom Mantel verhüllten Rechten nach einer Stelle hin, welche nahe am Wege lag.

Dann setzte er seinen Weg fort.

Als ich an jene Stelle kam, bemerkte ich, daß der Fußpfad knapp an einer großen, wahrscheinlich noch von einem aufgegebenen Schachte herrührenden Vertiefung vorüberführte.

Bei einiger Unachtsamkeit oder Unbekanntschaft mit der Ortslage konnte der die Stelle Betretende ernstlichen Schaden nehmen.

„Der Mann da vorne", dachte ich, „ist gesellschaftsscheu, aber offenbar so gutmütig wie aufmerksam".

Es schlug zwölf Uhr, als wir endlich in Kuttenberg einzogen. Mein Vorläufer nahm seinen Weg bei dem Kloster der Ursulinerinnen vorbei über den Grünmarkt, und dann die Gasse zur Johanniskirche hinauf.

Hier lenkte er auf den Kasernenplatz ein; des eigentlichen Namens dieses Platzes erinnere ich mich nicht mehr.

Da ich weit hinter ihm zurück war, mußte oder konnte ich ihn nun aus dem Gesichte verlieren. Ich fragte daher, als ich den vor der Wohnung des Kommandanten stehenden Posten erreicht hatte, wer der Mann gewesen, der hier eben vorbeigegangen sei.

Der Soldat versicherte, einen Vorübergehenden eben jetzt nicht gesehen zu haben.

Ich wandte mich nach der Seite, wo ich den Fremden vielleicht noch zu erblicken vermochte. In der That sah ich ihn seinen Weg jetzt langsam nach der Kaserne zu fortsetzen.

„Dort, dieser!" sagte ich zu dem Soldaten, und wies mit der Hand nach dem Wandler.

Aber auch jetzt erklärte der Wachstehende, dessen Augen meiner Hand gefolgt waren, daß er Niemanden bemerken könne.

Ich hielt mich nun nicht länger auf, und eilte dem Fremden nach.

Dieser ging jetzt wieder etwas schneller in gerader Richtung auf das Spital los, das auf dem östlichen Flügel der Kaserne, eines ehemaligen Jesuitenkollegiums, untergebracht war. Die Thüre öffnete sich vor ihm, und nachdem er noch einmal nach mir zurückgesehen hatte, verschwand er im Spitale.

Die Thüre zeigte sich im Augenblick wieder geschlossen.

Kurz vorher war — ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlasse — die Verfügung getroffen worden, daß der Wachtposten des Spitals bei der Nachtwache nicht mehr im innern Gange, sondern außerhalb des Gebäudes aufgestellt werde.

„Wer ging soeben in das Spital?" fragte ich den Mann, der soeben den Posten bezogen hatte, und vor dem Schilderhause in seinen weißen Nachtmantel gehüllt auf- und abging.

„Niemand, Herr!" erwiderte der Soldat (ein Pole) „seit ich hier aufgestellt bin".

„Niemand? Soeben sah ich einen Mann durch diese Thüre eintreten".

Der Pole schüttelte ungläubig den Kopf.

Ungeduldig zog ich an der Glocke. Nach einigen Minuten wurde die Thüre geöffnet, nachdem, wie ich deutlich vernommen hatte, man nach dem Aufsperren des Schlosses auch noch einen von innen angebrachten Riegel zurückgezogen hatte. Es war der Unteroffizier von der Nachtinspektion, welcher mich einließ.

„Wer ist soeben nach Hause gekommen?" war sogleich meine Frage.

Ich habe Niemandem geöffnet seit neun Uhr, zu welcher Zeit der Führer, welcher der Letzte gewesen ist, nach Hause kam", antwortete der Unteroffizier.

„Hat Jemand einen zweiten Schlüssel zu dem Eingange hier?"

„Niemand; es existiert nur ein Schlüssel, und diesen hat stets der Unteroffizier in Verwahrung, welcher für die Nacht im Dienste ist. Auch wäre ein zweiter Schlüssel vergeblich, seit befohlen ist, daß auch der Nachtriegel vorgeschoben werde. Es soll nämlich . . .

„Ist der Führer in seinem Zimmer?"

„Ich glaube".

„Gut, ich werde mich überzeugen".

Der Unteroffizier schritt vor mir her zum Zimmer des Führers, dessen Thüre er öffnete.

Dieser saß im Hauskittel, mit Pantoffeln angethan, an seinem Arbeitstische, beschäftigt, die Verpflegungsrechnung des Spitals abzuschließen. Er empfing mich mit einiger Verwunderung, aber sonst ohne Verlegenheit, und aus dem ganz frisch beschriebenen Papierbogen, welchen er vor sich liegen hatte, war zu schließen, daß er in der letzten Viertelstunde von seinem Arbeitstische nicht weggekommen sein konnte.

„Welcher Arzt hat heute den Nachtdienst im Spitale?" fragte ich jetzt wieder den Unteroffizier, welcher mir in das Zimmer des Führers gefolgt war.

„Der Unterarzt W."

„Nur dieser?"

„Ja, W. allein. Der Oberarzt, welcher im Spitale wohnt, ist mit Urlaub abwesend".

Letzteres wußte ich.

„Ist der Unterarzt in seinem Zimmer?“

„Nein, er ist in Nr. 8 bei dem Gemeinen S., welcher wohl die heutige Nacht nicht überleben wird. Und zwar ist W. dort bereits seit mehreren Stunden“.

Ich begab mich in das Krankenzimmer Nr. 8 und fand den Unterarzt am Bette des Sterbenden sitzen. Jener erhob sich leise bei meinem Eintritte, und deutete auf den Kranken.

Der Gemeine S. war mir persönlich bekannt, und ich trat nun mit Teilnahme zu dem Bette. S. war ein Mensch ohne jede höhere Bildung, — vor seiner Assentierung zum Militär war er Tagelöhner gewesen. Sein Aussehen im gesunden Zustande war stets das eines derben, kräftigen, durch Strapazen abgehärteten Mannes, und sein Antlitz wies den plumpesten, an die größtmögliche Einfalt seines Trägers mahnenden Zuschnitt auf. Auch hatte er nie mehr als den allereinfachsten Hausverstand gezeigt, und sein Fassungsvermögen offenbarte sich bei jeder Gelegenheit als ungemein schwerfällig.

Jetzt aber hatte sein Gesicht einen edlen, beinahe erhabenen Ausdruck gewonnen; eine seltsame Verklärung lag über seinen Zügen. Bald nach meinem Eintreten öffnete er die Augen und erkannte mich. Er veränderte etwas seine Lage und begann sodann zu sprechen. Seine Worte waren insbesondere an mich gerichtet.

Aber wie erstaunte ich über die Klarheit des Geistes und der Anschauungen, die sich in dem von ihm begonnenen Zwiegespräche enthüllten! Er erkannte die Nähe seiner Auflösung, und sprach über den Tod und die endliche Bestimmung des Menschen auf eine Weise, welche mich zu tiefer Bewunderung hinriß.

Als ich den Kranken bald nachher in seine vorige Apathie zurücksinken sah, äußerte ich gegen W. mein Erstaunen über die seltsame Geisteskräftigung dieses Menschen in seinen letzten Augenblicken.

„Es ist dies keineswegs eine selten vorkommende Erscheinung“, erwiderte der Feldarzt; „ich habe Aehnliches häufig wahrgenommen, wenn der Sterbende sein volles Bewußtsein bis zum letzten Augenblick behielt. Es ist dies der erste Flügelschlag der nach Befreiung ringenden Psyche, und das untrügliche Wahrzeichen, daß die Materie zu unterliegen beginne: Es ist die Vorahnung eines höheren Lichtkreises“.

Ich blieb auf meinem Platze und beobachtete mit aufmerksamem Auge diesen letzten Kampf eines sich abscheidenden Lebens.

Aber noch war dieser nicht geendet. Der Kranke erhob sich wieder, und sein Auge heftete sich forschend auf das meine. So blieb er einige Sekunden, dann deutete er mir an, mich zu ihm herabzubeugen.

Ich setzte mich auf das Bett und ergriff seine Hand.

„Wünschest du etwas?“ fragte ich, mein Ohr seinem Munde nähernd.

Er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit beinahe gebrochener Stimme: „Glauben Sie?“

Ich verstand ihn nicht. Seine Worte zwar hatte ich vernommen, aber ihr Sinn war mir nicht klar. Doch wollte ich die wenigen Kräfte schonen, und ihn zu keiner Wiederholung veranlassen. Darum sann ich einige Augenblicke nach, was er wohl gemeint haben könne.

Er begriff, daß ich ihn nicht verstanden hatte. Da zog er die freie Hand unter der Decke hervor und wies nach Oben.

Jetzt wurde mir die Frage deutlich. Aber sie bestürzte mich. Auf ähnliche Weise und an solcher Stelle war ich noch nie gefragt worden. Auch von mir selbst in ernster, stiller Forschung niemals.

Ich hatte viel gesehen im Leben. Kaum ins Mannesalter getreten, hatte ich doch mancherlei bereits erfahren. Und obgleich (Glied an Glied gefaßt, eines notwendig aus dem andern folgend) meine Erlebnisse derart gewesen sind, daß sie zu einem tieferen Blick ins Innere meiner selbst anregten: so waren sie doch nie gestaltet. Was ich glaubte, — woran ich glaubte, — ich hatte mich noch nie darnach gefragt; ich bezweifelte nicht, was man mich gelehrt, und wenn man das glauben nennt, so glaubte ich. Aber dieser Glaube wurzelte nicht auf einem wohlgepflegten Boden — eine lebendige Ueberzeugungstreue hatte ihn noch nicht gekräftigt. Meine Morgen waren gekommen und hatten mir Tage gebracht; die Tage waren vergangen und meine Abende entschwanden gleich diesen. Sie alle blieben ohne irgend eine erhebende Erinnerung. Im alltäglichen war untergegangen, was meiner Jugend unbestimmtem Sehnen einst viel klarer gewesen war. Ich war ein Geschöpf der Gewohnheit geworden; die Gegenwart hatte sich mir vor die Zukunft gestellt; was die jenseitige Zukunft anbelangt — so bekannte ich, daß es eine solche gebe; aber was sie forderte, was sie von mir verlangte, darnach forschte ich nie. Ich hatte gleichgültig Jahre verrinnen sehen; kamen doch immer neue, — frohe und trübe und wieder frohe, wie sich's nun eben treffen wollte. Nur daß nicht ein Vorwurf auf mir lasten möge, dies allein war meine mehr anerzogene als deutlich ausgesprochene Sorge. So spann sich ein beinahe dreißigjähriges Leben ohne Erhebung, ohne Kräftigung für höhere Zwecke in mir ab. Ich war, — lebte, — hoffte auch; aber, was ich glaubte — noch einmal: dies hatte ich mich noch nie gefragt.

Jetzt stellte diese Frage an mich — ein Sterbender!

„Glauben Sie?“ fragte S. noch einmal, indem er die Bewegung seiner Hand nach Oben wiederholte.

Ich bedeckte mein Gesicht mit meinen Händen. So blieb ich einige Minuten still. Dann gewann ich Kraft für die Worte:

„Und was willst du, daß ich glaube?“

„An Gott — an Christum — an das ewige Leben“.

„Amen!“ sagte ich, und faltete die Hände.

„Und an eine göttliche Vorsehung, die über uns wacht“, fuhr er nach einer Pause fort. „Und so Sie gläubig sind, wird nicht vergebens sein, was an Ihnen gethan wurde“.

Dann sank er zurück und öffnete nicht mehr die Lippen; aber er hatte in einer heiligen Stunde zu mir gesprochen, und er hatte tief in mich geblickt — dieser einfache, sterbende Mensch!

Solche Minuten — Minuten so ernst und schwer, waren noch nie an mir vorübergegangen.

Ich drückte ihm dann das gebrochene Auge zu. — Der Geist hatte gesiegt über die Materie, — die Seele war frei.

Als ich mich gesammelt, kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Aber ich hatte den Anlaß vergessen, der mich ins Spital führte. Vor mir stand jetzt nur die eben erlebte Stunde. Kaum meiner selbst bewußt, befand ich mich in kurzer Zeit vor meinem Wohnhause.

Das Thor öffnete sich; mein Diener hatte mich hier bereits erwartet.

„Sie können heute nicht in Ihrem Zimmer schlafen", redete er mich an. „Vor einer Viertelstunde ist die Decke desselben eingestürzt, und Ihr Feldbett nebst vielem Andern liegt in Trümmern". —

Und so war es auch!

Jetzt erst entsann ich mich wieder meines seltsamen Wegweisers und was des Sterbenden letzte Worte gewesen:

„Und so Sie gläubig sind, wird nicht vergebens sein, was an Ihnen gethan worden".

Es ist nicht vergebens gewesen, was an mir gethan worden ist!

Nachschrift der Redaktion:

Vorliegende, interessante Erzählung hat einer unserer Freunde, Herr Dr. Jos. Klinger, einen ihm von seinem Vater hinterlassenen Manuskripte, betitelt „Erbauungsbuch", entnommen. „Das Buch selbst hat", so schreibt er uns, „mein seliger Vater etwa gegen Ende der 1850er oder zu Anfang der 1860er Jahre zusammengestellt. — Der Verfasser der mitgeteilten Erzählung, Offizier F. W. v. Sibenhuener, ist zweifellos bereits längst gestorben; ich habe übrigens noch vor Einsendung dieser Erzählung einen mir gut bekannten Offizier der hiesigen Garnison ersucht, über die Persönlichkeit des Verfassers durch Kameraden, denen ältere Militär-Schematismen zur Verfügung stehen, Nachforschungen pflegen zu lassen, doch haben diese Nachforschungen zu keinem Resultate geführt".

In einem zweiten Briefe vom 28. März 1893 fügte Herr Dr. K. diesen Erklärungen an, daß ein sogenannter Zufall ihm einen Anhaltspunkt gegeben habe, um bezüglich der Erzählung nähere Nachforschungen zu pflegen. Das endliche Ergebnis derselben habe ein Brief einer Witwe, Frau Julie von Sibenhuener (Prag, Ferdinandgasse, Platteis, III. Stock), den er in Abschrift beilegte, gebildet, der die Richtigkeit dieser Erzählung nach authentischen Quellen bestätigte, und denjenigen, dem das erzählte Ereignis begegnete, als einen Oberlieutenant von Sibenhuener bezeichnete.

In dem Schreiben (vom 27. März 1893) berichtet die Dame unter anderem:

In Erwiderung Ihres geehrten Briefes vom 25. dieses, kann ich in der bewußten Angelegenheit Euer Hochwohlgeboren nur soviel mitteilen, daß ich die Geschichte nicht nur von meinem seligen Mann erzählen hörte, sondern daß sie auch seinem verstorbenen Cousin Major Sibenhuener, der in Teplitz lebte, bekannt war, und eine Verwandte von mir sich noch heute genau erinnert, diese Begebenheit im Jahre 1846 oder 1847 in der Prager Zeitung gelesen zu haben."

Die Begebenheit scheint also früher großes Aufsehen erregt zu haben.

Thomassin.



Schmerzlos.

Vom

Wanderer.



Heut ist ein Tag, recht wie von Thränen schwer;
es hält der Schmerz mal wieder seine Runde.
Er sucht auch dich und mich und jeden, der
nach Tiefen dürstet mit verträumtem Munde.

Sei stark! -- und magst du auch vor Seelenweh
nach fernem Glück die Sehnsuchtblicke lenken;
es hat ein jeder sein Gethsemane;
mußt still und tief dich in dich selbst versenken.

Dann schwindet dir die letzte Erdensucht.
In deiner Brust sind Gestern, Heut und Morgen;
dort blüht dein Glück und zeitigt edle Frucht,
und du bist sicher dort und gottgeborgen.





Der letzte (150.) Psalm.

Von
Franz Evers.

Mächtig, mächtig brausen die Chöre des Lichtes um den kommenden Sohn der Kraft!

Flammen flackern ihm vom heiligen Haupte und beleuchten den Weg der Menschheit.

In seinen Händen hält er die Gnade und die Stärke, zu heilen alles Leiden und alles Weh.

Unter seinen Füßen bebt der Boden, wenn er dahinschreitet, und fruchtbare Fülle entsprießt seinen Schritten.

Mächtige Sänge des Ewigen lehrt der Große euch allen und Lieder des göttlichen Seins — und ihr laßt sie jubelnd ertönen.

Seine Worte sind wie das Klingen der Trompeten und sie predigen die Freiheit.

Seine Worte sind wie Glockenklänge der Zukunft — und sie hallen von Haus zu Haus.

Er ist der größte der sieben Großen, die Weltführer sind in die Heilslabsal des eigenen Sieges.

Er ist der, welcher euch allen giebt, einem jeden das Seine und alles, was ihm zukommt.

Er ist der große Geist der Zukunft: er ist *der Zukünftige*! —

Was ich an Weisheit habe, gehört dem großen Geiste; alles was ich besitze ist sein Eigentum —

Und die Psalmen, die ich hier singe, sind die Lichtposaunen der Zukunft!

Ich singe die Zukunft — und alles, was sie launig gebiert!

Ich singe das Kommende, das aus uns allen geboren wird!

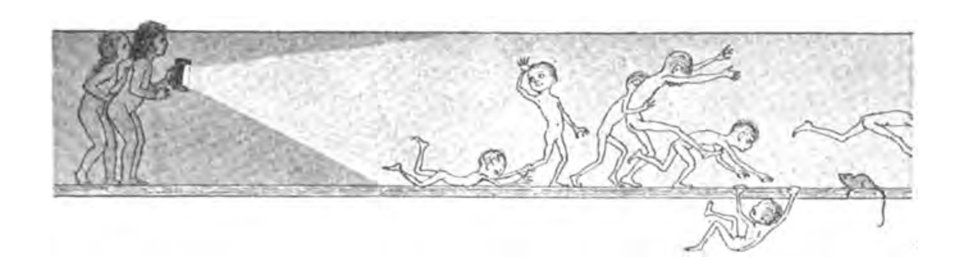
Und ich singe den großen Geist, der da für jeden Bruder sein Reich gründet!

Ich singe das Reich des großen Geistes!

Ich singe den Einzigen: *den Zukünftigen*!

Und ich singe mich selbst, wie ich einen jeden von euch singe, ihr meine Brüder!





Ueber die spiritistischen Phänomene.

Nach eigenen Erfahrungen.

Von

Dr. **Anton Lampa,**

Assistenten für Physik an der Universität in Wien.



Es ist keine Frage, daß die Kenntnis der eigentümlichen Zustände und Erscheinungen, die man unter der Bezeichnung „mystische“ zusammenfassen kann, sehr viel Licht verbreitet über die eigenartige, jenseitige Geistesverfassung, welcher die esoterische Lehre ihre Existenz verdankt. Und da es ebenso feststeht, daß man es vergeblich versuchen würde, durch Fleiß und Studium allein in diese Lehre einzudringen und dies nur jenem möglich wird, der diese eigenartige Geistesverfassung in sich selbst herzustellen vermag, so hatte ich das lebhafteste Interesse, die „mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Ich habe daher den suggestiblen Zustand studiert; als Beobachter, als Medium und als Hypnotiseur; und später aus demselben Grunde den spiritistischen Phänomenen mein Interesse zugewendet.

Bei den Erscheinungen des Hypnotismus hatte ich keine Kollision mit meinem naturwissenschaftlichen Gewissen zu befürchten; anders bei dem Spiritismus. Ich habe nicht das Glück, ganz einem der extremen Lager anzugehören; dies hat wohl in praktischer Hinsicht Nachteile, in theoretischer nur Vorteile. Deshalb mußte ich trachten, meine naturwissenschaftlichen Prinzipien auch auf diesem scheinbar so fremden Boden zur Geltung zu bringen. Ich gestehe es gern, daß meine in dem Aufsatze des Februarheftes niedergelegten Forderungen viel enger waren als mein Glaube; aber damals, als ich den Aufsatz schrieb, (es war Anfang 1892), hatte ich keine eigenen Erfahrungen; meinem Glauben aber konnte und mochte ich keinen Einfluß auf die Gestaltung des Planes, dessen ich mich bei dem Studium der spiritistischen Phänomene bedienen wollte, gestatten.

Ich will heute über meine Erfahrungen kurz Bericht erstatten und zum Schlusse diejenigen aus dem vorgelegten Beobachtungsmaterial sich ergebenden Konsequenzen hervorheben, welche mir für die weitere Forschung in diesem Gebiete wichtig erscheinen.

Ich beziehe mich in dem Folgenden lediglich auf Sitzungen des Zirkels, welcher aus Herrn und Frau Last, Fräulein Käthe Widhofer und mir bestand.[1]) Gelegentlich werde ich auf Phänomene hinzuweisen haben, welche in meiner Gegenwart allein stattfanden. Die Sitzungen, es waren deren über fünfzig, erstreckten sich über einen Zeitraum von drei Monaten (Oktober bis inkl. Dezember 1892).

Zunächst muß ich bemerken, daß zur Zeit, als wir mit unseren Experimenten begannen, niemand von uns spiritistische Phänomene aus eigener Erfahrung kannte; es sei denn, daß die öffentlichen Produktionen der Miß Fay und Miß Abott als solche gelten könnten; ich halte aber alles von beiden Damen Gezeigte für Tricks; insbesondere sind die Vorführungen der Miß Abott ganz gewöhnliche, auf elementaren physikalischen und psychologischen Gesetzen beruhende Kunststücke, wie deren einige schon Sir David Brewster in seinen Briefen über natürliche Magie (an Walter Scott) beschreibt. Diese Dinge kamen daher für mich nicht in Betracht und demgemäß hielt ich es für ersprießlich, den gewöhnlichen Modus des Experimentierens beizubehalten, um nicht durch übereilte Aenderungen des Verfahrens die Entwicklung der Phänomene im Keime zu ersticken.

So saßen wir denn, in einem verdunkelten Zimmer an einem Nähtischchen Kette bildend, gewöhnlich zwei Stunden ohne Unterbrechung, im Ganzen dreizehnmal, ohne den geringsten Erfolg zu erzielen. Wir glaubten wohl oft einen kühlen Hauch, leise Vibrationen des Tischchens und ganz zarte, zirpende Laute in der Tischplatte selbst wahrzunehmen; jedoch beruhten diese Wahrnehmungen teils auf Autosuggestion, teils auf ganz „natürlichen" Ursachen. Ich möchte gleich hier aussprechen, daß die Autosuggestion bei dem Zustandekommen auch der echten Phänomene eine wesentliche Rolle spielt, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird.

Das vergebliche Experimentieren hatte uns schon mißmutig gemacht. Wir begrüßten daher mit Freude eine Einladung, einem Familienzirkel beizuwohnen. Was wir dort zu sehen bekamen, ging über die einfachsten, wohlbekannten Phänomene nicht hinaus: Wippen des Tisches, Beantwortung von Fragen durch dasselbe, Klopftöne in der Tischplatte. Ich war nichtsdestoweniger sehr befriedigt; denn das Quantitative kommt nicht in Betracht, wo es sich bloß um das Qualitative handelt; und daß hier etwas Neuartiges vorlag, mußte ich trotz oder vielmehr wegen der peinlichsten Beobachtung zugestehen.

Noch an demselben Abend machten wir abermals einen Versuch. Diesmal etwas modifiziert. Ich machte nämlich aus einer kreisrunden Planchette durch Einfügung dreier fester Beine ein kleines Tischchen zurecht von ca. 16 cm Durchmesser und 5 cm Höhe. Die Dicke der Platte betrug ungefähr 7 mm. Das Ganze war demnach außerordentlich leicht, mußte also schon verhältnismäßig kleinen Kräften nachgeben. Auf das

[1]) Ich bin von meinen verehrten Mitarbeitern zur Mitteilung der Namen autorisiert.



Tischchen, welches auf einen großen Tisch gestellt wurde, legten diesmal bloß Fräulein Käthe und ich die Hände. Nach einigen Minuten wippte das Tischchen, fuhr herum usw. Bald gelang es auch, ein Gespräch zu führen; doch darüber später. Den Anfang hatten wir also gewonnen. Wie ist nun aber die auffällige Erscheinung zu erklären, daß dies an demselben Tage stattfand, an welchem wir anderswo zu beobachten Gelegenheit hatten? sollte dies der Leichtigkeit des Tischchens allein zuzuschreiben sein? Ich glaube, dies wäre an sich etwas gewagt; aber die Kontinuität der Erklärungsweise, welche sich mir an allen meinen Erfahrungen bewährt hat, giebt mir das Recht, sie auch hier anzuwenden.

Ich weiß nicht, ob Du Prel der Erste war; jedenfalls ist aber in seinen Studien zu den Geheimwissenschaften eine Ansicht ausgesprochen, zu welcher auch eine Beobachtung Liébault's hinführen könnte: daß das Medium gegenüber der beeinflussenden Intelligenz dieselbe Rolle spielt wie der Hypnotisierte gegenüber dem Hypnotiseur. Halten wir uns an diese Auffassung, so giebt sie im Verein mit der Thatsache, daß die Hypnotisierung von Personen, unmittelbar nachdem sie der Ausführung der Hypnose an Anderen zugesehen haben, leichter gelingt, die Erklärung für das seltsame zeitliche Zusammenfallen unseres ersten Erfolges mit der Beobachtung analoger Phänomene.

Daß aber die von Du Prel vertretene Ansicht richtig ist, habe ich, soweit dies möglich ist, deutlich beobachten können. Hierbei leisteten mir die bei meinen hypnotischen Versuchen gewonnenen Erfahrungen treffliche Dienste. Die anfänglich produzierten Bewegungserscheinungen wurden immer durch uns selbst bewerkstelligt; die Innervation der bezüglichen Muskeln ging aber nicht von uns selbst aus. Insofern die Ursache dieser Innervation planmäßig verfuhr, zwangen schon diese einfachen Phänomene, dieselbe als intelligent zu bezeichnen.

Ich habe der konziseren Darstellung wegen die Systematik des gedanklichen Fortschreitens durchbrochen; ich brauche nicht besonders hervorzuheben, daß ich die eben vertretene Anschauung erst dann zur Erklärung herbeizog, als mir die Intelligenz der wirkenden Ursache außer Zweifel stand.

An dieser Stelle will ich an die Bedeutung der Autosuggestion erinnern: gleichwie in unserem Falle die Beobachtung Anderer einen suggestiblen Zustand herbeiführte, ebenso kann dies durch Autosuggestion geschehen, und sogar in noch bedeutenderem Maß; indem die Nerven durch autosuggestive Innervationen präpariert werden, sodaß sie die Fähigkeit erlangen, schon auf sehr schwache Fremdsuggestionen zu reagieren. Dies wirft auch Licht auf einen Fall, den ich einer mündlichen Mitteilung verdanke: Ein Gymnasialprofessor in Wien veranstaltete Séancen, an welchen einige Schüler der obersten Klassen teilnahmen; diese trieben natürlich allerlei Unsinn und riefen Phänomene künstlich hervor; eines schönen Tages wurden aber die künstlichen Phänomene durch echte abgelöst.

Daß Skeptizismus auf das Zustandekommen der spiritistischen Phänomene nachteilig einwirkt, wird durch die vorhergehenden Darlegungen wenigstens teilweise erklärlich: er wirkt als Gegensuggestion und zwar ziemlich energisch, da er gewöhnlich — angeborener oder erworbener — Charakterzug ist. —

Nun waren wir soweit gekommen, daß die Frage: Animismus oder Spiritismus? Antwort heischend an uns herantrat. Nach langem Schwanken und Zögern blieb uns nichts übrig, als uns dafür zu entscheiden, daß nicht wir selbst — in welchem Zustande immer — die Urheber der Phänomene waren. Zu diesem Schlusse wurden wir nicht so sehr durch äußere als durch innere Gründe hingeführt. Wohl bemühte ich mich, die Identität der sich manifestierenden Intelligenzen mit jenen Verstorbenen, als welche sie sich ausgaben, nachzuweisen; aber ein solcher Nachweis ist an und für sich sehr mißlicher und heikler Natur; brauchen wir doch nur zu bedenken, daß vor diesen Intelligenzen das Räderwerk unseres psychischen Organismus ganz offen daliegt und sie demgemäß über uns ganz entschwundene Vorstellungen verfügen können, so daß — die Materialisation vielleicht ausgenommen — der Identitätsbeweis kaum strenge zu führen ist. In unserem Falle scheiterten aber selbst die einfachsten Versuche in dieser Richtung an einer ganz überraschenden, nicht zu brechenden Halsstarrigkeit der Intelligenzen. Zu der Ueberzeugung, daß wir es mit fremden Wesen zu thun hätten, wurden wir, ohne es in so weitgehender Weise zu wünschen, durch sie selbst gezwungen. Die näheren Umstände sind ebenso belanglos, als für eine öffentliche Besprechung nicht geeignet. Ich will mich daher begnügen, anzuführen, daß uns Mitteilungen so närrischer und toller Art zuteil wurden, daß niemand von uns, selbst im abnormsten Zustand, als Autor derselben hätte betrachtet werden können, Mitteilungen, welche die Grenze eines noch so schlechten Spaßes so weit überschritten, daß deren Befolgung die peinlichsten Konsequenzen nach sich gezogen hätte. Diese Beweisführung mag für den Leser allerdings auf sehr schwachen Füßen stehen; für uns aber war sie schlagend.

Daß sich Fälle von Gedankenlesen und Fernsehen ereignet haben, will ich konstatieren, ohne darauf einzugehen, da sie für die vorliegende Frage irrelevant sind.

Es wären nun Phänomene zu besprechen, bei welchen die direkte Mitwirkung des Mediums ausgeschlossen ist und welche gewöhnlich physikalische genannt werden. Wir haben deren nicht allzuviele beobachten können; was wir aber beobachteten, war so erhaben über jeden Zweifel, daß es für mich weitaus beweisender ist, als eine bei einem Berufsmedium selbst unter den peinlichsten Vorsichtsmaßregeln beobachtete Materialisation.

Wir hatten Klopftöne, nicht nur im Experimentiertische selbst, sondern auch in Möbelstücken im Nebenzimmer, welche wir früher bezeichnet hatten. Die Töne waren sehr laut — etwa wie der Knall einer Flaubert-

pistole — und kamen bei vollem Lampenlicht zu Stande. Ich geriet hierbei in einen Zustand von Somnolenz, der wohl noch lange nicht die Bezeichnung „Trance" verdiente; ich scheine also das Medium gewesen zu sein, was mit den Angaben der Intelligenz nicht stimmte.

Ferner beobachteten wir bei einigen Dunkelsitzungen an uns selbst, am Gesicht, an den Händen, an den Kleidern und an Möbelstücken in unserer Nähe Lichtflecke; sie schimmerten in der charakteristischen Farbe des äußersten sichtbaren violetten Endes des Spektrums, welches Helmholtz Lavendelgrau nennt und waren von schwankender Begrenzung; sie bewegten sich innerhalb enger Grenzen sehr langsam hin und her und waren wegen der ausnehmenden Lichtschwäche so schwer zu beobachten, daß ich nicht sicher bin, ob sie nicht vielleicht subjektive Lichterscheinungen des ermüdeten Auges waren. Da ich keine photographische Aufnahme versuchte, diese für eine spätere, deutlichere Entwicklung des Phänomens vorbehaltend, bleibt auch noch die Möglichkeit offen, daß wir es mit einer von der Intelligenz suggerierten Halluzination zu thun hatten. Zu photographischen Aufnahmen kam ich nicht, da wir die Experimente früher, als ursprünglich beabsichtigt war, aus Gründen einstellten, die ich weiter unten erörtern will.

Das interessanteste Phänomen waren wohl die Bewegungserscheinungen, welche das oben beschriebene kleine Tischchen ausführte, ohne daß die Hände der Zirkelteilnehmer auch nur den großen Tisch berührten. Das Phänomen wiederholte sich sehr oft, bald in größerer, bald in geringerer Deutlichkeit, stets aber in völlig unzweifelhafter Weise konstatierbar; es vollzog sich im Dunkeln, aber auch bei vollem Tageslicht; seine Intensität schien vom Lichte unabhängig. Doch hat das Licht gewiß einen Einfluß, der aber von dem der jeweiligen Disposition des Zirkels weitaus übertroffen wird.

Die reinsten und beweisendsten Fälle waren folgende: Bei einer ziemlich langen Sitzung war Fräulein Käthe bloß als Zuschauerin beteiligt; die Ermüdung übermannte sie und sie schlief ein. Um sie nicht zu stören, begaben wir uns zur Besprechung der gemachten Mitteilungen in das Nebenzimmer. Plötzlich fuhren wir auf: Wir hörten das kleine Tischchen lebhaft herumfahren und eilten sofort hinein, in der Meinung, Fräulein Käthe „sitze" allein; wir waren nämlich durch die Intelligenzen selbst auf das eindringlichste gewarnt worden, allein zu „sitzen". Aber nichts dergleichen; Fräulein Käthe saß noch in ihrem Fauteuil in einer anderen Ecke des Zimmers, war aber durch den Lärm des herumfahrenden Tischchens geweckt worden.

Noch frappanter waren für mich die Fälle, welche sich in meiner Gegenwart allein ereigneten. Bei diesen bestand gegenüber den früher erwähnten ein auffallender Unterschied. Die Bewegungserscheinungen, die sich in Gegenwart unseres Zirkels ereigneten, fanden niemals während einer Sitzung statt, sondern stets erst nach Beendigung einer solchen, gleichsam als freiwilliges Geschenk der sich manifestierenden Intelligenz. Der

Zirkel war als solcher schon aufgelöst, wenn das Phänomen eintrat; es machte den Eindruck, als ob die Intelligenz sich des überschüssigen Restes von Kraft entledigen wollte, um frei in ihren angemessenen Zustand zurückzukehren. Nicht so fand es in meiner Gegenwart allein statt. Da ich nicht allein „saß", waren die Verhältnisse ganz anders; und doch kamen diese Phänomene in ebenso klarer Weise zum Ausdruck wie nach unseren Séancen; dazu noch bei hellichtem Tag, ohne daß ich mich mit diesen Dingen auch nur gedanklich beschäftigte. Meine mediume Fähigkeit schien sich also schon bedeutend entwickelt zu haben.

Wie kommen nun die Bewegungserscheinungen zu Stande? Was ihre letzte Ursache ist, darüber sind wir weiter nicht im Zweifel: die sich manifestierenden Intelligenzen. Die Ursache selbst fällt also in das transscendentale Gebiet; nicht aber das Mittel, dessen sich die Intelligenz zur Durchführung bedient. Dieses Mittel, d. i. die unmittelbare Ursache der Bewegung, müssen wir Kraft nennen; denn jede Ursache von Bewegung ist Kraft; die Physik hat zur Definition des Begriffes Kraft keine andere als die angeführte Identität: Kraft = Ursache von Bewegung. Diese Kraft ist aber nicht mehr und nicht weniger transscendental als jede andere physikalisch definierte Kraft, deren Natur auch nur durch ihre phänomenalen Wirkungen bestimmt wird. Auch diese Kraft fällt daher in das Untersuchungsgebiet der Physik und somit hat hier die physikalische Methode Platz zu greifen.

Eine gewichtige Frage taucht hier auf, der ich umsoweniger aus dem Wege gehen will, als sie den Springpunkt der physikalischen Untersuchung ausmacht.

Kann diese Kraft nicht vielleicht außerweltlichen Ursprungs sein, also etwa, um mich Zöllnerischer Terminologie zu bedienen, aus der vierten Dimension herrühren? (Es ist hierbei zu bedenken, daß die vierte Dimension nicht transscendental im Kantischen Sinne ist, obzwar sie unsere mögliche Erfahrung überschreitet.)

Nun, diese Frage scheint mir in qualitativer Hinsicht erledigt. Darüber scheint in der ganzen spiritistischen Litteratur Einigkeit zu herrschen, daß die gebrauchte Kraft, sagen wir richtiger, Energie vom Medium (und dem Zirkel?) geliefert wird.

Die Quelle derselben fließt also jedenfalls in unserer drei-dimensionalen Welt; ob sie aber nur dort zu suchen ist, wo die übereinstimmende Meinung aller Autoren sie hin verlegt, scheint mir nicht so sicher ausgemacht wie der erste Punkt. Ich habe diesbezüglich eine sehr eigentümliche Beobachtung gemacht. Unser Tischchen war einmal ganz besonders lebendig, so daß wir alle frappiert waren. Ich fuhr nun zufällig mit meiner rechten Hand unter das Tischchen und war sehr erstaunt, unter demselben eine bedeutend niedrigere Temperatur, als im Zimmer herrschte, wahrzunehmen. Ich schätze den Unterschied auf 10 Grad Celsius. (Zum Messen kam ich ebensowenig als zum Photographieren.) Aus diesem Temperaturunterschied erklärt sich auch der bei spiritistischen Sitzungen so

oft konstatierte kühle Hauch; wir dürfen demnach nicht glauben, daß die Spirits die Luft direkt in Bewegung versetzen. — Unsere Intelligenz vermerkte aber meine Entdeckung, der ich natürlich sofort weiter nachspüren wollte, sehr übel und verlangte, davon abzulassen.

Wie ist nun diese Temperaturerniedrigung zu erklären? Wohin geriet die der Luft entzogene Wärmemenge? Offenbar wurde sie zum Bewegen des Tischchens verwendet. Sollte aber die Wärme die einzige Energieform sein, welche von Seite der Spirits ausgenützt wird? Dies ist nicht anzunehmen, vielmehr ist es naheliegend, daß die ganze Energie, welche ein Raum, dessen Zentrum das Medium (und der Zirkel) ist, in der Form von Wärme und Energie des Aethers enthält, den Spirits zur Disposition steht. Dies schließt nicht aus, daß auch das Medium (und der Zirkel) Kraftquelle für die Intelligenz sind, obwohl die nach Séancen am Medium beobachtbare Ermüdung nicht notwendig darauf zurückzuführen ist, sondern ebenso wohl durch meine Auffassung Erklärung findet, welche das Medium (und den Zirkel) bloß als die Conditio sine qua non betrachtet, welche es der Intelligenz ermöglicht, über die in dem fraglichen Raume enthaltene Energie zu disponieren. Ebenso entscheidet der Grad der Mediumität bloß über die Ausdehnung dieses Raumes, hiermit aber auch über die Menge der transformierbaren Energie, somit über die mögliche Intensität der Manifestationen.

Die nächste Frage, welche an die Untersuchung herantritt, ist nun die nach der Energieform, in welche die disponible Energie verwandelt wird. Hier heißt es nun: Experimentieren, und abermals experimentieren! Ich bin zu gewissenhaft, um an dieser Stelle meine Privatvermutungen auszusprechen; aber meiner Meinung, daß es keine der uns geläufigen Energieformen zu sein scheint, mag ich wohl Ausdruck geben; nichtsdestoweniger muß man aber zunächst die uns geläufigen Energieformen mit peinlicher Sorgfalt der Untersuchung unterwerfen, ehe man daran denken kann, weiterzugehen. Sollte aber thatsächlich ein solches Weitergehen notwendig werden, dann eröffnet sich der Physik ein ungeahnter Reichtum, dort wo sie ihn gewiß nie vermutet hätte. Aber die Wahrheit ist unabhängig von den Neigungen derer, welche sie suchen.[1])

Die Schlüsse, die ich hier gezogen habe, mögen durch die weitere Forschung eine Modifikation erfahren können; aber mit Sicherheit kann ich den Satz aussprechen: Die Erforschung der spiritistischen Phänomene wird erst dann den Charakter einer wissenschaftlichen annehmen, wenn die Energieform entdeckt ist, welche ihnen zu Grunde liegt. Denn erst diese Entdeckung wird uns die Erkenntnis der Bedingungen, unter welchen diese Phänomene zu Stande kommen, vermitteln und damit den Schlüssel

---

[1]) Die Physik wird dann schon wissen, diese Energieform unabhängig von Spirits herzustellen und dieselbe in ihr ureigenstes Gebiet hinüberzuziehen; den Menschen jedenfalls zu nicht übersehbarem Nutzen!



zu einer wahren experimentellen Metaphysik in die Hand geben.

Hierin steckt nun leider in praktischer Hinsicht etwas von einem Circulus vitiosus. Wir sollen schon jetzt experimentieren, ehe wir noch die Bedingungen kennen! Aber das ist nicht zu ändern, und so müssen wir denn vorderhand den Zufall — und das Wohlwollen der sich manifestierenden Intelligenzen zu unseren mächtigsten Bundesgenossen erküren.

Darauf, daß die Intelligenzen einem zielbewußten Experimentieren wirkliches Wohlwollen entgegenbringen, dürfen wir leider in nicht allzuhohem Maße rechnen. (?) Wir müssen daher nach dem Prinzip „die Menge thut es" verfahren, und der einen diese, der andern jene Konzession abpressen; und zu Konzessionen werden sich immerhin verhältnismäßig viele bereit finden, denn ihr Drang, sich zu manifestieren, scheint ein außerordentlich großer zu sein.

Damit streifen wir nun auch die ethische Seite der Frage. Und da möchte wohl manches Bedenken gegen derartiges Experimentieren sprechen! Auch im Sinne, wenn auch gegen den Trieb der sich manifestierenden Intelligenzen, deren Gros nur die mittelmäßigste Durchschnittsbildung (besonders in esoterischer Hinsicht) besitzt, ist gegen den Spiritismus als Massensport in der entschiedensten Weise Stellung zu nehmen und das spiritistische Experiment als das Privilegium des ernsten Forschers zu reklamieren!

Der Skeptiker wird in meiner Darstellung den Beweis vermissen, daß Betrug ausgeschlossen war, und mir vorwerfen, daß meinem Beobachtungsmaterial jener Grad von Exaktheit abgeht, welcher eine Diskussion über die aus demselben gezogenen Konsequenzen berechtigen würde.

Dieser Meinung gegenüber habe ich zu bemerken, daß ich ihr vollkommen beistimme. Ich gehe in meinen Anforderungen, was Exaktheit anbetrifft, vielleicht weiter als irgend ein Skeptiker gehen kann, da nach meinem Urteil kein Buch der spiritistischen Literatur hinreichende Strenge in Experiment und Beweisführung besitzt, um den Leser direkt, ohne daß er zum eigenen Experiment greifen müßte, die vollständige Ueberzeugung von der Realität der spiritistischen Phänomene zu vermitteln. Dieses aber habe ich mit den vorliegenden Zeilen nicht beabsichtigt und in Berücksichtigung meiner eigenen Forderungen auch gar nicht beabsichtigen können.

Meine Darlegungen haben Beobachtungen zur Grundlage, welche für die Beteiligten den höchsten Grad objektiver Gewißheit besitzen; und diese wird ihnen auch von denjenigen Lesern zugestanden werden, welche eigene Erfahrungen in diesem Gebiete gemacht haben.

Ebensowenig habe ich es notwendig gehabt, mich mit der im Grunde eigentlich ehrenrührigen, aber der Seltsamkeit der Phänomene gegenüber

begreiflichen Betrugshypothese herumzuschlagen; denn unsere Experimente waren pro domo, Vorarbeiten, nichts weiter; und auch dieser Aufsatz ist bloß pro domo im weiteren Sinne geschrieben: er wendet sich nur an die wissenschaftlichen Erforscher der spiritistischen Phänomene, in der Absicht, eine exakte Experimentierkunst anzuregen.

Aber auch diesen meinen Lesern bin ich eine Aufklärung schuldig, warum ich die Experimente abbrach, ehe sie noch das Stadium der Vorarbeit überschritten hatten.

Die Ursache ist rasch dargelegt. Wir experimentierten, ohne ein ausgesprochenes Medium zur Disposition zu haben. Dies wäre allein kein Hindernis gewesen, denn es war unzweideutig zu konstatieren, daß der geringe Grad von Mediumität, der ursprünglich in unserem Zirkel vorhanden war, sich allmählich steigerte. Aber gerade dieser Umstand flößte mir Besorgnis ein und legte mir nahe, mit den Experimenten selbst abzubrechen. Den diesbezüglichen Entschluß faßte ich sofort, als mir ein hochverehrter Freund gelegentlich einer Unterredung Aeußerungen Bastians ihm gegenüber mitteilte, die wohl geeignet waren, die Besorgnisse, welche ich ohnehin empfand, lebhaft zu steigern und mich zu raschem Handeln zu treiben. In der That begannen die Zeichen der Mediumität an mir selbst in unangenehmer Deutlichkeit hervorzutreten. Es kam dahin, daß meine Nachtruhe durch energische Klopflaute gestört wurde; kaum war ich wach, wurde mein psychisches Gleichgewicht durch Geistererscheinungen in der peinlichsten Weise erschüttert — möglicherweise waren es bloß Halluzinationen; aber unangenehm waren sie mir für jeden Fall. Nicht, weil ich mich fürchtete; aber weil ich die sehr klare und sehr quälende Empfindung hatte, daß dies der Weg sei, um meine geistige Individualität vollständig zu verlieren; daß dann auch der physische Verfall über kurz oder lang folgt, ist eine Erfahrung, die uns das Schicksal Covindasamys und in neuerer Zeit das der berühmten Medien gelehrt hat. Diese Konsequenz gehört doch auch nicht zu den trostreichen. Ich will diese quälende Empfindung nicht schildern; ich kann hier auf Guy de Maupassants ebenso meisterhafte wie tragische Novelle Le Horla, in welcher er sich selbst schildert, hinweisen und mich begnügen, zu sagen, daß ich, von diesem Gemütszustande abgesehen, auch eine andere Lebensaufgabe mir vorgezeichnet hatte, — als Medium zu sein.

Wie ich nun diese Einflüsse los wurde? Durch den energischen Willen — und durch Beschäftigung mit ganz abstrakten Dingen, mit mathematisch-physikalischen Themen.

Auch bei Fräulein Käthe machten sich derartige Einflüsse, wenn auch nicht in so bedeutendem Maße wie bei mir, geltend. Um sie zu befreien, hypnotisierte ich sie und erteilte ihr den energischen Befehl, daß sie keiner Suggestion seitens der Spirits zugänglich sei und ebensowenig durch objektive Manifestationen in ihrem Schlafe gestört werden könne. Sie hat seitdem Ruhe gehabt. Ob die Mediumität in vorgeschrittenem

Stadium durch die Hypnose bekämpft werden kann, ist freilich eine andere Frage.[1])

Nach diesen Erfahrungen halte ich mich berechtigt, es als die größte Gewissenlosigkeit, ja, als Verbrechen zu bezeichnen, Jemand zum Medium zu entwickeln. Die Fähigkeit, Medium zu werden, besitzt aber jeder Mensch in größerem oder geringerem Grade; es ist daher auch im Interesse der Menschen der Spiritismus als Massensport auf das Entschiedenste zu verdammen; gegen die Litteratur, welche sich gerade mit der Verbreitung des Spiritismus unter die breite Masse befaßt, wäre, wenn gegen irgend eine, ein Autodafé sehr am Platze.

Auch der Forscher hat kein Recht, irgend Jemand zum Medium zu entwickeln; er muß sich daher darauf beschränken, mit jenen abnormen Naturen zu experimentieren, welche mit einer hochgradigen mediumen Disposition geboren werden. Sollte sich mir einmal eine derartige Gelegenheit bieten, dann werde ich die begonnenen Experimente fortsetzen; und nicht früher. Die vorstehenden Zeilen aber wenden sich an jene, welche eine derartige Gelegenheit haben; ich hielt es für meine Pflicht, was ich hatte, rückhaltlos denen zu überliefern, welche sofort einen Nutzen daraus ziehen können.

Wien, im April 1893.

Nachschrift der Redaktion.

Wir haben diesen Ausführungen und Anregungen gerne Raum gegeben, da einzelne derselben uns in gewisser Hinsicht sympathisch sein müssen und da wir hoffen, daß viele unserer Leser daraus Belehrungen für sich ziehen können sowie auch mit Interesse die Anschauungen eines Gelehrten, der im Triebe nach exakter Forschung die ersten Stadien des Spiritismus durchlaufen hat, verfolgen werden. Den „wissenschaftlichen Erforschern der Phänomene" erteilen wir zur Antwort, dem Wunsche desselben entsprechend, soweit es uns möglich ist, gerne das Wort.

Daß wir selbst, — wohl ebensowenig auch ein großer Teil unserer Leser, — nicht mit allen Behauptungen des Dr. Campa übereinstimmen, ist selbstverständlich. Das Urteil z. B., das er über die spiritistische Litteratur im Allgemeinen fällt, kann doch wohl keinem Kenner der besseren Werke derselben gerechtfertigt erscheinen. Wenn wir auch für einen Teil derselben ein Autodafé sehr geeignet halten, so glauben wir doch in anderer Hinsicht, daß man in Werken wie Aksakow's „Animismus und Spiritismus" reiche Belehrung und viel Stoff zum Nachdenken finden kann. Wir sind ferner

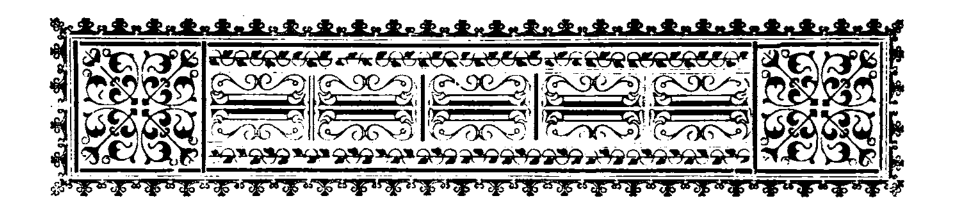
[1]) Wohl eine der interessantesten Arten der hypnotischen Suggestion. Auch Dr. du Prel hat, wie er uns sagte, bereits den Rat erteilt, hypnotische Suggestion gegen die schädlichen Folgen des Mediumismus, z. B. den unüberwindlichen Drang zu automatischem Schreiben, der sich einstellen kann und einstellte (!), anzuwenden.
(Die Redaktion.)



der Ansicht, daß ein Vertiefen in die bessere spiritualistische Litteratur den Weg zeigen wird, auf dem man vorerst noch zu wandeln hat, ehe man die Höhe der Wahrheitserkenntnis erreichen kann, die für uns bestimmt zu sein scheint. Der höhere Spiritualismus hat die esoterischen Forscher aller Zeiten angezogen und wird auch in unserer Zeit, wenn mehr hervortretend und mit freierem Auge beobachtet, Anhänger in der Geisteselite finden, in einer Zahl, welche vielleicht alle Erwartungen übertrifft. Dies aber wird zugleich einen Triumph der wahren Theosophie bedeuten, welche in ihrem Wesen nichts hat, das den Denker abstoßen könnte, ihm im Gegenteile Vieles bietet, welches ihn anzuziehen geeignet ist.

Dr. Lampa hat, wie aus seinem Berichte hervorgeht, bisher nur die niedrigsten Phänomene des Spiritismus kennen gelernt, hat seine Experimente „ohne ausgesprochenes Medium" begonnen. Daß er sich deshalb durch dieselben enttäuscht fühlte, wird ihm Niemand verdenken, der eine ähnliche Schule durchgemacht hat. Die Erscheinungen und Gefahren, welche sich bei allmählicher Ausbildung der fluidisch-mediumistischen Kraft in ihm ergaben, müssen gleichfalls als schwerwiegende Gründe zu einer entschiedenen Abneigung gegen den Mediumismus erscheinen. Wir sind aber deshalb umsomehr darüber erfreut, daß der Gelehrte nicht, wie es wohl manche seiner weniger bedächtig vorgehenden Kollegen gethan haben würden, auf weitere Forschung verzichtet hat, sondern bereit ist, mit höher natürlich entwickelten Medien dieselbe fortzusetzen. Die Freunde der Klopfgeister mögen sich die Lehren, die er ihnen giebt, zu Herzen nehmen, alle diejenigen, welche bisher spiritistischen Sport trieben und die höheren Ziele des Spiritualismus ignorierten. Wir können vollkommen begreifen, daß Verstandesmenschen sich eine höhere Lebensaufgabe gestellt haben, als spiritistische Sportmedien zu sein, wünschen aber, daß dagegen die Phänomene der höheren inneren Entwicklung ihnen allen baldigst in ihrem vollen Beachtungswerte erscheinen werden. **Thomassin.**





Paul Heyses Pessimismus.

Von

Ludwig Deinhard.

Es dürfte wohl manchem Leser dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein, wenn unter den zahlreichen novellistischen Beiträgen, welche neuerdings darin den tieferen Gedankengang theosophischer und philosophischer Abhandlungen zu unterbrechen pflegen, auch einmal der Name jenes älteren Meisters der deutschen Novellistik, Dr. Paul Heyse, zu finden wäre. Die Haltung dieses hervorragenden Dichters gegenüber den Phänomenen des Okkultismus scheint aber bis auf den heutigen Tag eine durchaus skeptische zu sein. Wenn er auch einräumt, daß „jene rätselhaften Erscheinungen, die auf der helldunkeln Grenze zwischen Seelen- und Nerven-Leben stehen, selbst von der hochmütigsten Wissenschaft nicht länger mit Schweigen und Achselzucken abzufertigen sind“ — wie er sich in einer „In der Geisterstunde“ betitelten, in der „Deutschen Rundschau“ (Dezemberheft 1892) erschienenen Novelle ausdrückt — so gehört er doch sicher zu jenen skeptischen Naturen, für welche die Gelehrten der Sphinx keine Kompetenz besitzen und die in allen jenen wichtigen Problemen des Okkultismus lieber eine Entscheidung von Seiten der orthodoxen Wissenschaft abwarten, wenn diese auch noch so lange auf sich warten läßt, als durch eigenes Forschen einen selbständigen Schritt in der Richtung der Wahrheit vorwärts thun.

Jene oben angeführte Heyse'sche Novelle: „In der Geisterstunde“ enthält nun in der bekannten meisterhaften Darstellung unseres Dichters eine Spukgeschichte, der wohl etwas Wahres zu Grunde liegen mag, die aber einen für Heyse so ganz charakteristischen Verlauf nimmt, daß sie in der Hauptsache doch seiner Phantasie entsprungen sein wird. Das in der Heyse'schen Novelle vorkommende Gespenst unterhält sich nämlich längere Zeit hindurch ganz gemütlich mit einem früheren Verehrer während seines Erdenwallens, und wandelt dann mit demselben nach dem Kirchhofe zurück, wo sein irdischer Leib begraben liegt, — eine stark romantisch gefärbte, an die „Braut von Korinth“ erinnernde Auffassung des Gespensterwesens, aus der hervorgeht, daß Heyse in die „Sphinx“ wohl

nicht oft einen Blick geworfen haben dürfte. In dieser Novelle geht überdies jener, mit dem ganzen Reichtum der Heyse'schen Phantasie ausgeschmückten Gespenster-Geschichte eine durchaus den Eindruck der Wahrheit hervorrufende Erzählung eines Falles von Telepathie vorher, so daß der Leser dadurch leicht verführt werden kann, auch das Phantom für eine objektiv-wirkliche Erscheinung zu halten, während es — wenigstens nach meiner Erfahrung — vielmehr als eine durch Autosuggestion hervorgerufene Hallucination aufgefaßt werden muß. Meiner Ansicht nach stiften solche okkultistische Novellen, die den Leser verführen, das Erzählte für ein nicht bloß subjektives, sondern auch objektives Erlebnis zu nehmen, obwohl es den Boden der Wirklichkeit vollkommen verläßt, im Kopf des Lesers, der über diese dunkeln Fragen sich doch Klarheit verschaffen möchte, nur Verwirrung an. Ein Novellendichter bekundet zwar sein eigenes tiefes Interesse an diesen Problemen, wenn er sie künstlerisch behandelt, allein er entgeht dann auch nicht der Verpflichtung, sich zuvor wissenschaftlich mit denselben auseinander zu setzen; d. h. in Goethe'schen Worten: er muß der Dichtung Schleier empfangen haben aus der Hand der **Wahrheit**.

Wir wollen nun im Folgenden die Welt- und Lebens-Anschauung Heyse's kennen lernen, wie sie uns aus seinem jüngsten großen Roman „Merlin" entgegentritt. Die Hauptfigur dieser dreibändigen Erzählung ist ein junger dramatischer Dichter, welcher im Ringen mit widrigen Schicksals-Mächten nach und nach unterliegt. Alles, was Heyse hier an treffenden Bemerkungen über die zeitgenössische Geschmacksrichtung in unserer deutschen dramatischen Litteratur und bildenden Kunst einstreut, gehört sicher zum Beherzigenswertesten, was überhaupt zu diesem Thema in jüngster Zeit geschrieben worden sein mag. Daß er dabei nicht müde wird, den rohen Naturalismus, der sich jetzt breit macht, auf's schärffste zu geißeln, brauche ich kaum anzudeuten; und es wäre nur zu wünschen, daß unsere dem Impressionismus huldigenden modernen Dramatiker und Freilicht-Maler Heyse's Anschauungen über die Aufgabe der **wahren Kunst** zu bedenken, sich herbeiließen.

So die folgende Stelle:

„**Wenn ich das Volk ins Theater strömen sehe**, nach einem harten Werkeltag dort ein Paar Stunden stiller Feierwonnen zu genießen, und denke dann, daß man ihm als Abbild des Lebens nur das klägliche Elend seiner eigenen Unbedeutendheit vorspiegelt, so kann ich mir nicht helfen, ich finde die guten Leute schmählich um ihr Eintrittsgeld betrogen. Sie fühlen es auch selbst; aber sie haben sich von schnöden Spekulanten, die nichts Besseres zu produzieren wissen, so oft vorschwatzen lassen, dies sei das Eine, was Not thue, und alle Schöpfungen eines erlauchten Geistes eine schönfärberische Spiegelfechterei, daß sie ihr Ungenügen, ihren Mißmut nicht wagen laut werden zu lassen, und zumal wenn sie haarsträubenden Scenen beigewohnt — und sich vom Widerwärtigsten haben verblüffen lassen, sind sie ganz zufrieden mit der neuen Kunst und ersticken die schüchterne Sehnsucht nach dem, was ihre Väter geliebt und bewundert haben, und verlassen das Theater nicht viel anders, wie etwa den Platz, wo eben an einem armen Sünder die Exekution vollzogen worden ist. Aber man mag das Ideal, das Heimweh nach dem Schönen und Großen, mit der Mistgabel des Naturalismus noch so hitzig austreiben, es kehrt immer wieder zurück".

Doch nicht in diesen und ähnlichen Aeußerungen suche ich die Bedeutung des Romans, so sehr auch diese die meisten Leser mit wahrer Befriedigung erfüllen mögen. Wir begegnen in demselben einem Freund jenes Dichters, der unser Interesse eigentlich noch mehr erweckt, als dieser selbst, einem vielgereisten deutschen Arzte, welcher lange Zeit in Indien zugebracht, und dann die Stelle eines Fabrikarztes auf einem kleinen deutschen Dorf übernommen hat. Ehe er sich dem ärztlichen Stande widmete, studierte er Theologie. Wer aber nun freilich vermutet, daß dieser ehemalige Theologe aus Indien die Begeisterung für die Lehre Buddhas mitgebracht und daß hier Heyse die Gelegenheit ergriffen habe, die „Leuchte Asiens" uns vorzuhalten, der täuscht sich.

Dieser Arzt wird uns als ein edler Menschenfreund geschildert, der sich berufen fühlt, seinen Fabrikarbeitern sonntägliche Predigten im Freien zu halten. Wir wollen einer solchen Andacht beiwohnen:

Der Redner spricht zunächst von Denjenigen, die gegen ihren Schmerz ein Heilmittel gefunden haben in einem Glauben, der im Leben und Sterben ihnen Kraft einhaucht, und fährt dann fort:

„Wohl ihnen, die so geartet sind! Sie sind durch ihr stilles Dulden, ihr fröhliches Verzichten für immer dem Kampf entrückt, den wir Anderen täglich und stündlich zu kämpfen haben. Sie beschwichtigen die Angst ihrer Einsamkeit, die auch sie zuweilen befällt, mit dunkeln Sprüchen, wie Kinder, die im Finstern sitzen, zu singen anfangen, um ihr Grauen zu überwinden. Sie wenden die Augen geflissentlich ab von den tiefen schauerlichen Abgründen, die jeder Tag vor ihnen enthüllt, und heften den Blick beharrlich in ein goldenes Zauberland, das sie jenseits der irdischen Wolken zu sehen glauben".

„Doch wenn ihr Glaube Recht hätte, wenn es einen Weltgeist gäbe, der mit Vaterliebe alle Geschöpfe am Herzen trüge, wäre es dann zu fassen, daß er Einigen von ihnen die selige Blindheit über die tiefen Abgründe gewährt, Anderen sie versagt hat? Daß er diese Anderen mit Augen ausgestattet, die sich nicht selbstgenügsam wegwenden können von dem Leide der Kreaturen, denen das Herz blutet bei dem Jammer und Elend zahlloser Mitgeschöpfe, denen die Verheißung der ungetrübtesten Himmelswonne keinen Trost zu bieten vermag für das grauenhafte Schauspiel der beseelten Natur, in welchem der Schwächere stets das Opfer des Stärkeren wird? Wahrlich, die Qualen eines einzigen armen Pferdes, das unter der Geißel seines rohen Treibers zusammenbricht, nachdem Hornissenschwärme sich am schwülen Tag in seine eiternden Wunden eingenistet, sind ein himmelschreiendes Zeugnis gegen das Dasein einer allgerechten, allgütigen Allmacht. Wenn es ein Wesen gäbe, vor dessen Allwissenheit kein Haar von unserm Haupt, kein Sperling vom Dache fiele, so wäre dies höchste Wesen das allerunseligste in der Welt, falls sein Herz vom Pulsschlage des Gefühls bewegt würde, das wir Mitleiden und Liebe nennen!"

„Und doch, meine Freunde — ist es zu denken, daß diese unermeßliche Welt, deren geringste und höchste Gebilde vom seelenlosen Stein bis zum Gehirn des weisesten Menschen, vom Wassertropfen bis zum leuchtenden Gestirn Plan und Ordnung zeigen und nach unwandelbaren Gesetzen entstehen und vergehen, nur einem blinden Zufall ihr Dasein verdanke? Daß kein Alles durchdringender und regierender Geist in der ungeheuren Masse sich rege, kein letzter und höchster Zweck die Natur zu ihrem Schaffen treibe, in welchem wir überall die wundersamste Zweckmäßigkeit erkennen? Wohl, ein Geist, so erhaben über der Enge des unsern, daß wir sein Wesen und Weben nur schauernd ahnen können. Aber auch eine Seele? ein Herz in der Natur, verwandt, wenn auch unendlich überlegen, dem unsern?"

Dies ist Geheimnis, uns ewig verhüllt. Wir zerren an der Decke, die es uns verbirgt, und können sie nicht lüften. Glückliche Träumer, blind gegen die harten, grausamen Widersprüche der täglichen Erfahrung glauben an dieses Herz, weil sie es nicht ertragen können, ihre Liebe zum ewig Unerforschlichen unerwidert zu finden. Auch wir — nicht wahr, meine Freunde? — als wir jung waren und gern die Träume glaubten, die man uns erzählt hatte, auch wir haben dies vermeinte Herz angerufen. Aber da keine Antwort kam, sind wir aufgewacht und haben uns männlich darein gefunden, von Weltgesetzen keine Liebe, von Uebermenschlichem kein menschliches Erbarmen zu erwarten, sondern uns zu beugen unter das eherne Joch der Notwendigkeit".

„Uns Alle drückt dies Joch. Nicht nur, weil es unsern eigenen Nacken wund reibt, sondern mehr noch, weil wir so viele unserer schwächeren Brüder von seiner Last geknickt und zermalmt sehen. Wenn ein Herz in der Natur wäre, die so unerbittliche Gesetze gab, müßten wir uns nicht mit Haß und Abscheu von diesem grausamen Herzen abwenden? Wer aber wird sich empören gegen den Weltgeist, der nach ehernen Gesetzen auch unsere fühlende Menschenbrust aus zarteren Stoffen hervorgehen ließ und es ihr nicht ersparen konnte, zu lieben und zu leiden?"

„Und diese Liebe, dieses Leid, so hülflos sie sich fühlen, wenn sie zuerst ihrer Einsamkeit mitten unter tausend feindlichen Mächten sich bewußt werden — ein Trost, ein Schutz, eine Rettung ist ihnen zugeteilt, daran sie in all ihrer Armut die Fülle habe. Auch zu uns, meine Freunde, hat ein Erlöser sich gesellt, aber nicht aus Himmelshöhen herabgestiegen, in stellvertretender Gnade unsere Not und Sünde auf sich zu nehmen: unser Erlöser lebt in unserer eigenen Brust; wir können ihn mit vielen Namen nennen; ich nannte ihn, sobald ich seiner inne wurde und seine stählende, beschwichtigende und begeisternde Macht an meinem einsamen Herzen erfuhr, den guten Willen".

Wir können uns den Schluß dieser Bergpredigt, die wir zum größten Teil wörtlich wiedergegeben aus dem einfachen Grunde, weil sie offenbar Heyse's eigenes Glaubensbekenntnis bedeutet, wohl ersparen. Er dreht sich lediglich um diesen guten Willen in unserm Innern als Stütze und Anker in aller Lebensnot. Eine ganze Flut von Fragen wird sich uns aber inzwischen aufgedrängt haben: Hat nicht Heyse im Eifer über dieser wohl abgerundeten Darstellung seiner eigenen Weltanschauung ganz vergessen, daß hier eigentlich eine Sonntagspredigt vor einem Auditorium von lauter Fabrikarbeitern gehalten werden sollte? Geht denn diese Auseinandersetzung nicht weit über den geistigen Horizont von Handarbeitern hinaus? Und dann: Wenn sie dieselbe auch begreifen können, gewährt sie ihnen denn irgend einigen Trost, eine Erhebung? Hätte dieser Redner nicht besser daran gethan, sich jenen großen Bergprediger zum Muster zu nehmen und über das Thema: „Selig sind, die geistig arm sind, denn sie sind in ihrem Himmelreich". „Selig sind, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden", zu sprechen?

Und endlich, möchte man nicht diesen Redner fragen, „Ist denn Ihr langjähriger Aufenthalt in Indien spurlos an Ihrer traurigen Weltanschauung des empirischen Pessimismus vorübergegangen, haben Sie dort niemals Etwas von der Karma-Lehre, von der Kausalität auf allen Daseins-Ebenen gehört.

Wir wollen, um hier kurz zu sein, die Sphinxleser nur an die Hübbe-Schleiden'schen Ausführungen in dessen Aufsatz: Glückseligkeit, empirischer, ethischer und religiöser Optimismus (Sphinx, Sept. 1892) erinnern:

„Wahrlich" — heißt es dort, und das möchten wir Heyse's Weltanschauung, wie er sie uns hier aufgerollt hat, entgegenhalten.

„Wahrlich, wer sein individuelles Leben auf sein gegenwärtiges Leben beschränkt wähnt, ohne bewußtes Vordasein, und ohne bewußtes Wiederleben seiner Individualität nach dem Ausleben seiner jetzigen Persönlichkeit, der muß, wenn er nachdenkt und nicht leichtsinnig dahinlebt, Pessimist sein, und er muß es bleiben, bis er jene Rätsellösung in der Erkenntnis der Wiederverkörperung findet".

Doch hören wir nun auch noch den Dichter Heyse, nachdem wir den Denker kennen gelernt. Im 3. Bande des „Merlin" finden wir das folgende warm und tief empfundene Sonett:

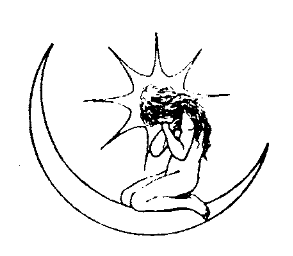
„Kannst Du den Fortschritt dieser Zeit nicht spüren,
Nicht sehn, wie segensreiche Geisteskraft
Das Weltleid mindert samariterhaft,
Daß nicht so Viele hungern mehr und frieren?

Der Schwache wird geschützt vor Ungebühren,
Dem Greis, dem Siechen ein Asyl geschafft.
Wer weigert uns hinfort die Meisterschaft
Der schwersten Kunst, das Leben klug zu führen?

O Gut! O Schön! Doch diese wohlgenährte
Zufried'ne Menschheit, wärm und gutgekleidet,
Just daß sie Nichts bedarf, ist, was mich härmt.

Ich wollte, daß sie brünstig noch begehrte
Nach einer Speise, die die Seele weidet,
Nach einer Flamme, die den Geist erwärmt".

In diesen Wunsch werden auch wir gerne einstimmen. Warum aber Heyse den Held dieses Romans, der doch seine eigene Kunst- und Lebensauffassung vertritt, zum Schlusse körperlich und geistig elend zu Grunde gehen läßt, bleibt vollständig unerfindlich. Heyse will doch durch seinen „Merlin" der wahren Kunst zum Sieg verhelfen. Warum muß denn deren Apostel ein so trauriges Ende finden? Offenbar verlangte der Pessimismus des Verfassers einen solch' traurigen, unbefriedigenden Abschluß. Der Leser aber legt den Roman mit der Empfindung aus der Hand, daß der Verfasser gerade das Gegenteil von dem bewiesen hat, was er eigentlich beweisen wollte, nämlich, daß die hier vertretene Kunst- und Lebensauffassung die einzig wahre und lebensfähige ist.





Die Begnadigten.

Von
Maria Janitschek.

Der Wind war eingeschlummert an der Brust
des blauen Meeres. Ferne Sterne zogen
nachtwandelnd durch den stillen Himmel hin,
und träumend lag ein überirdisch Licht
auf Höh'n und Thälern.

Jene Stunde wars,
wo Sonn' und Mond dem Angesicht der Menschheit
für eine Spanne Zeit entschwinden, wo
ein kühler Schauer durch die Wesen schleicht,
das Heute stirbt, und fremden Gangs, verschleiert,
der neue Tag einherkommt.

Durch die Wiesen,
die schlafenden, ging leichten Schritts der Tod.
Er kam von weitem her. Sein weißer Mantel
trug Staub der Sahara an seinem Saum,
und Tropfen Bluts, die hoch im Norden eine
Brunhild um ihren Heldenkönig weinte.

Ein morsch Gemäuer, das am Wege stand,
zog seinen Blick auf sich, still trat er ein.
Am Boden lag, von Wunden überdeckt,
ein elend Tier, ein Esel, dessen Schwären
gefräßig wühlendes Gewürm zerstach.

Und plötzlich hatten sich die zwei erkannt. —

In Rom, am lärmerfüllten Strand des Tiber,
wo Mietskasernen aus dem Boden wuchsen,
den Tod mit reicher Ernte winkend, daß er
gar häufig jene Gegenden besuchte,
dort schleppte ehmals unter Peitschenhieben,
vor Hunger matt, der Esel seine Lasten.

Der Tod berührte sanft die Kreatur,
die ihre Augen stumm zu ihm erhob
wie flehend um Erlösung.

Langsam zog er
von hinnen, weiter, weiter durch das Grau,
die freigeword'ne Seele jenes Tieres
in seines Mantels Falten liebvoll bergend.

Er kam an einem stillen Haus vorbei,
die drinnen wohnten, liefen in die Ferne,
das Glück zu suchen. Alle Habe trugen
sie mit sich fort, nur dort am niedern Fenster
den Nelkenstock, den hatten sie vergessen.

Die rote Blume schmachtete vor Durst.
In ihrer leisen, menschenfremden Sprache,
das sterbensmatte Haupt noch einmal hebend,
bat sie den stillen Wandrer um: Erlösung.

Er drückte seine Lippen auf die Blume.

Im Osten regte sich ein schwaches Licht
und sah dem Tod ins Antlitz, und entfloh,
um zu erzählen, was es da gelesen. —

Und weiter, weiter zog er schweigend hin,
die zweite Seele zärtlich mit der ersten
verbergend in des weißen Mantels Falten.

Er kam ans Meer. Auf eines Schiffes Trümmern
die fern her, wo Gewitter grollten, schwammen,
hing halb erstarrt ein Kind.

Der Tod sah gütig
auf das Verwaiste nieder. Da umschlangen
die kleinen Hände furchtlos seine Schultern.
Er drückte seine Wange auf die Wänglein
des Knaben, und zog weiter.

Und er barg
die dritte Seele froh in seinem Mantel.

Er ging mit leichten Schritten an der Küste.
Der Wind erwachte, leise Töne zogen
von Nord nach Ost. Das Meer begann zu singen,
und aufgewachte Blumen hauchten drein
mit leisen Stimmen.

Und mit einem Male
stand groß und hell die Morgensonne da,
und aus dem Licht sah Gottes Angesicht.

Der Tod erschrak. Er zog den weißen Mantel
mit hast'gem Griff zusammen.

Doch der Herr
erkannte seines Dieners That.

„Was birgst Du,
so ängstlich, Tod, vor mir?"

Und jener drauf:
„Herr, laß mir, was ich liebend mir gewonnen.
Drei Seelen sinds, sie haben mich gerufen,
mich, Herr, gerufen! Bergen will ich sie,
damit der neue Tag sie nicht entdeckt
und wieder weinen lehrt. O laß sie schlafen
in meines Mantels Saum; drei kleine Seelen,
was sind sie dir, Allmächtiger?"

„Drei Seelen —
drei Welten, Tod! Doch weil Du also flehst,
sie seien dein, ich schaff mir neue".

Brausend
zum Himmel bäumte sich das goldne Meer,
auf das die Sonne sah.

Glückselig lächelnd,
Gerettetes in seinem Mantel bergend,
ging seinen Weg der Tod.

Und alle, die
an diesem Tage starben, — lächelten . . . .



Durch Leid zur Seligkeit.

Von

Thomassin.



Jedwedes Wesen muß durch Schmerz und Qual
geläutert werden zur Vergeistigung.
Drum klage nicht und wünsche nicht den Tod
dir als Befreier aus der irdischen Trübsal.
Was du in einem Leben nicht erduldet,
in einem andern mußt du es erleiden,
um zu der geist'gen Ruhe einzugehn.





Wert und Verwertung der Träume.

Von

Margarethe Halm.

✻

Es wird wohl kaum einen Menschen geben, der nichts von der Bedeutung der Träume gelesen oder gehört hätte. Die Bibel ist voll prophetischer Träume. Die Weltgeschichte hat einige für alle Zeiten aufgezeichnet. Unzählige Traditionen von vorhersagenden, warnenden, strafenden, oder zur That anspornenden Träumen gehen von Mund zu Mund, von Familie zu Familie. In der verschiedensten Weise sucht sich die wissenschaftliche Forschung mit dem Phänomen des Traumes abzufinden, und so albern die Phrase des Materialisten klingt, der alles, was Traum ist, von der Verdauung, von der Lage des Schlafenden, von der Temperatur, in welcher er sich befindet, höchstens auch von der Erinnerung an Erlebtes oder Gelesenes abhängig macht, so ist doch auch mancher Materialist ehrlich und genial genug, einzugestehen, daß die Natur des Traumes lange noch nicht aufgeklärt ist. Hier fällt mir eine Broschüre von Dr. Binz ein, die mir vor langer Zeit schon in die Hände kam und auch leider wieder abhanden gekommen ist, in welcher die Wirkung gewisser Medikamente auf die Art der Träume betont wurde. Haschisch macht sinnlich schöne, entzückende Träume, Atropin düstere, furchtbare, grauenhafte, Aether ideale, geistige, der irdischen Schwere entrückende Träume.

In großes Staunen hat mich seinerzeit der Umstand versetzt, daß mir bisweilen die Begegnung mit einer oder der anderen, mir bisher unbekannten Person Traumerscheinungen verursachte, wie sie Binz der Wirkung jener oben genannten Mittel als Thatsache zuschreibt.

Es ist nicht meine Aufgabe, mich über Grund und Ursache der Träume weiter auszulassen; ich will nur darauf hinweisen, daß dem Traume auch ein höheres Moment innewohnt, wie es von denkenden und verinnerlichten Menschen seit jeher erfahren und anerkannt worden ist.

Schopenhauer sagt, daß jeder Traum fatidik sei (die Zukunft voraussage), nur hätten wir weder Zeit noch Uebersicht genug, auch nicht immer die Gelegenheit, uns davon zu überzeugen.

Daß aber die Träume vor Mitternacht sicher fatidik seien, möchte selbst ich, der Anwalt des Traumes, bezweifeln, namentlich bei solchen, die spät zu Nacht essen oder trinken; denn da mag allerdings der Prozeß der Verdauung manchen plumpen Griff in unser Traumvermögen wagen. Die Morgenträume aber, die Träume nach Mitternacht, sind bei mir wenigstens, immer seherhaft oder zum mindesten von einer symbolhaften Wahrheit und oft poetisch schön.

Ich bin überzeugt, daß alle meine Morgenträume etwas berühren, was wirklich ist, wenn ich auch nicht alles Geträumte genau enträtseln kann. Bisweilen jedoch sind meine Morgenträume von einer Klarheit und Vorhersagung, die Ehrfurcht gebietend ist.

So einmal vor Jahren in Graz. Wir hatten damals ein junges Mädchen zur Köchin, die geschickt und willig, aber nie vollkommen aufrichtig war. Dabei war sie sehr lebhaft, zerstreut und überstürzt. Ich hatte daher oft Sorge wegen gewissenhafter Zubereitung der Speisen und konnte nicht genug Acht geben, damit ja nichts Unstatthaftes oder gar Schädliches in der Küche vorkomme.

Eines Morgens vor dem Erwachen träumt mir, daß wir alle beim Frühstückstisch sitzen, Väterchen, ich, meine Tochter und mein heißgeliebter, später verstorbener Sohn Andi. Väterchen trinkt aus seiner Tasse Kaffee; plötzlich verfinstert sich sein Gesicht, er setzt ab, steht auf, tritt zu mir hin und hält mir vor die Augen die leere Tasse, in der am Boden eine kurze, dicke Nähnadel lag. „Sieh, das hätte ich nun mittrinken können!" sagte er vorwurfsvoll.

Ich erwachte vor Schrecken und eilte mich anzukleiden, um die Köchin heute ganz besonders beim Frühstückkochen zu überwachen. Als das Frühstück aufgetragen war, erzählte — ich meinen Traum und bat die Familie, recht acht zu geben — es sei ganz gewiß etwas los!

Ich wurde aber tüchtig ausgelacht, als das Frühstück ohne jeden Zwischenfall vorüber war. Ich war selbst beinahe an meinem Traumvermögen irre geworden, da auch das Mittagessen ohne Nadelfund vorübergegangen war, als plötzlich die junge Köchin mit hochrotem Gesicht hereinstürzte, den Teller mit Griesschmarrn, von dem auch wir gegessen hatten, in der Hand, und ruft: „Gott sei Dank, es ist auf mich gekommen!" Die Angst, die ich gehabt habe, daß es in's Zimmer kommt". „Was denn?" fragten wir alle gespannt.

„Na, da, die Gabel —" und das Mädchen zeigte auf ein dünnes, spitzes Stückchen Eisen, das zwischen den losen Grieskügelchen lag. „Ich hab' mit der alten Küchengabel die Grieskrusten von der Pfanne gelöst, da ist dabei der Zahn abgebrochen".

Wir sahen einander alle an — der Gabelzahn hatte just die Form einer dicken, kurzen Nähnadel . . .

Mag man nun diese Begebenheit geringfügig und unbedeutend finden — als wissenschaftliche Thatsache ist alles von gleicher Wichtigkeit, das Kleine wie das Große.

An dem Morgen, da mein heißgeliebter Sohn Andi aus Lemberg auf Urlaub unerwartet nach Graz kam, träumte mir, er wäre noch klein und mir verloren gegangen. In unsäglichem Jammer kniete ich auf einem frisch zugeworfenen Grabe in der weichen Erde und schluchzte in namenlosem Schmerze um mein über alles geliebtes Kind. In zehn Tagen war mein Liebling tot!

Es ist schade, daß ich nicht schon seit Jahren ein Tagebuch über meine Träume geführt habe. Vielleicht thun es Andere, die Zeit dazu erübrigen können.

Das Traumorgan, wie jedes andere unseres Osganismus, bedarf der Pflege, der Uebung, ich wage sogar zu sagen, der Abrichtung. Man muß vor allem der Natur Achtung und Liebe entgegenbringen; man muß an die Traumfähigkeit denken, an sie glauben; dann muß man aufmerksam beobachten, denn der Traum spricht in Bildern und Symbolen.

So albern die allgemeinen Traumbücher sind, welche das Volk kauft, liest, studiert und ausnützt — für Leute, die keine eigene Kritik und Phantasie haben, mag ja selbst dieser Katechismus des Traumes gelten. Sie stellen sich diese oder jene Figurenkombination doch vor, prägen sie ihrem Gedächtnis ein und wünschen oder befürchten deren Erscheinen, und ihr plumpes Traumorgan gehorcht ja gewiß nach Möglichkeit auch ihrem beschränkten Kopfe.

Der höhere Mensch aber überläßt liebend und glaubend seiner göttlichen Natur die Wahl der Bilder oder Symbole, unter welchen ihm diese oder jene Offenbarung werden soll. Er betrachtet und vergleicht Traum und Wirklichkeit und merkt sich das Ergebnis. So habe ich für einzelne Geschehnisse, die thatsächlich immer eintreffen, dieselben Stoffe, wenngleich die Form, in welcher sich diese abspielen, von wahrhaft dichterischer Freiheit und Verschiedenheit sind.

So bedeuten mir Blumen: Betrübnis, leidvolle, wenn auch nicht heftig erschütternde Erlebnisse. Ein Kind bedeutet mir immer wahre Freundschaft oder Liebe von Seite einer männlichen Person; Kirche, Priester oder auch Wasser und namentlich letzteres, je nach Klarheit, Tiefe oder Größe: Körperliche Zustände, namentlich Krankheit. Betrifft diese eine andere Person, so ist dieselbe irgendwie in den Traum verflochten. Verunstaltungen am Körper, bei Anderen oder bei mir, bedeuten etwas Unangenehmes für den im Traume Verunstalteten.

In Zeiten seelischer Herabstimmung, geistiger Unproduktivität, träume ich selten oder gar nicht. Manche Träume scheinen mir nur deshalb zu kommen, damit ich mich an diese oder jene Begebenheit oder an diese oder jene Person erinnere; meistens erkenne ich durch solche lehrend anweisenden Träume, daß etwas meinerseits zu geschehen hat, was ich dann auch thue.

Merkwürdig ist die Uebertragung eines meiner Traumsymbole in klar deutbarer Form auf eine andere Person. Ein sehr schöner junger Mann gab vor, mich zu lieben. Trotzdem er sein Uebersinnliches im Alltagsleben

nach Möglichkeit totzuschlagen trachtete, gab es doch niemanden, welcher der magischen Gewalt seiner Stimme, seines Lächelns widerstehen konnte. Mindestens Teilnahme an seinem Geschick und Mitleid wegen des Mißverhältnisses zwischen seinem physischen und moralischen Wesen rang er jedem ab.

So auch mir. Ich unterstützte ihn nach Thunlichkeit auf seinem Lebenswege. Eines Tages träumte mir, ich hielte ein Kind im Arm und läge im Bette, welches einen Schritt weg von der Wand stand. Das Kind rutschte mir aus dem Arm und war plötzlich zwischen Bett und Wand verschwunden — es war nicht mehr da . . . In derselben Nacht, gegen Morgen, träumte dem jungen Manne, daß er ein Kind getötet habe und infolgedessen gehenkt werden sollte. Schaudernd erzählte er mir diesen Traum und betonte, wie sehr er unter den Qualen der Todesangst gelitten habe. Meine Liebe (das Kind) war thatsächlich mit der Zeit verschwunden; er aber hatte seine Schuld an dem Tode meiner Liebe durch seine Todesangst als zum Strang Verurteilter symbolisch zu empfinden (zu schauen) bekommen.

Merkwürdig ist ein Traum aus neuester Zeit, den ich beim Beginn meiner heftigen Bronchitis vor Weihnacht 1892 hatte. Ich war schon einige Tage krank, und es wurde nicht besser. Da, just bevor es sehr arg mit meinem Zustand wurde, träumte mir, die Donau sei ausgetreten und woge wie ein weites, endloses, schmutziges Meer über die Felder und Wiesen. Ich saß in einem Wagen, mein lange schon verstorbenes Mütterchen links neben mir und der Kutscher, der uns durch die Landschaft fuhr, lenkte ins Wasser ein! Immer weiter ins grausige Element, immer tiefer hinein, bis fast schon der Wagen schwankte und ich in entsetzlicher Angst da saß. — Jeder Augenblick konnte ja unser letzter sein! Mütterchen sprach kein Wort, der Kutscher, den ich nur im Rücken sah, auch nicht, und — endlich begann derselbe seine Pferde langsam zu wenden und in großem, sehr weitem Bogen fuhren wir aus dem gefährlichen Wasser wieder heraus, und endlich ganz in die grüne, frischlachende Landschaft hinein, worauf ich erwachte.

Der Traum hatte mir einerseits die Gefahr gezeigt, in der ich schwebte; andererseits angedeutet, daß ich genesen werde, was mir Mut und Kraft gab, die Qualen meines Zustandes zu ertragen, ohne zu verzweifeln. Daß mein verstorbenes Mütterchen in meinem Traume still neben mir saß, bedeutet wohl, so wie immer ihr unsäglich oftes Walten in meinem Traumleben, daß sie noch stets mit sorgender Liebe meiner gedenkt. Das Wasser war die Krankheit und der Kutscher das rücksichtslose Leben.

Solcher Traumverbindungen, Traumursachen und Traumwirkungen, die mir nie fehlgehen, habe ich im Leben unzählige gehabt. Aus Dankbarkeit gegen die Natur, welche mir den Traum so oft als Wegweiser, Tröster, Voranzeiger, Warner, oder als unterhaltenden und erheiternden Kameraden sendet, möchte ich den Traum zu jener Geltung bringen, die

ihm gebührt. Und das wird ja werden, wenn einmal der Glaube, daß nur der grobe Stoff und die grobe Kraft herrschen, überwunden sein wird; wenn man erkennen wird, wie die Natur just das Höchste, das Göttliche nach dem Gesetz des kleinsten Kraftmaßes in uns webt und treibt. Und bis des Menschen Auge fähig sein wird, die schöne Ueberwelt in der Welt zu erkennen und zu genießen, ohne welche der höhere Mensch das Leben heute schon nicht lebenswert finden könnte.



Sonnenkinder.

Von

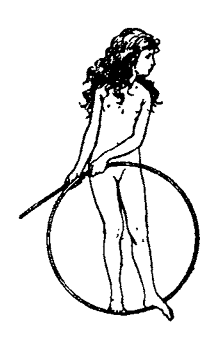
Maurice von Stern.

Sonnenglanz auf welkem Laub,
herbstgedämpfte Glut;
Kinder spielen nackt im Staub —
ros'ge Sonnenbrut!

Streu'n sich lachend, erdenfroh,
Staub ins goldne Haar;
bringen wohl der Sonne so
Gruß und Opfer dar.

Von den Linden höre ich
rascheln dürres Laub;
doch die Kinder wälzen sich
jauchzend in dem Staub.

Spiel', du ahnungslose Schar,
nur im Licht herum;
Glanz und Staub im Lockenhaar —
Süßes Symbolum!





Der Zauber des Auges.

Von

Gizella Maßov.

✱

> Man weiß nicht genau zu sagen, ob die Farbe des Auges dunkel oder hell ist — aber auf tiefem Grunde schimmert es, wie eine auf- und niedersteigende Flamme. Wenn man den Blick vermeidet, fühlt man ihn auf sich lasten mit einem gespenstigen Druck.
>
> Laube (Monaldeschi).

Es mögen nun acht Jahre sein, als ich aus den Briefen einer Freundin das erste Mal von Hypnotismus und Mesmerismus näheres hörte, ich erinnere mich aber wohl in meiner Kindheit von meiner Mutter, einer sehr der Mystik sich zuneigenden Frau, oft von Tischrücken und der rätselhaften Geisterschrift gehört zu haben. Wenn ich jedoch später, meine frühesten Erinnerungen sammelnd, davon in Freundeskreisen erzählte, wurde ich tüchtig ausgelacht. Ja, es wurden hin und wieder Versuche gemacht, ein Tischchen oder einen auf einem Glase stehenden Holzteller zum Drehen zu bringen, wobei sich meist ein Schalk fand, der die magnetischen Versuche zu sehr natürlicher Lösung brachte. Einmal nur waren alle Beteiligten mit Ernst und Ueberzeugung an die Sache gegangen und da geschah es, daß ein junger Mann, der mit uns Frauen die Hände in vorgeschriebener Weise auf das Objekt gehalten, als dieses in vibrierende, dann immer mehr kreisende Bewegung geriet — bewußtlos niedersank. Als ich sein Uebelbefinden auf die magnetische Strömung zurückführen wollte, die sich im höheren oder minderen Grade jedem mitteilte und durch das Aufeinanderlegen der Fingerspitzen entstanden, begegnete ich Unglauben und man erklärte sich die plötzliche Ohnmacht als eine zufällige Erscheinung.

* * *

Ich war von Wien fortgezogen und, wie oben erwähnt, sollten erst die Mitteilungen einer Freundin mir diese Vorgänge wieder vor die Seele führen. Sie schrieb, daß eine bekannte Dame in Wien, deren Haus gastlich einem Kreise von Künstlern und Freunden geöffnet war — die Gabe besitze, durch ihren Blick, mitunter auch durch Auflegen ihrer Hände,

hierzu sich eignende Personen in magnetischen Schlaf zu versetzen, und in diesem schlafwachend und schlafhandelnd zu machen.

Diese Mitteilungen erregten mich in hohem Maße, und doppelt freudig begrüßte ich den Tag, an dem ich, Familienverhältnisse halber, nach Wien für mehrere Jahre zurück sollte.

Ich ward in das Haus jener Dame eingeführt, in der ich nicht nur eine sehr geistreiche, sondern auch eine merkwürdig nervös-überreizte Frau von seltener Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit fand. Aus einem streng geschnittenen, klassischen Gesichte blicken ein paar intensiv blaue Augen, die etwas hervorstehend, so zu sagen in die tiefste Seele des Menschen zu dringen scheinen, und in die man, trotz einer Art Scheu (ich meine nämlich das Bewußtsein einer fremden Macht empfindend) immer wieder schauen muß. —

Beweis hierfür, daß an einem öffentlichen Vortragsabende, den ich in ihrer Gesellschaft besuchte, ein uns vollkommen fremder Herr, der zufällig seinen Platz neben ihr hatte, auffallend unruhig auf seinem Sitze umherrückte, so daß ihn die Dame erstaunt fixierte. Plötzlich sprang er auf und rief: „Ich kann es nicht mehr aushalten; Sie sind mir unangenehm, mir wird übel", und eilte hinweg, unbekümmert über die Störung, die er verursachte. Frau G. machte mir gegenüber die Bemerkung, wie sonderbar sich der Fremde benähme, und ich meinte: „Vielleicht waren es Ihre Augen, die einen magnetischen Einfluß auf ihn ausübten". — Die Leser werden wohl verstehen, daß ich damit keinen Scherz beabsichtigte, sondern wirklich nur das magnetische Fluidum meinte, das die Meisten, die in ihrer Nähe waren, empfanden, und das wohl auch hier unbewußt und absichtslos seine Wirkung ausübte. In der Ruhepause, in der man Erfrischungen einnahm, erschien plötzlich jener Unbekannte an unserem Tische, ging auf Frau G. zu und entschuldigte sein unhöfliches Betragen mit einem unbeschreiblichen Angstgefühle, das ihn wie eine Art Lähmung überkommen, er habe ihren Blick, auch wenn sie ihn nicht mehr anschaute, gleichsam in der Seele gefühlt. Ja, endlich habe es ihn übermannt, die Augen zu schließen und er habe starkes Herzklopfen gefühlt. Und so habe er sich aus dem Banne durch rasches Weggehen zu befreien gesucht. —

* *
*

Kurz darauf war Frau G. bei mir zu Gaste mit noch mehreren Bekannten. Das Gespräch kam bald auf Hypnotismus und Spiritismus. Sie erzählte manches Merkwürdige aus ihren Erlebnissen, als mit einem Male ein ihr gegenübersitzendes junges Mädchen aufsprang. Ich folgte ihr verwundert in die Küche und frug, was ihr fehlte.

„Nichts", antwortete sie weinerlich, und dann gereizt, „ich kann die Augen der Frau G. nicht vertragen". —

Ich suchte sie zu beruhigen und überredete sie, zur Gesellschaft zurückzukehren. Einstweilen war Frau G. von den Anwesenden bestürmt worden, jemanden zu hypnotisieren. „Gerne", antwortete sie, „aber ich

fürchte hier manchem Ungläubigen zu begegnen und ich gestehe, daß es mich unangenehm berühren würde, nachher verspottet oder gar des Einverständnisses mit dem Medium beschuldigt zu werden". Natürlich ward sie des Gegenteils versichert und sie wandte sich an das junge Mädchen, welches mit mir wieder hereingekommen war und sprach: „Wenn Sie keine Angst haben und sich mir anvertrauen wollen? — ich bin bereit". —

Nun begann sie diese mit ausgespreizten Fingerspitzen zu magnetisieren, blickte ihr fest in's Auge und befahl: „Schlafe". —

Nach wenigen Minuten, doch nicht, ohne sich schon halb unbewußt gegen diesen Befehl zu sträuben, war sie eingeschlafen. Frau G. befahl, ihr zu sagen, was sie sähe und welche Empfindung sie habe. „Mir ist so wohl, so leicht, als ob ich Flügel hätte", antwortete das Medium. Dann nach einer Pause, in der sie leise vor sich hinmurmelte, meinte sie, man möge sie nicht stören; sie säße auf einer Moosbank mit Schiller und Goethe und müsse ihrem Gespräche lauschen. Mit einem Male sprang sie auf, schritt fest und sicher mit geschlossenen Augen in die Mitte des Zimmers, kniete nieder und machte die Geberde des Grabens. Auf die Frage der Frau G., was sie thue, rief sie in prophetischem Tone: „Ich entferne die Erde von der Asche Julius Caesar's. Bisher hat die Wissenschaft nicht mit Bestimmtheit angeben können, wo er begraben liegt. Ich habe den Ort, den Hügel gefunden, wo die Urne verborgen wurde". — Und nun erklärte sie klar und bestimmt Ort und Lage, was ich hier nicht mehr genau anführen könnte.

Merkwürdig bleibt es, daß ich ein Jahr später aufgefordert wurde, an einer Vorlesung eines Professors teilzunehmen, dessen Name einen Klang in der Wissenschaft hat. Ich war verhindert, daran teil zu nehmen. Doch kannte mein Staunen keine Grenzen, als ich in den Tagblättern eine kurze Notiz las, die besagten Professor betraf, welcher von der neu entdeckten Begräbnisstätte der Asche Julius Caesar's vorgetragen hatte. Der Ort stimmte genau mit der Angabe des Mediums überein.

Einige Wochen später, ich meine nach dem interessanten Abend, war ich bei Frau G., bei der ich nach kurzer Bekanntschaft ein gern gesehener Gast geworden und mit der mich bis heute noch ein inniges Freundschaftsband verbindet. Sie ist eines jener seltenen begabten Wesen, bei denen das nichtigste Gespräch Gehalt und Bedeutung gewinnt und von deren Geistesfrische man stets geistig angeregt wird, ohne daß sie die blendende Causerie der Französin besitzen. Im Gegenteile, es liegt der Zauber, der die nicht mehr junge Frau umgiebt, in ihrer Natürlichkeit und seltenen Verstandesschärfe, die wie ein elektrischer Funke in uns überspringt und selbst träge Alltagsnaturen zum Denken zwingt. — Die Meisten, bei denen sie nur ernstlich wollte — empfanden mehr oder minder ihre magnetische Kraft. Bei mir selbst wollte wohl kein Versuch gelingen, nur befiel mich jedesmal, wenn andere Personen hypnotisiert waren — ein nervöses Zittern im ganzen Körper, so daß ich später gerne mich bei solchen Anlässen zurückzog. In

einem gewissen Grade empfinde auch ich die eigentümliche Macht ihres Auges, so daß ich ihr oft unumwunden, wenn ihr Blick lange auf mir ruht, — sage: „Ich bitte, sieh mich nicht so durchdringend an, — es ist mir unangenehm". — Sie ist eine viel zu gescheidte Frau, um meine Unhöflichkeit irgendwie übel zu nehmen, und ist die Erste, die darüber lacht.

* * *

Einige Zeit nach dem jüngst Erlebten war ich allein bei Frau G. Gemahl und Tochter waren abwesend und die Köchin außer Hause mit Einkäufen beschäftigt. Da wurde geläutet und ein fremdes Dienstmädchen trat herein und bat Frau G., mit deren Köchin sprechen zu dürfen. Als sie gefragt wurde, was sie wünsche, erzählte sie, sie sei ohne Dienst und wollte ihre Bekannte bitten, ihr zu einem solchen zu verhelfen. Freundlichst bedeutete sie, Frau G. in der Küche zu warten. Wie von einem unerklärlichen Impulse getrieben, sagte ich zu meiner Freundin auf französisch, sie solle das Mädchen bei sich behalten, denn ich fühlte, sie wäre ein vortreffliches Medium. Sie weigerte sich erst aus Bescheidenheit über diese Zumutung, mit uns im Zimmer zu bleiben, allein Frau G. stellte sich scheinbar absichtslos vor sie hin und frug sie leutselig nach allerlei. Ich bemerkte, wie sie bald ihr Auge vor dem Blicke der Frau G. senkte und wiederholt über die Stirne strich, endlich immer einsilbiger antwortete, bis ihr Kopf auf die Stuhllehne sank und sie entschlief. Während dem wurde wiederholt an der Glocke gezogen und es stellten sich mehrere unerwartete Besucher ein, welche in das Empfangszimmer geführt wurden. Das Medium schlief ruhig weiter im Nebengemach. Auf die Bitte der Gäste, welchen von ihr erzählt wurde, wurden sie einzeln hineingeführt; die Verbindungsthüre offen gelassen. Die magnetische Verbindung wurde hergestellt, indem man die Hand der Frau G. und eine des schlafenden Mediums faßte. Sie beantwortete alle Fragen genau und präzis, zwar nach langem Sträuben und nur auf den Befehl der Frau G. So kam die Reihe an einen jungen Künstler. Als er die Hand des Mädchens hatte, rief sie entrüstet: „O je! is der schiech!" (Wiener Dialekt, wörtlich: O! ist der häßlich!). Von Frau G. ihrer Unart wegen verwiesen, fuhr sie weinerlich fort zu sprechen: „A Maler is er! Die vielen Bilder". Nun trat das junge Mädchen an sie heran, welches kürzlich, wie erwähnt, im Schlafwachen gesprochen.

Frau G. frug: „Wer hält Dich?"

Med.: „O je! wie liab die ausschaut! So a schen's Freil'n, wie schad', die wird a Komödierin". — (Schauspielerin). Es stimmte genau. Das Mädchen bildete sich im Schauspielfache im Konservatorium zu Wien für die Theaterlaufbahn aus.

Frau G.: „Wo wird das Fräulein zuerst auftreten?"

Med.: „In a großen Stadt, da ist d' Weanerstadt (Wienerstadt) klan dagegen".

Frau G.: „Gut; aber der Name der Stadt? er steht hier auf diesem Zettel. Du kannst ja lesen, lies!" (sie legte die Hand an die Herz-

grube des Mediums). Nun fing diese mühsam an, den Namen, den sie scheinbar geschrieben sah, nämlich „Berlin", mühsam zu buchstabieren.

Frau G.: „In welchem Stücke tritt sie zuerst auf?"

Med.: „Des was i net" (das weiß ich nicht).

Frau G.: „Da hast Du Geld" (sie machte die Geberde des Geldgebens), so, geh' in's Theater!" — (Das Medium rückte unruhig hin und her.) „Bist du dort? (Kopfnicken). „Kauf Dir ein Billet". Das Medium murmelte leise.

Frau G.: „So geh' in den ersten Stock. Bist Du dort?" (das Medium nickte). Setz' Dich auf Deinen Platz und lies laut vom Theaterzettel, der vor Dir liegt, den Namen des Stückes". — Das Mädchen buchstabierte langsam und mühsam, doch vollkommen deutlich: „Die Jungfrau von Orleans".

Ich muß noch bemerken, daß sie hierauf in hartnäckiges Schweigen verfiel und sie Frau G. rührend bat, doch sie jetzt nicht zu stören, denn sie sei bei ihrer toten Mutter. Auf Frau G.'s Frage, wie diese aussähe, flog ein verklärtes Leuchten über ihr Antlitz und sie erzählte leise, wie lieb die Mutter im weißen Gewande aussähe und wie sie ihr berichte, daß sie hier so glücklich sei, — „aber", fuhr sie stockend fort, „mehr darf i net sagen". — Dann schwieg sie hartnäckig. Die lauschende Stellung und das Bewegen ihrer Lippen bewiesen jedoch deutlich, daß sie mit Jemand ein Zwiegespräch halte. Sie wurde nun auf Befehl von Frau G. wach, rieb sich die Augen, blickte verwundert umher, bat stotternd um Vergebung, daß sie hier im Schlafzimmer einer fremden Dame eingeschlafen sei und konnte schwer beruhigt werden. In der Küche sagte sie mir:

„So was muaß mir passieren! Eing'schlafen, Na ja, wann ma so allan in einem Zimmer is und warten muaß". — Dann verspürte sie großen Hunger.

* * *

Thatsache ist, daß zwei Jahre später die junge Schauspielerin nach vollendeten Studien in Berlin in der „Jungfrau von Orleans" debutierte.

* * *

Hier von Uebertragung des Willens zu sprechen, scheint in so weit stichhaltig, als Frau G. wollte, daß das Dienstmädchen schlafe, und es schlief. Auch kann man die Behauptung aufrecht erhalten, daß ihre Kenntnis von dem dramatischen Unterrichte des Fräuleins, bewußt oder unbewußt, dem Medium übertragen wurde. Wie konnte aber Frau G. vorherwissen, in welcher Stadt und in welchem Drama sie zuerst auftreten würde?! —

Wer die Zufälligkeiten kennt, die eine Künstlerin beim Beginne ihrer Laufbahn hin und her schleudern, die oft, ja meist, alle Combinationen,

Aussichten und Versprechungen umstoßen, — der wird zugeben müssen, daß es rein unmöglich ist, etwas Bestimmtes in dieser Carrière voraussehen zu können. — Ich könnte hier noch so manches erzählen, was ich erlebt und erschaut, wenn ich nicht fürchten müßte, für heute den Raum zu überschreiten. Ueber die erwähnte Dame, die wie alle außergewöhnlichen Naturen ein außergewöhnliches Schicksal erlebt und erlitten, — darf ich nicht mehr mitteilen.

Eins sei mir noch erlaubt zu erwähnen, daß sie das schwerste, das über ein Mutterherz verhängt werden kann, erlitten und mit nachahmungswürdiger Ergebung trägt — in sicherem Bewußtsein, daß es ein Leben nach dem Tode giebt, daß die Seelen der teuren Abgeschiedenen mit uns sind und uns umschweben. So manchen, der ein schweres Sein zu tragen hat, wäre dieses Vertrauen zu wünschen. Aber wir Alle irren in der Finsternis und ringen vergebens nach Licht!



Aus dem Innern.

Keine Liebe kann von außen kommen. Alles muß von Seelenmund zu Seelenmund gesprochen werden, denn die Worte des Herzens sind die Sprache des Geistes; der Geist aber ist die Liebe.



Müht euch ab, wenn ihr irgendwo eine Tiefe fühlt, ihr mit den hellen Augen, und redet recht heimlich, daß die Seelen im Schlummer geweckt werden, ohne daß sie mit Lärmen erwachen, denn sie sollen sich fühlen lernen.

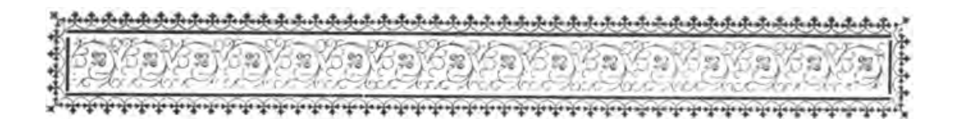


Die Stimmen des Lichtes sind still wie die Stimmen des Geistes; beide aber reden mehr, als ein Menschenohr zu hören vermag.

Der Wanderer.







Friede.

Von

Adolf W. K. Hochenegg.

Kleiner Ruhsitz, roh gezimmert,
holde Rast dein Bann umschließt,
wenn das Gold des Abends flimmert
und um Busch und Berge fließt!

Wie die Seele sich im Liede
über Irdisches erhebt,
leihst du Aufschwung, süßer Friede,
der ob dieser Stätte schwebt.

Von des Lebens wildem Hasten
fühlt das Herz sich hier befreit,
gleich als wichen tausend Lasten,
wiche Raum und wiche Zeit.

Und ein selges Selbstvergessen,
hier gelingt es ganz der Brust;
alle Leiden, die sie pressen,
macht ein bessres Ich zur Lust.

Es durchdringt der Geist den Schleier,
der das Auge sonst umhüllt,
und, der Stunde schönste Feier,
neu die Wahrheit dich erfüllt:

Du bist in der Welt der Welten
etwas kaum und doch kein Nichts!
Eigne Chat mußt du entgelten,
leidest du, ein Sohn des Lichts;

Jenes Lichts, nach dem du trunken,
das du ahnest, tiefbewegt,
und von dem ein Götterfunken
auch in deine Brust gelegt!

Winzig bist du und doch Eines
mit dem All, das um dich ist:
aller Schicksal formt auch deines,
alle trifft es, wie du bist.

Willst du drum den Weg vollenden,
der hinan zum Lichte führt:
lern für andere verschwenden,
karg mit dem, was dir gebührt.

Also sei's! Und wenn im Staube
du dich so für andre plagst,
dann sei groß und fest dein Glaube,
daß du doch dir nichts versagst!

Denn die Sorge um den Nächsten,
sie bereichert doch stets dich,
und du selbst, du stehst am höchsten,
ist dein Nächster dir dein Ich! – –

Fern am Horizont verglommen
war der Abendsonne Schein,
Friede über mich gekommen,
Friede über Feld und Hain.

Und das Dunkel hat zur Klarheit
tausend Sterne schön erhellt,
tausend Zeugen ewger Wahrheit
unserm Erdball zugesellt.

Und es geht wie leises Klingen
durch die schlafende Natur:
Liebt Euch! Denn Erlösung bringen
kann die höchste Liebe nur . . . .

Kleiner Ruhsitz, roh gezimmert,
hohe Lust dein Bann umschließt,
wenn das Gold des Abends schimmert
und um Busch und Berge fließt.





Der Morgenwind.*)

I.

Von

Werner Friedrichsort.

O Wonne! Seliges Entzücken!
Zurück die Nacht! Vor mir der Tag! —
Als finstrer Schatten weicht von hinnen,
was drückend auf der Seele lag.

Und spielend um die Klippe wirbelt
mit frischem Hauch der Morgenwind:
er bringt die Grüße höh'rer Welten
mir armem, bangem Menschenkind.

Es füllt mit neugeweckten Kräften
sein schmeichelnd Kosen mir die Brust:
zu neuem Ringen, auf zum Lichte,
mit neuem Mute, neuer Lust!

II.

Von

Hans von Mosch.

Morgenwinde! Wogt hernieder!
Weiche Stimmen der Natur!
Singt mir eure Wonnelieder!
Schwebt herbei auf weicher Spur!

Morgenselig, frühlingstrunken,
breit ich meine Arme aus.
Tragt mich so, naturversunken,
in das weite All hinaus! —

In das All — auf weichen Schwingen —
ein Gedanke sel'gen Seins!
Auf! Hinauf-, Hinüberklingen
in das unermess'ne Eins!!

*) Das nebenstehende Bild von Fidus hat zwei unserer Mitarbeiter zu diesem Gedichte angeregt. Wir finden jedes der beiden in seiner Weise schön und legen daher beide unsern Lesern vor. Möge jeder die Lesart wählen, welche seiner Natur am besten entspricht. (Der Herausgeber.)





Im Morgenwinde.

Kunstbeilage zur „Sphinx", Juniheft 1893



Allein!

Nokturne.

Von

M. Riedel-Ahrens.

Ein kleiner Salon in modernem Geschmacke; zierliche, geschnitzte Schränke von Ebenholz, weiche Polstermöbel aus dunkelrotem Samt, Makartsträuße, Palmengewächse, — an den Wänden verschiedene Bilder in breiten kostbaren Rahmen; im weißen Kachelofen brennt ein behagliches Kohlenfeuer, das, von Zeit zu Zeit auflodernd, einen hellen Flammenschein über die einzelnen Gegenstände, bis in die von Dämmerung erfüllten Winkel des Zimmers wirft.

Tiefe Ruhe; nur gedämpft dringt zuweilen durch die Fenster ein Geräusch von der ablegenen vornehmen Straße der Weltstadt empor in das Innere, unbeachtet von der noch jugendlichen Frau, die rastlos über den persischen Teppich am Boden hin und herschreitet; die schlanke Gestalt umhüllt ein lose um die Taille zusammengehaltenes Gewand von crêmfarbenem Stoff, dessen Schleppe leicht den Boden streift, — das goldblonde Haar, zu geschmackvoller Frisur geordnet, umrahmt ein schmales, edelgeschnittenes Antlitz, aus dem zwei tiefblaue Augen ernst und gedankenvoll in die Welt blicken. — Die gerungenen Hände, das gesenkte Haupt, sowie das Unruhvolle in den Bewegungen verraten einen schweren Kampf im Innern der einsamen Frau, und so verhält es sich; dennoch ist es um diese Zeit mehr noch die Vorbereitung zu dem Kampfe, den die nächste Stunde bringen wird, und der entscheiden soll über sie selbst und ihre Zukunft. —

Jetzt zuckt Rahel von Berneck zusammen; sie hält im Schritt inne und lauscht atemlos; schien es nicht, als ob draußen auf der Treppe Männerschritte hörbar wurden? Sie horcht, die Rechte fest gegen das lauter pochende Herz gepreßt . . . Nein, es war ein Irrtum, — noch bleibt alles ruhig wie zuvor.

Sie tritt ans Fenster und blickt auf die dunkelnde Straße hinab, es ist zu Anfang des März; ein kalter Nebel breitet sich über das Land, — die Gaslaternen flimmern trübe, und die fröstelnden Menschen dort unten

verschwimmen schattengleich in der feuchten Luft, die langsam alle Gegenstände mit Rauhreif überzieht.

„Was wird morgen sein, um diese Zeit?“ Rahels Blicke schweifen sinnend über das gemütliche Heim, wo sie so manche traurige, so manche fröhliche Stunde verlebte. „Wird es morgen zerstört sein, angefüllt von lärmenden, kauflustigen Leuten, — sie selbst aber auf dem Wege nach dem kleinen, in einem schleswigschen Haidedorf gelegenen Häuschen, — oder . . . . .“. Sie wird in ihrem Gedankengange unterbrochen von der Jungfer, welche geräuschlos die brennende Lampe hereinbringt und auf den Tisch stellt, — die seidenen Vorhänge schließt, um dann wieder zu verschwinden. Frau von Berneck wirft einen Blick auf ihre goldene Uhr, es ist nicht weit von sieben; um diese Zeit muß der von Norden kommende Zug in die Bahnhofshalle fahren; noch wenige Augenblicke, — und Baron Erich von Stein wird erscheinen.

„Was er wohl sagt zu ihrem bedeutungsvollen Entschluß, und wird sie standhaft bleiben, sobald der einst so geliebte Mann ihr Auge in Auge gegenübersteht, um stürmisch ihre durch den Tod des Gatten freigewordene Hand zu begehren; wird sie den Mut besitzen, ihn heute freiwillig zurückzuweisen, nachdem einst widrige äußere Verhältnisse sich trennend zwischen die Liebenden gestellt?

Die von zartrotem Schleier bedeckte Lampe wirft ihr weiches Licht über das auf dem Tische liegende neueste Heft der „Sphinx“; auf der Etagère zeigen die Bücher die Namen eines Hellenbach, Zöllner, Giordano Bruno und Jakob Böhme, halb mechanisch schlägt sie mit der weißen Hand ein Blatt des Heftes zurück; — zerstreut gleiten die Blicke darüber hin, — doch in den feinen Zügen wird allmählich ein entschlossener Ausdruck, sowie der Strahl eines höheren Glanzes voll Zuversicht und Glaube bemerkbar, der das Antlitz lichtvoll durchklärt und verschönt; Rahel sucht sich für die verhängnisvolle Stunde zu wappnen.

Das Geräusch der einsamen Straße ist fast gänzlich verhallt; aus den Parterreräumen aber dringen gedämpft wie aus weiter Ferne die bald klagenden, bald jubelnden Töne einer Geige herauf, gespielt von einer jugendlichen, nervösen Meisterhand; Rahel lauscht träumerisch den wunderbaren Klängen, die von jauchzender Lust und abgrundtiefem Schmerz erzählen.

In diesem Momente ertönte plötzlich durch die Stille der helle Schall der elektrischen Klingel des Korridors; eine wohlklingende Männerstimme wird vernehmbar, — zwei Minuten vergehen — dann meldet das Mädchen den Baron von Stein, der ihr auf dem Fuße folgt. — Sekundenlang stehen die beiden hohen Gestalten einander schweigend gegenüber, — der Augenblick des Wiedersehens nach zehnjähriger Trennung ist zu bewegt für Worte. Dann erfaßt der junge Mann ihre Hände und senkt seine Augen tief in ihre dunkleren. Rahel schlägt die Wimpern nieder; nun, da er persönlich vor ihr steht in seiner gereiften männlichen Schönheit, die vornehm-kraftvolle Erscheinung des nordisch-blonden Recken, — da bemächtigt sich ihrer ein beklommenes Gefühl der Bangigkeit; sie fürchtet für

ihre Standhaftigkeit angesichts dieses Mannes aus der verlockenden Welt da draußen.

„Verzeihung, Rahel, daß ich gekommen bin, ohne Ihre Antwort auf meinen letzten Brief abzuwarten; ein Zufall spielte mir die Nachricht von dem im Juli erfolgten Tode Ihres Gatten in die Hände, — und da ihre Mitteilungen an mich während der letzten Jahre immer kürzer und kühler geworden sind, so hielt es mich nun nicht länger. Die Erinnerung an Sie erwachte mächtig und ließ Ihr Bild in all den leuchtenden Farben erstehen, die es einst zu meinem Verhängnis werden ließen. Ich wollte nicht das allmähliche Entfremden Ihrerseits als eine Sinnesänderung auffassen, und deshalb bin ich hier, um von Ihren Lippen selbst die Entscheidung zu vernehmen; denn heute, Rahel, wo nicht der pfenniglose Baron Stein vor Ihnen steht, heute, wo es mir gestattet ist, Ihnen mit meinem Namen und Reichtum die Erlösung aus drückenden Verhältnissen zu bringen, erhoffe ich eine andere Antwort als einstmals".

Sie hatte ihn, tief errötend, mit einer Handbewegung eingeladen, auf dem Diwan Platz zu nehmen, während sie selbst sich ihm gegenüber in einen Sessel niederließ. Erich Stein sucht ihre Gedanken in dem durchgeistigten Gesicht zu lesen, doch diese reine, klare Stirn bleibt dem forschenden Manne ein Rätsel.

Rahel meidet seinen Blick, sie betrachtet scheinbar aufmerksam die beiden halberblühten gelben Rosen, die ihr Gast einer leichten Hülle entnommen und ihr gereicht hat. Ein sonderbarer, traumartiger Zustand hat sich der jungen Frau bemächtigt; sie atmet wie in einer neuen, fremdartigen Welt den narkotischen Duft des neuesten Modeparfüms, der Lilas de France, der von Erich benutzt, das Zimmer erfüllt, — und lauscht der volltönenden, melodischen Stimme des Mannes, der ihr einst als das Ideal der Vollkommenheit erschienen, den aufgeben zu müssen sie manches Jahr vertrauert und heimlich durchweint hatte. Es ist, als ob jene zehn Jahre der Trennung wie ein wirrer, häßlicher Traum versunken sind, und die Gegenwart sich mit jener kurzen Zeit verknüpfe, welche im Frühlingsglanze einer ersten reinen Liebe für sie die seligste gewesen.

Aber Rahel spürt die Gefahr des träumerischen Versinkens und zwingt sich zu klarem Erwachen. „Sie wissen, Baron, hätte es damals in meiner Macht gelegen, — mit Freuden würde ich eingewilligt haben, die Gattin des armen Erich Stein zu werden. Aber die Tochter mußte dem Vater gehorchen und um ihn vor dem ausbrechenden Bankerott zu schützen, den Andern wählen".

„Leider! Und mit dem Mute einer Heldin nahmen Sie das traurige Schicksal, welches Ihnen durch die Hand des alternden, kränklichen Mannes zu Teil wurde, an. Doch das ist vorüber! Wie lautet also heute Ihre Antwort, Rahel?"

„Ich bin gezwungen, Ihnen dasselbe zu sagen, wie damals: es kann nicht sein".

„Und warum nicht?" äußerte betroffen und fast ein wenig herrisch

Baron Stein, indem er den Kopf in die Hand stützte und die junge Frau betrachtete, als wünsche er, auf dem Grunde ihrer Seele zu lesen.

Rahel zuckte gesenkten Auges die Schultern. „Zehn Jahre sind seit unserer Trennung vergangen, das ist lange genug, um die Gesinnung und Denkungsart eines Menschen umzuwandeln, Baron; ich bin in der Schule des Lebens, die mich hart anpackte, eine Andere geworden".

„Soll das heißen, Rahel, daß Sie mich nicht mehr lieben, oder vielleicht gar ein Fremder mir Ihr Herz geraubt hat, — sollte das möglich sein, nach Ihren einstigen Schwüren? Und doch", fügte er bitter hinzu, „durfte ich es anders erwarten, nachdem ich unzählige Male erfahren habe, daß Weibertreue nur Chimäre ist! Aber trotzdem habe ich Sie für etwas Besseres gehalten, als dem Troß jener Alltäglichen zugehörig, die flatterhaft und oberflächlich — so lange Jugend und Schönheit andauern — ihr Dasein damit ausfüllen, sich an besiegten Männerherzen zu ergötzen!"

„Sie irren sich, Baron, nur einmal habe ich einen Mann wahrhaft, mit der ganzen Kraft und Innigkeit meiner Seele geliebt, das waren Sie. Ich bin bemüht gewesen, die Empfindungen und Erinnerungen daran zu töten; es gelang mir endlich, ich wurde ruhiger. An die Stelle des einstigen leidenschaftlichen Schmerzes trat eine wohlthuende Ergebung. Mein Mann starb und hinterließ mich in den denkbar traurigsten Verhältnissen, denn sein Reichtum war seit mehreren Jahren nur noch ein künstlich zur Schau getragener; — mit seinem Tode brach das mühsam aufrecht gehaltene Gebäude zusammen und ich geriet in eine Lage, die mich veranlaßt, alles, was Sie hier in meiner Umgebung sehen, zu verkaufen; denn es widerstrebt mir, das zu benutzen, was imgrunde nicht einmal mir gehört. Der Rechtsanwalt wartet nur auf meinen Entscheid, um morgen schon mit dem Verkauf der Möbel zu beginnen, deren Erlös der Schuldenmasse zugewiesen wird".

„Und Sie, — was wird aus Ihnen?" fragte Erich Stein fast rauh, um seine Bewegung zu verbergen.

„Ich reise zu meiner alleinstehenden, bejahrten Tante, die, in einem größeren Dorfe Nordschleswigs wohnend, ihre Kräfte und ihr kleines Vermögen einzig nur dem Dienste menschenfreundlicher Bestrebungen widmet. Sie hat sich bereit gefunden, mich aufzunehmen unter der Bedingung, daß ich mich ihren Gewohnheiten gänzlich anspruchslos anpasse und die rauhe Lebensweise unter beschränkten Verhältnissen in der Heide mit ihr teile, und nach kurzem Überlegen erklärte ich mich einverstanden".

Baron Erich öffnete die Augen weit vor Erstaunen und sah die junge Witwe ungläubig, ausdrucksvoll an.

„Aber ich bitte Sie um alles in der Welt, verehrteste Frau", entgegnete er lebhaft, „wie kamen Sie auf den unglückseligen Gedanken, soviel Jugend und Anmut in der unwirtlichen Heide, bei einer weltentfremdeten, überstrengen alten Frau zu begraben! — Das ist ja Frevel an sich selbst, ist ja die reine Askese! Was brachte Sie denn gerade auf diese vollständig

unbegreifliche Idee?" Während er sprach, streiften seine Augen wiederholt das auf der roten Samtdecke liegende Heft der „Sphinx". Dabei wurde in seinen frischen Zügen der Anflug eines überlegenen, fast ein wenig mitleidig verächtlichen Lächelns sichtbar, und der Blick blieb fragend an den Lippen Rahels hängen, der die spöttische Miene nicht entgangen war.

„Sie finden den Entschluß unbegreiflich von Ihrem Standpunkt aus, Baron, von dem meinen aus ist er hingegen wohl erklärlich", bemerkte Rahel, indem sie die Rosen vor sich hinlegte. „Ich habe in der langen Zeit meiner Ehe das Leben im allgemeinen, ganz besonders aber in unsern Kreisen aus dem Grunde kennen gelernt, und wenn ich auch anfangs seine Zerstreuungen und die Art und Weise, wie man die edle Zeit verbrachte, willkommen hieß, so ergriff mich doch nach und nach eine nicht mehr zu überwindende Abneigung gegen all das jämmerliche Getreibe jener Menschen, die, nur um der Langweiligkeit des eigenen, trostlosen Ichs zu entrinnen, sich in einen ewigen Strudel armselig-öder Vergnügungen stürzen, die schließlich weiter nichts bedeuten als eine unausgesetzte Wiederholung des alten Schlendrians: Soireen, Bälle, Gesellschaften, wo die Menschen unter der albernen Maske eines stereotypen Lächelns sich mit dem größten Kraftaufwand von Mühe und Geschick einander anlügen und betrügen! Oh — diese Salons, wo jeder echte Aufschrei der Natur, jede kühn hervortretende Leidenschaft eines reinen Herzens streng verpönt ist, jedes Laster aber sorgsam gehegt und gepflegt wird, sobald es nur verdeckt ist von dem durchlöcherten Mantel der Konvenienz. All das widerliche Protzentum der aufgeblasenen Emporkömmlinge, die freche Unverschämtheit des verkommenden sogenannten Adels flößten mir einen unbesiegbaren Ekel ein, und ich sagte mir: Nein, es ist unmöglich, daß der denkende, verstandbegabte Mensch nur geschaffen sein soll, um in solcher geisttötenden Versumpfung unterzugehen. Etwas in mir empörte sich energisch gegen das Sündenleben der Selbstgefälligen dieser Kreise, das nichts zeitigt als die Giftblüten eines stagnierenden Sumpfes, wo die Gemeinheit und die Erniedrigung der gottvergessenen Kreatur ihre wüsten Orgien feiern. Und die Gewißheit kam über mich, daß der Mensch, dem es gegeben, den Gottesgedanken zu erfassen, in dessen Seele das Bewußtsein der heiligen „Pflicht" sich geoffenbart, in dessen Brust bereits die Stimme des mahnenden Gewissens deutlich redet, wahrlich nicht nur da ist, um elend in der Pestluft solcher, alle edlen Triebe lähmenden Atmosphäre zu verkümmern; und dieses Grauen meiner aus dem Halbschlaf aufgerüttelten Seele erweckte in mir die ungestüme Sehnsucht nach reinerer Luft; ich sah den Rand des Abgrundes, an dem ich wandelte, und suchte den Weg, der zur Erkenntnis der Wahrheit führt, zu Gott empor".

„Und nun schwören Sie darauf, ihn gefunden zu haben", sagte Baron Stein, während er die Sphinx ergriff und sogleich mit wegwerfender Geberde wieder an ihren Platz zurückwarf. „Sie wollen dem Leben ent-

sagen, um einem ungewissen Phantom nachzujagen! Ich kenne jene Richtung, — Hirngespinste harmloser Idealisten, die, haltlos zwischen Himmel und Erde schwebend, den festen Boden unter den Füßen verloren haben. Thorheit, Rahel, Selbsttäuschung und Verblendung! Wer einmal durch die Pforte des Todes geschritten, hinter dem ist der Vorhang auf ewig gefallen. Alles was diese überklugen Herren in selbstbewußter Weise in solchen Heften und Büchern zum Vortrag bringen, beruht doch lediglich auf Vermutungen. Da aber der Mensch dem Irrtum unterworfen ist, so ist auch anzunehmen, daß jene Vermutungen auf Irrtum beruhen; umsomehr, da der einfache, gesunde Menschenverstand uns sagt, daß Niemand etwas von dem wissen kann, was über den Wolken lebt und mit dem Tode aufhört oder beginnt! Aber so seid Ihr Frauen; wo Jemand es geschickt versteht, für Euer innerstes Bedürfnis des Anlehnens und der Erfüllung mystischer Hoffnungen die rechten Saiten anzuschlagen, da schwört Ihr blindlings auf seine Glaubwürdigkeit. Nein; ich behaupte, mit dem Tode ist das Leben vollständig ausgelöscht, zu Ende, und deshalb sollen wir die Freuden desselben genießen! Trinken aus dem vollen Becher der herrlichen Genüsse, zu denen Reichtum, Jugend und Gesundheit uns berechtigen, bis auf den letzten Tropfen, damit wir uns zum Troste sagen können, wenn dann die dunkle letzte Stunde naht: ich habe gelebt!"

Rahel von Berneck schüttelte den Kopf. „Das ist das Ergebnis Ihrer Betrachtungen! — mein Stern aber leitete mich auf eine andere Bahn; und da Sie jedenfalls viel zu eingefleischt in Ihren Vorurteilen sind, um von mir Belehrung anzunehmen, so bleibt mir nichts, als zu wiederholen: unsere Wege führen auseinander! denn ich glaube an die Unsterblichkeit des Geistes, an das Fortleben der Seele nach dem irdischen Tode, und daß wir leben sollen, um einst vor dem Gott der Liebe und dem viel strengeren Richter der eigenen Seele bestehen zu können. Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, daß dieses Dasein hier unten eine ernste Schule ist, in der wir lernen sollen, unsere Verstandeskräfte zu edleren Dingen zu benutzen, als zu oberflächlichen Zerstreuungen und wertlosem Tand. In jedem Menschen ruht der göttliche Funke, den zur heiligen Flamme der Begeisterung für die Gottheit und echter, selbstloser Nächstenliebe zu entfachen, unser eifrigstes Bestreben werden soll!"

Baron Erich lächelte halb belustigt, halb überlegen spöttisch, so daß seine tadellosen Zähne unter dem starken blonden Schnurrbart sichtbar wurden.

„Schwärmerin! Fertig für La Trappe; um Himmelswillen, Sie sind viel zu lange allein gewesen und haben in der Verlassenheit am Krankenlager des Gatten Grillen gefangen, die Sie in die schaurige Oede der Askese sich verirren ließen. Nein, nein Rahel, ich bitte Sie um alles; betrachten Sie nur einmal frischen Mutes die Welt mit mir von dem einzig richtigen Standpunkt aus, den ich erreichte, und geben Sie acht, was diese Welt und das unvermeidliche Ende — der Tod — uns lehrt:

wir sollen uns freuen! Ueberall wohin wir blicken, auf allen Gebieten, wird dem Genußverständigen, Besitzenden, die Tafel der köstlichsten Freuden bereitet, und noch einmal behaupte ich: — ein Thor, wer die karg bemessene Spanne Zeit nicht ausgiebig benutzt, in ihren Gaben zu schwelgen! — „Sie haben lange gedarbt", fügte er in weicherem Tone hinzu, „die besten Jahre Ihrer blühenden Jugend waren nur den wenigen Lichtblicken der Erinnerung geweiht, denn trotz der Kürze haben Ihre Briefe mir verraten, daß Sie mich nicht vergessen hatten. Darum werfen Sie von heute an das graue Gewand der Büßerin in den Winkel, um vereint mit mir zu leben, zu genießen!" Frau von Berneck machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Wem sich die Erkenntnis der Wahrheit aus den Tiefen des Seins voll heiliger Ueberzeugung offenbarte, der kann nicht mehr zurück. Fragen Sie nicht, wie ich dahin gelangte; ein Sonnenstrahl fällt auf den Kelch der Rose und küßt sie zum Erwachen, — das ist ein Wunder, und doch zugleich so ein einfacher alltäglicher Vorgang. Und wie die Gottheit das Wunder an der Blume vollzog, so hat auch ein Strahl von oben den Funken in meiner Brust berührt, daß ich sehend wurde, und die Lösung der erhabenen Rätsel zu ahnen beginne. Wer aber so weit gekommen, der wird sich bewußt, daß die Entwöhnung von allem irdischen Begehren und Entsagung unser Loos sei.

„Entsagung! Welch ein unnatürliches Wort von Ihren Lippen!" Baron Stein erhob sich hastig und schritt mehrere Male im Zimmer auf und ab; dann, hingerissen von dem zurückgehaltenen Lebenstrieb, der alle Dämme überflutete, blieb er plötzlich vor der jungen Frau stehen, sank auf seine Kniee und preßte ihre herabhängende Hand gegen seine brennenden Lippen.

„Rahel", flüsterte er mit vibrierender Stimme, „ist das die gerühmte Frauentreue, mir jetzt, wo ich nach endlos langem Warten gekommen bin, Dein Versprechen der heimlichen Treue einzulösen, den Abschied zu geben, wie ein launenhaftes Mädchen? Ich liebe Dich, Rahel! Der Gedanke an Dich hat mich kaum jemals eine Stunde verlassen und als ich die Nachricht las, daß Du frei seist, da jubelte ich laut, in Feuerströmen raste mir das Blut durch die Adern, und die wild erwachte Sturmflut meiner leidenschaftlichen Gefühle trieb mich gewaltsam in Deine Nähe; ich mußte! Ein rastloser Wanderer, bin ich, fern von Dir, umhergeirrt. Ich habe in den nordischen Eisregionen die Mitternachtssonne erwartet und bin in den paradiesischen Gärten Andalusiens gewandelt, doch keine, keine habe ich gefunden, die so wie Du mein ganzes Herz besitzt. Und als der Königin meines Herzens, soll auch fortan mein Leben Dir gewidmet sein; was ich besitze, soll nur dazu dienen, jeden Deiner Wünsche zu erfüllen; willst du es, so wollen wir reisen. Alles was die Erde an Kunstgenüssen, an Großem und Herrlichen zu bieten hat, es soll Dir werden. Ich liebe Dich, Rahel, hörst Du es, — und mich dürstet danach, endlich das berauschende Wort auch aus Deinem Munde zu hören."

Und als sie schwieg, sprach er, näher zu ihr Antlitz geneigt: „Ist Dir denn ganz entfallen, was Du mir einst gewesen? Rahel, erinnerst Du Dich nicht mehr jener Stunde eines Frühlingsabends, wo ich zum ersten und einzigen Mal das Geständnis wagte: ich liebe Dich, — und Du unter Schauern des Entzückens mir ewige Treue schwurst?“

Rahel antwortete auch jetzt noch nicht. Das Haupt leicht zur Seite geneigt, lauschte sie regungslos den glühenden Worten eines Mannes, dessen Liebe und Schönheit einst ihre ganze Seele erfüllten. — Weich und schmeichelnd stahlen sich die verwirrenden Laute in ihr Herz, — sie atmete schwerer in dem betäubenden und doch so fremdartig süßen Duft seiner bestrickenden Nähe, und über die Augen legte sich, goldflimmerndem Nebel gleich, ein Schleier. Und vor ihrem Geist erstand jener Frühlingsabend — Erdgeruch und keimendes Knospen — in den dämmernden Lüften schwellendes Wehen und verheißungsvolles Hoffen. Ich liebe Dich! Ja, ihr ganzes Leben hatte sie gedarbt. Nur in verborgenen Träumen durfte sie ahnungsvoll des zauberischen Versprechens jenes Frühlingsabends voll Stimmung und Poesie gedenken und zuweilen hatte wohl die bethörende Sehnsucht sie ergriffen, sich hinabzustürzen in das Wonnemeer der höchsten irdischen Seligkeit — des vergessenden Liebesrausches an der Brust des Mannes ihrer Wahl. Und die innere Stimme lockte und flehte: ist es denn Sünde, zu lieben, und würde Gott die Himmelslust des Paradieses dem armen Menschenkinde in die Brust gesenkt haben, wenn es Sünde wäre, ihr nachzugeben?

Und dann erstand ein anderes Bild vor Rahels geistigem Auge, verlockend, in verführerischem Glanze; sie sah sich selbst an Erichs Seite, sein Weib, im behaglichen Waggon dem Ziele ihrer längst gehegten Wünsche entgegenfahrend: Italien, dem Lande der Kunst und Schönheit. Verehrt, geliebt, beschützt von dem Gatten, alles ihr nennend, was das Weib für die höchste Errungenschaft zu halten pflegt, den Besitz des geliebten Mannes inmitten wohlgeordneter Verhältnisse. Und daneben sah sie auf der anderen Seite das Bild ihrer Zukunft im Hause der strengen alten Frau in der öden Heide, die Tage der Arbeit für die Bedürftigen, die Nächte oftmals der Pflege von Kranken gewidmet, — ein Schauer fuhr durch Rahels schlanke Glieder — — — — Und doch — — —

Ihr Blick fiel auf ein Bild, das aus dem Dunkel der Wand im Hintergrunde bemerkbar wurde; es zeigte die Umrisse des gekreuzigten Christus, um dessen sinkendes Haupt bereits der Glorienschein der sich befreienden Seele leuchtete. —

Da wagte sie es, dem Manne an ihrer Seite in das erregte Antlitz zu schauen, — sie sah die heißen Wangen, das Flackern der Sinneslust in den sprechenden Augen, den Blick des Mannes, der die Gestalt des Weibes begierig mißt, der trunken ist, von der Schönheit und dem Ebenmaß der Glieder; und Rahel fühlte, daß er nichts wußte von der Welt in ihr, daß ihre Seelen sich immer fremd bleiben würden, und ein unüberbrückbarer Abgrund sich zwischen ihnen dehnte.

Sie atmete auf, und sich gewaltsam aus dem betäubenden Rausch erweckend, der lähmend ihren Willen gefesselt hielt, erwiderte Sie Erichs Blick, der den ihren mit magischer Kraft festzuhalten und zu bannen suchte. Doch der Zauber, der Sie minutenlang umfangen gehalten, begann zu weichen, — Rahel stand im Begriff das arme Loos zu wählen.

„Sprich das erlösende Wort, Rahel", flehte er, heiser vor Leidenschaft.

Eine schwüle Pause folgte; deutlicher als zuvor klangen durch das Schweigen die Töne des einsamen Geigers empor, eine fremdartig süße Melodie, die gleich schmeichelndem Liebesgeflüster aus längst entschwundenen Zeiten, bestrickend wie Märchenzauber, durch die Saiten bebte.

Rahel wandte sich ab; etwas Geheimnisvolles, unbezwingbar Machtvolles zog sie fast unwiderstehlich zu dem Manne hin, — sie wußte, daß ihre Antwort ihr alles nehmen würde, was das Weib ersehnen darf von dem Glück und allen entzückenden Versprechen der Natur — und stechende Qual zerriß ihr erbarmungslos das Herz. — Doch zu gleicher Zeit war auch die warnende Stimme erwacht, ihr Bewußtsein kehrte zurück, sie erkannte, daß ihr nach Licht und Freiheit strebender Geist erniedrigt werden würde an der Seite des vor ihr knieenden Mannes, der nur den Körper begehrte.

„Unmöglich", hauchten ihre Lippen kaum vernehmbar.

Baron Stein zuckte zusammen, erhob sich und betrachtete die junge Frau mit finster zusammengezogenen Brauen.

„Unmöglich? Du liebst mich also nicht mehr, Rahel? All mein jahrelanges Warten und Empfinden war demnach einem Phantom geweiht, das mir entschlüpft, jetzt, wo ich es endlich in meinen Armen zu halten glaubte? Oh — ich hätte ahnen können, daß auch Du den Ruf der Flatterhaftigkeit Deines Geschlechts rechtfertigtest und nicht besser bist, als alle Uebrigen!"

„Es ist nicht das", erwiderte Rahel besänftigend. „Ich bin nur zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir unglücklich mit einander würden, weil ich Ihnen das nicht sein könnte, was Sie von mir erwarten; besser ist, ich gehe meinen Weg und Sie den Ihren; ist das eine schmerzliche Enttäuschung, so verzeihen Sie mir, — doch ich kann nicht anders, und der Kampf war für mich schwer genug".

„Wirklich?" fragte er, voll herber Bitterkeit. „Ich glaube nicht daran, da es Dir so trefflich gelungen ist, in starrem Eigenwillen Dein Herz für jede weichere Regung zu ertöten; arme verblendete Frau! Einer Chimäre hingegeben, wirst Du nur zu bald mit Schrecken erkennen, daß Du von eingebildeter Höhe Dich einem haltlosen Wahn geopfert hast, als Du dem blühenden Leben und seinen Freuden voll vermessenen Hochmuts den Rücken kehrtest! Denn für uns Sterbliche ist nur das Irdische wirklich, wahr und erkennbar, und darüber hinaus zu streben, ist nicht allein thöricht, sondern auch vergebens, da es dem Menschen niemals gelingen wird, den Vorhang zu lüften, der das Diesseits von dem Jenseits scheidet. Wer aber dennoch in verwegenem Fluge das Ziel

erreichen möchte, dem ergeht es wie Ikarus mit seinen künstlichen Flügeln; unvermeidlich stürzt er aus der vermeintlichen Höhe in die Tiefe des Nichts zurück".

Frau von Berneck schwieg eine Weile; warmes Mitleid für den Verschmähten regte sich. Aber durfte sie diesem Zweifler gegenüber, der so selbstgefällig sich erhaben dünkte über alles, was außerhalb seines engbegrenzten Horizontes lag, der jede Andeutung einer höheren, heiligen Ueberzeugung mit dem schneidenden Hohne seines Besserwissens geißelte, den Versuch einer Bekehrung wagen? Nein; Rahel gestand sich mutlos, daß es angesichts solcher Zuversicht und solchen Lebensdurstes gänzlich verlorene Liebesmühe sein würde.

„Zehn Jahre haben ausgereicht, um uns geistig zu trennen, Baron Erich, wir stehen uns heute fremd gegenüber", bemerkte Rahel leise. „Sie behaupten vielleicht, es sei die Mission des Weibes, aufzugehen in der Liebe zu dem Manne, hingebend sich seinem stärkeren Willen zu fügen, — dazu war ich einst bereit und mit Entzücken. Heute aber habe ich erkannt, daß es eine höhere Pflicht giebt angesichts der eigenen Seele, wo es sich um die Hingabe des ganzen Menschen handelt, und diese Pflicht heißt, wie ich schon einmal sagte — Entsagung und Entwöhnung von allem, was uns hinabzieht in den Staub des Irdischen, in den wirren Strudel der weltlichen Leidenschaften. Nicht mit den falschen Flügeln des Ikarus strebe ich zum Lichte, aber mutig und unentwegt verfolge ich den steilen Hochlandspfad, der mich emporführt zu den lichten Höhen der Wahrheit, der mich lehrt, der Sonne gerade in das strahlende Angesicht zu schauen, — und auf diesem Wege lichtvollen Erkennens giebt es keine Umkehr!"

Rahel hatte voll Begeisterung gesprochen, in ihren Augen strahlte die Flamme heiliger Ueberzeugung, und aus den Zügen leuchtete, schöner noch als die erwachende Morgenröte, die freudige Verklärung der durchgeistigten Seele".

Baron Stein hatte bewegungslos zugehört, — nur um die Lippen zuckte das alte, spöttisch-schmerzliche Lächeln.

„Ich hätte nie gedacht, Rahel, daß Sie, die Sie damals so nüchtern und verständig dachten, jemals zu so überspannten Ansichten gelangen würden; leider weiß ich jedoch nur allzugut, daß dergleichen Anschauungen stets mit einem Fanatismus verteidigt werden, der einer besseren Sache würdig und jeden Anlauf zu klarerer Einsicht scheitern läßt. So war denn meine Freude über unser Wiedersehen nichts als traurige Enttäuschung! Mir ist's, als könnte ich es nicht fassen! Rahel! Heißt Du mich wirklich gehen?"

Sie hatte sich ebenfalls erhoben und sah in das leicht zu ihr herabgeneigte Antlitz. Der Kampf in ihrem Innern hatte ausgetobt und der Ruhe nach dem Sturme Platz gemacht; es mußte sein; und blutete auch jetzt noch das Herz und zerrissen tödliche Qualen die Brust, — um sich selbst zu retten, wollte Rahel das Opfer bringen.

„Ich muß. Haben Sie innigen Dank für Ihre Liebe und Güte, mir ein schöneres Loos bereiten zu wollen als das arme; aber ich habe das arme für mich erwählt“.

Er ließ ihre Hand, die er ergriffen hatte, hastig fallen. „So hätten wir uns denn weiter nichts zu sagen“, stieß er verletzt, mit gezwungener Kälte hervor. „Ich gehe, Rahel, und wünsche Ihnen, daß niemals der Augenblick kommen möge, da Sie es bereuen, meine helfende Hand zurückgestoßen zu haben! Doch ich fürchte, ich fürchte, er wird kommen, wenn es — zu spät geworden ist“.

Erich Stein verbeugte sich tief, — sie wollte noch ein paar dankende Worte entgegnen, aber die Kehle blieb ihr wie zugeschnürt, von den trockenen Lippen fiel kein Laut. Er schritt hinaus, — halb mechanisch gab sie ihm das Geleite bis zur Thür; hier blieb Rahel horchend stehen. Sie hörte noch, wie er draußen Hut und Ueberzieher nahm — einige Worte mit dem Mädchen wechselte, dann die Treppen hinabging und die Hausthür schallend hinter sich schloß. Noch einmal wurden seine Schritte auf der nächtlich stillen Straße vernehmbar, — dann waren auch sie in der Ferne verhallt — — vorüber — — —

Geräuschlos, wie ein Schatten, näherte sich Rahel dem Tisch, — dort hielt sie inne, preßte die Linke gegen ihre Stirn und schloß die Augen, — eine Beute abgrundtiefen Weh's. Minuten flossen vorüber. Das letzte Ringen des weiblichen Empfindens mit den Freuden der Welt, mit allem, was die Erde köstliches zu bieten hat, lag abgeschlossen in der Vergangenheit. —

Allein!

Der Platz, wo Erich Stein noch kurz zuvor gesessen hatte, war leer; halbverwelkt lagen die Rosen auf der Samtdecke, — in der heißen Luft schwebte noch der berauschende Duft der Lilas de France. Ununterbrochene Ruhe; auch des Künstlers Geige dort unten war verstummt. —

Allein und — — frei!

Und das tiefe Schweigen dämpfte allmählich die hochgehenden Sturmeswogen in Rahels Seele; sie öffnete die Thür zum Balkon, der auf den Garten sah und trat hinaus. Ein leiser Ruf der Ueberraschung fiel von ihren Lippen und zugleich atmete sie in tiefem Zuge die reine Luft, die erfrischend ihre brennenden Wangen umspielte; ein wunderbarer Anblick bot sich hier; keine Wolken, kein verhüllender Nebel mehr. — Groß, klar und feierlich wölbte sich der sternenflimmernde Himmel in die unfaßbare, von Gottes Hauch durchwehte Unendlichkeit, und der weiße Glanz des Vollmonds breitete sein Licht auf die bereifte, regungslose Landschaft. Wie in einem Feentempel, verzaubert standen die Bäume des Parkes unter dem glitzernden, zierlichen Schmuck des Rauhreifs, — die Natur hatte gezeigt, was für ein Wunder sie ohne das belebende Sonnenlicht, nur aus Dunkelheit und Nebel zu weben vermochte. —

Rahel faltet die Hände; die Natur tröstet das im Schmerze zuckende Menschenherz nicht, aber sie beruhigt; ihr erhabener Dom steht weit ge-

öffnet, sie empfängt Alle an ihrer Brust, — die Menschen dürfen niederknieen an ihren Altären, sie trägt die Gebete aus den Tiefen der Seele empor zum Geist der Liebe.

Rahel sinkt auf ihre Kniee, und die Seele beginnt die stumme Zwiesprache mit ihrem Gott; unbestimmte, gebrochene Laute der Andacht und Demut, vermischt mit heiligen Schauern der Ahnung seiner Größe; in ihr ist alles nebelhaft — verschwommen; die Gedanken schwinden. — Nur das eine Streben ringt sich aus dem dunklen Chaos: hinauf zum Licht, zum Vater alles Seins.

Denn geisterhaft und dämmernd wie das Mondlicht wandelt die dem Licht entflossene Menschenseele hier unten über die dunkle Erde.

Vom nahen Kirchturm schlägt es zehn durch die feierliche Stille der Nacht.

Allein und frei! Allein tritt der Mensch ins Leben, allein trägt er den tiefsten Schmerz und das hehrste Glücksbewußtsein. Allein schreitet er durch die Pforte des Todes in ein neues Leben und allein ringt er sich aus seinem sündigen, erdgebundenen Ich empor zu den Regionen der Liebe und des ewigen Lichtes! —

Als Rahel sich erhebt und das Antlitz nach oben richtet, sind die Spuren des heißen Kampfes aus ihren Zügen verschwunden; sie hat sich selbst besiegt. Nichts Fremdes ist ihr in den Weg getreten, der sie zur Gottheit führen soll. Jahre der Entbehrung, Armut und Entsagung liegen vor ihr — doch verklärt von Mitleid und Menschenliebe, der eigensten und herrlichsten Mission des Weibes. — —



Das Ewige.

Dem, das überall gegenwärtig ist, nähern wir uns nicht mit den Füßen, sondern mit dem sittlichen Verhalten, nicht durch das Wandeln, sondern durch das Lieben. **Augustinus,** ep. LII ad Mac.

Verharre im Geistigen, damit der Gedanke an Gott stets in dir bleibe.

Ephrem. de vita ascet. ad Novit N 2.





Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.



Schwebende Zauberer.

Levitation.

„Professor" Kellar ist der berühmteste Taschenspieler und Kunststückmacher (Prestidigitateur) in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Zu seiner Ausbildung bereiste er früher 15 Jahre hindurch Indien und Afrika und veröffentlicht nun in der „North American Review" seine Erfahrungen mit Derwischen, Fakiren und Zauberern. Seine Erzählungen sind zwar wunderbar, aber für Diejenigen, welche in der Magie des übersinnlichen Phänomenalismus einigermaßen belesen sind, durchaus in Uebereinstimmung mit unzähligen anderen Thatsachen. So ist besonders die Aufhebung der Schwerkraft (Levitation) eine so oft von den Yogis (Fakiren) in Indien ausgeführte Leistung, daß wir wohl leicht ein halbes Dutzend authentischer Berichte von Augenzeugen darüber zusammenstellen könnten. „Professor" Kellar erzählt Folgendes:

„Im Winter 1875 wurden zu Ehren der Anwesenheit des Prinzen von Wales Volksfeste in Calcutta veranstaltet. Der Versuch, den ich im Folgenden erzählen werde, wurde in Gegenwart des Prinzen und von ungefähr 50000 Zuschauern ausgeführt. Nach einer Verbeugung vor dem Prinzen grub ein alter Fakir drei Säbel mit dem Griffe nach unten etwa sechs Zoll tief in die Erde ein. Die Spitzen der Säbel waren scharf geschliffen, wovon ich mich später überzeugte. Ein anderer Fakir, der jünger und dessen schwarzer Bart fächerförmig geteilt war — wie wir es nennen, nach der englischen Mode, obwohl der Ursprung dieser Mode in Hindostan zu suchen ist — näherte sich darauf und auf ein Zeichen seines Meisters legte er sich mit an den Körper geschlossenen Armen auf den Boden. Nach ein oder zwei von dem Greise ausgeführten magnetischen Strichen schien er steif und leblos zu sein. Da trat ein dritter Fakir dazu und nahm ihn bei den Füßen, während der Alte den Kopf ergriff, und so trugen sie

den leblosen Körper und legten ihn auf die Spitzen der Säbel, ohne daß die Spitzen irgendwie in das Fleisch eindrangen. Die eine Spitze war unter dem Genick, die zweite zwischen den beiden Schultern, die dritte am Ende der Wirbelsäule placiert. Die Beine hatten keinen Stützpunkt. Der Körper hing weder nach rechts noch nach links. Er schaukelte nur mit einer mathematischen Regelmäßigkeit. Da ergriff der alte Fakir einen Dolch, mit dessen Hülfe er die Erde um den Griff des ersten Säbels entfernte; dann riß er den Säbel aus der Erde, steckte ihn in seinen Gürtel, ohne daß der Körper auch nur im Geringsten aus seiner Lage gebracht wurde. Dann wurde der zweite und dritte Säbel entfernt und dennoch behielt im vollsten Tageslicht vor den Augen von Tausenden Zuschauern der Körper seine horizontale Lage, etwa zwei Fuß über dem Boden bei. Dann rief der alte Fakir seinen Gehülfen herbei. Beide ergriffen den in der Luft schwebenden Körper und legten ihn auf die Erde. Nach einigen von dem Alten ausgeführten magnetischen Strichen erhob sich der junge Fakir in demselben Zustande wie vor dem Versuche".

Kellar's zweite Erzählung spielte in Afrika, im Lande der Zulus. Er hatte zu wiederholten Malen die Geschicklichkeit eines Zulu-Zauberers rühmen gehört und er wünschte lebhaft, einige Proben seiner Geschicklichkeit zu sehen; aber seinerseits wollte der schwarze Hexenmeister sich nicht vor dem Professor produzieren, und es bedurfte des größten Zuredens von Seiten seiner Landsleute, um ihn dazu zu bewegen. „Endlich entschloß er sich und ergriff seine Keule, deren Ende er an einen ungefähr zwei Fuß langen Riemen band. Ein junger, athletisch gebauter Zulu, dessen Augen während der Vorbereitungen auf seinem Herrn mit einem Ausdrucke furchtsamer Ruhe geheftet waren, ergriff nun auch seine Keule und band sie an einen ähnlichen Riemen. Beide stellten sich nun in einer Entfernung von etwa sechs Fuß auf; sodann begannen sie, grell beleuchtet von dem Herdfeuer, mit großer Geschwindigkeit die Keulen über ihren Köpfen kreisen zu lassen. Ich bemerkte, daß in dem Momente, da in der Geschindigkeit des Drehens die Keulen sich zu begegnen schienen, von der einen Keule zur andern eine Art leuchtender Schein auszustrahlen schien. Das dritte Mal erfolgte eine Detonation, ein Funke schien aufzuflammen, die Keule des jungen Mannes zersprang und er selbst fiel leblos auf den Boden. Da wendete sich der Zauberer zu den Gräsern, die wenige Fuß hinter uns wuchsen und pflückte eine Hand voll von ungefähr drei Fuß Länge. Dann drehte er das Gras mit einer eigentümlichen Bewegung, wie früher die Keule, über den Kopf des jungen Zulus, der steif wie ein Kadaver dalag. In einem Augenblicke schien das Gras Feuer zu fangen, obwohl der Zauberer mindestens zwanzig Fuß vom Feuer entfernt war, und dann verbrannte es mit deutlich hörbarem Knistern. Indem er sich dann dem noch immer starren jungen Manne näherte, schwenkte er langsam das brennende Gras vor dessen Gesicht in einer Entfernung von etwa ein Fuß. Zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen erhob sich darauf der Körper vom Boden und schwebte in einer Höhe

von drei Fuß über demselben, dem er sich näherte oder von dem er sich entfernte, je nachdem die Bewegung des brennenden Grases eine schnellere oder langsamere war. Als das gänzlich verbrannte Gras weggeworfen worden war, nahm der Körper seine horizontale Lage auf dem Boden wieder ein, dann nach einigen von dem alten Zauberer ausgeführten magnetischen Strichen sprang der Zulu auf, scheinbar gar nicht angegriffen von diesen phantastischen Versuchen".

Diese beiden hier erzählten Experimente sind bis auf einige Details der Inscenirung ganz identisch; beide bestehen in einer Aufhebung der Schwerkraft. Herr Kellar versucht auch nicht, sie zu erklären; er begnügt sich zu sagen: „All dies erschien mir damals und erscheint mir auch heute unerklärlich".

B. v. F.

Was war es?

An den Herausgeber. — Ich erlaube mir, Ihnen hier zwei Vorfälle aus meinem Leben mitzuteilen, für die ich keine rechte Erklärung finden kann; vielleicht können Sie mir darüber etwas sagen.

Kurz vor dem Tode meiner Mutter hatte ich eine seltsame Erscheinung. Meine Eltern wohnten damals in Salder, einem Dorfe in der Nähe Wolfenbüttels, während ich selbst in Braunschweig verheiratet war. Meine Mutter war sehr schwer am Typhus erkrankt und die Hoffnung auf Genesung gänzlich ausgeschlossen. Am Abend vor ihrem Hinscheiden saß ich und die Wärterin mit meinem jüngsten Kinde an dem Sofatische, worauf die brennende Lampe stand, und wir sprachen über meine kranke Mutter. Da sprang plötzlich ein großes schwarzes Tier über meinen Schoß und über den Tisch hinweg. Wir schrieen laut auf und waren dann eine Zeitlang vor Schrecken starr und sprachlos. Dann suchten wir überall im Zimmer umher; es war aber nirgends eine Spur von dem Tiere zu entdecken. Die Thüren und Fenster waren sämtlich geschlossen gewesen, so daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Als am folgendem Tage die Nachricht von dem Tode meiner Mutter eintraf, brachte ich natürlich die Erscheinung damit in Zusammenhang. Aber im Besondern blieb mir das Ganze doch völlig rätselhaft. —

Etwa vier Wochen später erkrankte auch meine jüngere Schwester am Typhus. Drei Tage vor ihrem Tode hörten alle in unserm Hause nachts stundenlang ein markerschütterndes Weinen, das besonders in der Kammer, wo ich und mein Mann schlief, sehr laut war ünd scheinbar ganz aus der Nähe ertönte, so daß sich mein Mann in eine entfernte Kammer umquartierte. Ja selbst die Nachbarn schickten zu uns und ließen anfragen, wer denn bei uns so schrecklich weine. Mit dem Tode meiner Schwester verstummte das Weinen; später haben wir es nie wieder gehört.

Anna Decken.

Die Physiologie beschäftigt sich bekanntlich nicht mit den *wesentlichen* Ursachen, sondern nur mit der Feststellung von Thatsachen und ihrem *anscheinenden* Zusammenhange. Fälle, wie die zwei hier be-

richteten, kennzeichnet die Physiologie als „Hallucinations-Uebertragungen“; und das werden sie unzweifelhaft gewesen sein, denn objektiv reale Erscheinungen der äußeren Sinnenwelt lagen hier nicht vor: das schwarze Tier im ersten Falle war kein stofflich lebendiges, und im andern Falle weinte auch kein irdisch verkörpertes Wesen in dem Sterbehause. Dennoch haben die sog. „Hallucinationen“ offenbar einen Zusammenhang mit den Todesfällen und deren Ursache ist daher als eine „übersinnliche“ zu bezeichnen. Zu ihrer Bewerkstelligung dienten wohl Elementarwesen. Warum aber diejenigen Intelligenzen, welche diese Hallucinationen der Frau Decken bewerkstelligten, ihr gerade auf diese Weise die ihr bevorstehenden Trauerfälle vorher anzeigten, das ist lediglich aus subjektiver Kenntnis der Personen heraus zu beantworten. Nicht undenkbar wäre auch die Annahme, daß es die hellsehende Seele der Frau Decken selbst war, deren hochgradige Erregung jene Elementarwesen, ihr äußersinnlich unbewußt, in Bewegung setzte. H. S.

Telenergie.

An den Herausgeber. — Vergebens habe ich in der mir zugänglichen Litteratur Ausführlicheres über die Gabe des Fernsehens zu erfahren gesucht. Nur in dem überaus gehaltvollen Novemberhefte der Sphinx, welche Sie die Güte hatten, mir zugehen zu lassen, fand ich eine Stelle aus E. M. Arendts Erinnerungen, welche auf den vorübergehenden Besitz dieser Gabe hinwies.[1])

Ohne meine Veranlassung, mein Zuthun noch Verdienst bin ich unter der Behandlung hellsehender Shakers, bezw. Gleichgesinnter, und seit drei Monaten ist mir kein Augenblick bewußt, wo nicht sowohl Mrs. Lemley aus West-Landlake als auch Elder Isaac Anstatt von den Shakers der Albany County aus der Ferne durch ihre Gabe des Hellsehens mir nicht nur wie ein Schatten folgen, sondern in lauter Stimme zu mir sprechen, sei es meine Gedanken überwachend resp. verbessernd oder sie in demselben Geiste wiederholend, in welchem ich sie unausgesprochen denke. Lange Zeit drangen die Stimmen — aus guten Gründen — so zu mir, daß ich im Glauben war, sie folgten mir ständig. Seit sie es für zeitgemäß hielten, mich vollständig aufzuklären, hörte ich die Stimmen wechselnd von den verschiedensten Richtungen und bin überzeugt, daß die Besitzer dieser Gabe, die allerdings durch ihre Selbstlosigkeit und Herzensgüte auf meine Seele den tiefsten Eindruck gemacht haben, von ihren ungefähr 15 engl. Meilen von einander entfernt gelegenen Wohnplätzen aus mich sehen, hören und meine leisesten Gedankenregungen mitempfinden, und zwar vermöge der Sympathie für meine geistigen und körperlichen Leiden.

Ein Artikel in der N. Y. Sun vom 29. Jan. d. J. über die hohen Gaben der indischen Okkultisten bestätigt, was den Shakers längst bekannt, dem Edw. Carpenter, dem Gewährsmann des erwähnten Aufsatzes aber

[1]) Du Prels Aufsätze in der „Sphinx“.

kaum je zu Gehör gekommen zu sein scheint: daß selbstloses, keusches, gottergebenes Leben die Bedingung vom Besitze des Hellsehens ist. Daß diese Gabe nicht allein Shakers, sondern auch verheiratete Christen besitzen, hatte ich Gelegenheit in der Familie des Herrn Campbeck zu beobachten, [welcher ebenfalls durch seine Sympathie meine Liebe und Bewunderung gewonnen hatte und mir in der gleichen, oben angedeuteten Weise tagelang von seinem Heim bis zu 10 Meilen weit anscheinend aus nächster Nähe zu mir sprach, resp. meine Gedanken las. Was aber noch mehr mein Erstaunen erregt, war die Beobachtung, daß die Stimmen meiner Wohlthäter in mir nicht zugänglicher Weise zu der nächsten Umgebung sprachen, dieser meine Gedanken mitteilten, so daß ich von mir gänzlich Fremden meine unausgesprochenen Gedanken im Nebenzimmer oder in Nebenstraßen oder hinter mir laut wiederholen hörte. Ich habe allerdings währenddessen wahrgenommen, daß nichts meinerseits, selbst die leisesten Aeußerungen der Undankbarkeit die Stimme des Tones der Sympathie zu berauben vermochten. — Ich bin nun geneigt, die Gabe Anna Lees, in ihr unbekannten Sprachen zu reden, wie es von ihrer Verteidigung in Manchester von glaubwürdigen Zeugen berichtet wird, durch die Sympathie gleich hochbegabter, weit entfernt lebender Seelen, wie z. B. indischer Okkultisten und deren Mitteilung vermittels Hellsehens erklären. Ich bedaure, in Europa von keinem gleichartigen Falle des Hellsehens gehört zu haben; doch sind Sie gewiß besser unterrichtet.

P. Breitkreuz.

Ein neuer Aether-Strahlapparat.

In unserm XIII Bande haben wir wiederholt (88 und 285) auf Oskar Korschelt's „Sonnenäther-Strahlapparate" hingewiesen, welche die Wirkungen des „Heilmagnetismus" erzielen, ohne mit dessen Nachteilen behaftet zu sein. Seit Mitte vorigen Jahres nun hat Korschelt eine neue Drahtscheibe (Nr. 7) erfunden, die in gleicher Weise, nur viel stärker, ganz merkwürdige Wirkungen hat. Sie besteht aus einer Platte von 13 cm Durchmesser, welche von einer unteren Zink- und einer oberen Kupferscheibe gebildet wird; sie ist in Spiralwindungen durchlocht, und durch diese Löcher zieht sich ein Drahtkabel aus 5 Kupferdrähten, wovon je einer vergoldet, versilbert, vernickelt und verzinnt, der fünfte aber ohne Überzug ist. Die Drahtscheibe trägt noch einen kleinen Aufsatz, auf dem wieder eine Drahtspirale sich um Kupferstifte herumwindet, die mit der Spitze aufwärts gekehrt sind. Im Gebrauche kann man entweder den ganzen Apparat gegen die zu heilende Stelle halten oder auch den Aufsatz abschrauben und bloß die größere, untere Scheibe auf die betreffende Stelle legen. Die Anwendungszeit ist 10 bis 30 Minuten. Es sind mit diesem Apparate ganz ungewöhnliche Wirkungen nicht nur in Fällen von Rheumatismus, sondern vor allem in veralteten Fällen von Gicht erzielt worden. Merkwürdig ist wohl auch, was Korschelt darüber mitteilt, wie er sich die Art der Wirkung dieses Apparates vorstellt:

Ich glaube, daß mir die Lösung eines Problems in der Drahtscheibe gelungen ist; ich schließe das nicht nur aus den mehrmonatlichen recht günstigen Erfahrungen, die ich mit der Drahtscheibe bei alten Gichtleiden und in anderen Fällen machte, sondern auch aus den direkten Wahrnehmungen hochsensitiver Personen beim Betrachten der Drahtscheibe. Dieselben sehen nämlich (nicht in der Dunkelkammer, sondern beim Tageslichte) einen Aetherwirbel um die Drahtscheibe, nach oben sich erhebend, fließen, welcher dem Verlaufe der Doppelspirale in der Scheibe folgt, also von außen gesehen von links nach rechts sich bewegt. Um den Aufsatz rotiert ein zweiter Wirbel, der, der umgekehrten Richtung von dessen Doppelspirale entsprechend, von rechts nach links fließt. Beide Wirbel fließen dann durch einander und bilden, nach oben in eine Spitze auslaufend, einen Kegel, dessen Höhe etwas größer ist, als der Durchmesser der Drahtscheibe. In diesen Wirbeln sind zahlreiche Funken von verschiedenen Farben sichtbar, deren Durcheinanderspiel schließlich alle Farben des Regenbogens erzeugt, so daß sich nicht ausmachen läßt, welche Farben ursprünglich in den Funken vorhanden sind. Die gleichzeitig nach rechts und nach links verlaufende Drehbewegung des spitzen Aetherwirbels hat, so kann man sich vorstellen, die Kraft, die festgelagerten Fremdstoffe loszubohren und in die Moleküle zu zertrümmern, worauf der Eintritt derselben in die Blutbahn und die Ausscheidung aus dem Körper ohne oder zweckmäßiger mit Hülfe der alten Aether-Strahlapparate stattfinden kann.

Den Kennern der altindischen Sanskrit-Litteratur wird es nicht entgehen, daß zwischen den theoretischen Anschauungen, die der Konstruktion der Drahtscheibe zu Grunde liegen, und der Lehre der altindischen Tatwa-Philosophie von den fünf Arten des Aethers (âkâsa, vayu, taijas, apas, prithivi) eine Beziehung besteht. Ich bemerke daher, daß ich die Drahtscheibe bereits konstruiert hatte, als ich auf die Tatwa-Philosophie aufmerksam wurde.

Diese Apparate sind allerdings wegen ihrer Herstellung etwas kostspielig (25 Mark). Die Versuche aber, die wir damit haben anstellen lassen, haben uns deren Wirksamkeit bewiesen. **H. S.**



Dr. Hart und die wissenschaftliche Zauberei.

In meiner Studie „Der König der Exorcisten und die modernen Zauberer von Paris", welche im Aprilhefte der „Sphinx" veröffentlicht wurde, wies ich auf die Experimente eines englischen Arztes, Dr. Hart, hin, die in einem Artikel des Pariser „Figaro" vom 10. Dezember, betitelt „l'Envoûtement", besprochen wurden. Nach dessen Darstellung soll Dr. Hart die Experimente des Herrn de Rochas bezüglich der Uebertragung der Sensibilität und des Bildzaubers durch Suggestion erklärt und gefunden haben, daß die Hypnotisierte oder die mit dem Magnetiseur einmal in Rapport gebrachte Person auch dann den Schmerz der in die Wachspuppe geführten Stiche empfand, wenn diese nicht zuvor in die „Odschichten" gehalten wurde. Ich hatte schon damals, als ich diese Studie in der „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie" zu München vortrug, Bedenken, ob ich einer Zeitungsnachricht über das neue wissenschaftliche Problem unbedingten Glauben schenken dürfe.

Es stellte sich nun in der That nachträglich heraus, daß die Berichte über die „Untersuchungen" des Herrn Dr. Hart keineswegs umfassend und korrekt dargestellt waren. Erstlich scheinen dessen „Forschungen" keineswegs Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung erheben zu dürfen, wie

wir gleich sehen werden. Sodann hat auch der „Forscher" seine angeblichen Entdeckungen zu einem Feldzuge in der Presse gegen den ihm offenbar wenig bekannten Magnetismus benutzt, auf welchen schon Dr. Hübbe-Schleiden in seinem Aufsatze über „wissenschaftliche Zauberei" im Maihefte aufmerksam gemacht hat.

Ueber die Experimente des Dr. Hart erhielt ich nun zu meiner Freude vor kurzem eine hochinteressante Schrift meines Freundes und Mitbruders, Gérard Encausse, des berühmten okkultischen Autors (Papus), Präsidenten der Groupe d'Etudes Esotériques Frankreichs, und Chefs des hypnotherapeutischen Laboratoriums in der Charité zu Paris. Dieselbe ist betitelt: De l'Expérimentation dans l'Etude de l'Hypnotisme, à Propos des Prétendues Experiences de Controle de M. Hart de Londres. Encausse weist in ihr auf Grund seiner umfassenden Erfahrungen nach, welche Hauptbedingungen zu jeder neuen hypnotischen Forschung notwendig sind. Er erläutert die Notwendigkeit einer sehr großen Erfahrung auf hypnotischem Gebiete, die der stetigen Neuwahl der Versuchspersonen, da nach seiner Kenntnis mit „Professionshypnotikern" nicht fortdauernd experimentiert werden könne, und macht darauf aufmerksam, wie wichtig es bei der Forschung sei, daß jede Voreingenommenheit durch Theorien fehle. Sodann beweist er, wie wenig Dr. Hart, dessen Doktordiplom ähnlichen Wert wie das des Dr. Herz besitzen soll, diesen Anforderungen entsprochen hat. Derselbe ist von Dr. Luys anfänglich in freundschaftlicher Weise in das hypnotherapeutische Laboratorium der Charité zugelassen worden, hat aber bald dem Dr. Luys vorgeschrieben, er solle seine Art des Experimentierens ändern. Dieser hat ihm jedoch geantwortet, er habe dieselbe nur nach eingehenden Forschungen angenommen und er könne deshalb nicht dem Wunsche seines Besuchers entsprechen. Vergeblich hat der englische Arzt sodann versucht, in Abwesenheit des Dr. Luys auf die Versuchspersonen desselben einzuwirken. (!) Wie aus dem Berichte des Weiteren sich ergiebt, schickte sich nunmehr Hart an, eine „wissenschaftliche Kommission" zur Prüfung der neuen in der Charité beobachteten Phänomene einzusetzen. Diese Kommission bestand aus folgenden Autoritäten: 1) Einem Herausgeber einer medizinischen Wochenschrift in Paris, der gar keine hypnotische Praxis hatte, 2) Dem Herausgeber eines amerikanischen Journals, der an Erfahrung seinem Kollegen ebenbürtig war, 3) einem Manne, der Professionshypnotiker herbeigebracht hatte. 4) einem obskuren Engländer und einem Doktor der Philosophie, welche gleichfalls auf hypnotischem Gebiete ohne Kenntnisse waren. Diese „wissenschaftliche Kommission" forschte nunmehr einige Stunden lang mit einigen Versuchspersonen von Profession, die der Leiter des hypnotherapeutischen Laboratoriums als untauglich nicht zugelassen hatte, und erklärte sodann die Wissenschaft für gerettet, sowie die achtjährige Erfahrung des Dr. Luys und die sechsjährige des Obersten von Rochas für nichtig. (!) Wie wir sehen, wurde also keine der notwendigen Bedingungen für neue hypnotische Forschung von diesen „Kennern und Gelehrten" erfüllt. Wenn man

nun bedenkt, daß dagegen Oberst de Rochas und Dr. Papus bei ihren Experimenten bezüglich Auslösung der Sensibilität auf's sorgfältigste dieselben beobachteten und nie Versuchspersonen von Profession gebrauchten, so wird man leicht erkennen können, welchen Wert die Angriffe des Dr. Hart diesen Forschern gegenüber haben und wird gewiß dem wohlmeinenden Rate beipflichten, den Dr. Encausse dem Dr. Hart giebt, er möge in Zukunft durch strenge Befolgung der Regeln, die von kompetenten und erfahrenen Gelehrten aufgestellt sind, es vermeiden, sich lächerlich zu machen.

Thomassin.

Ein Traum Scheffels.

Das „Jahrbuch des Scheffelbundes"[1]) 1893 bringt auf Seite 83—84 eine Mitteilung aus dem Leben Scheffels, welche mit der Chiffre F. E. gezeichnet ist und die sich betitelt:

„Ein interessanter Traum".

„Wohl von wissenschaftlichem wie allgemeinem Interesse dürfte nachstehende Schilderung eines Traumes unseres Dichters J. V. v. Scheffel sein, den ich einem Briefe desselben an seinen Freund, den Dichter Ludwig Eichrodt vom Jahre 1859 entnehme, und weiteren Kreisen nicht vorenthalten möchte. Scheffel schreibt u. A.: „Unser guter nobler Meister Ludwig Knapp ist todt. Ich war heftig ergriffen von der Kunde. Wenige Tage, nachdem mir sein Stiefkind L. M. seinen Tod meldet, träume ich Folgendes: „Ich sitze, wie täglich, im Museum beim Spiel. Kommt der Museumswirt H. und sagt: Herr Doktor, Sie sollen hinauskommen, es ist ein Fremder draußen, der Sie sprechen will. Ich gehe in den Gang vor den Saal — steht mein alter Herzbruder Knapp draußen im Frack und weißer Halsbinde, das Gesicht totenweiß . . die Züge lächelnd und fein wie immer, und sagt hastig die zwei Worte zu mir: „Durchpassieren, durchpassieren!" drückt mir die Hand und verschwindet.

„Wieder etliche Tage später erhalte ich einen Brief von Sch., worin merkwürdiger Weise mitgeteilt wird, daß er in letzter Willensanordnung verboten, ihn im Sterbehemd zu Grabe zu legen und ausdrücklich Frack und feinste Toilette als Totengewand verlangt. Ich denke mir's gar schön, wie die Seele eines Naturforschers der körperlichen Zusammenhänge ledig, als unsichtbares aber individuelles Atom im Revier des Unsichtbaren mit Blitzes- und Gedankenschnelle auf- und niederschwebend, vom Gefühl Gottes als Weltganzem bewegt, erschüttert und in ihren irdisch noch anklebenden Eindrücken einer gänzlichen Revision unterzogen wird. Wo mag sein „unsterblich Teil" weilen"?

F. E.



Telepathie.

Eine unserer Mitarbeiterinnen erzählt folgenden interessanten Fall von Telepathie, welche den vielen hunderten der von der „Society for Psychical Research" in London gesammelten Thatsachen angereiht werden kann:

Ich erinnere mich eines alten Bekannten, eines im Dienste ergrauten Kriegers, den manche Narbe schmückte, und den bei schlechtem Wetter ein unangenehmes Jucken in den Beinen an die vielen Lager unter freiem Himmel mahnte; der (obwohl er selbst über den „Köhlerglauben" gerne spottete) doch einst, als ein kleiner Kreis guter Bekannter am Kamin saß, durch eine Bowle Punsch in eine mitteilsame Stimmung versetzt, während draußen der Schnee die Landschaft in sein Leichentuch hüllte, folgende rätselhafte Begebenheit aus seinem Leben mitteilte:

[1]) „Nicht rasten und nicht rosten", so betitelt sich nach Scheffel's Wahlspruch das alljährlich bei Bonz & Co. in Stuttgart erscheinende Jahrbuch des Scheffelbundes.

„Ich hatte einen älteren Bruder", erzählte er, „an dem ich mit seltener Liebe hing. Leider führten uns unsere Berufsneigungen weit auseinander Er hatte schon als Kind Neignng zum beschaulichen Leben gezeigt und trat als Jüngling in das Seminar ein; ich kam kurz nachher in eine Militärschule, denn Soldat zu sein, galt mir als das wünschenswerteste Ziel. Mein Bruder, der sich durch seltene geistige Thätigkeit auszeichnete, erklomm verhältnismäßig rasch die Stufenleiter geistlicher Würden. So weit wir aber auch im Laufe der Zeit durch Beruf und Ort getrennt waren, so innig bewahrten wir uns doch die brüderliche Liebe und blieben in ziemlich regem, geistigen Verkehr.

Ich hatte schon manche Schlacht mitgemacht und manche Narbe zeugte davon, als ich mit 44 Jahren in Folge einer Wunde am linken Beine, die ich bei Solferino erhalten, mit schwerem Herzen den Abschied nehmen mußte. Ich verbrachte einige Zeit bei meinem Bruder, der in einem kleinen österreichischen Städtchen den Hirtenstab eines Bischofs führte und wegen seiner Leutseligkeit von seiner Diözese geliebt und geehrt ward. Nach einigen Wochen traulichen Beisammenseins jedoch zog ich mich auf das Gütchen zurück, das ich von meinen Eltern ererbt hatte.

Ich hatte daselbst schon einige Jahre meinen Kohl gebaut, als ich an einem düsteren Novemberabend meiner Gewohnheit gemäß in der Dämmerung, die nur unbestimmt durch die Glut im Kamine erleuchtet war, meine kleine Zimmerreihe auf- und niederschritt. Manch' Bild vergangener Zeiten entrollte sich vor meinem Auge, bei dem meine Erinnerung bald gerne, bald schmerzlich berührt, verweilte.

Plötzlich ward ich durch eine unerwartete Helle betroffen, die aus dem letzten Zimmer drang. Ich trat näher und erblickte zu meinem Entsetzen in der Mitte der Stube einen Katafalk und drinnen von hohen angezündeten Kandelabern umgeben die Leiche meines Bruders mit Inful und Kreuz. Mir selber nicht trauend, eilte ich näher, da — verschwunden war Lichterglanz und Katafalk, und ich befand mich in der vorigen Dunkelheit.

Rasch durchschritt ich die beiden anderen Zimmer und zog die Klingel. Als der eintretende Diener mir das gewünschte Licht gebracht, ging ich unter einem Vorwande in seiner Begleitung in das Zimmer, wo mir die Vision erschienen. Alles war in der alten Ordnung. Die altertümlichen Lehnstühle standen unverrückt um den Eichentisch.

Den nächsten Morgen, als ich nach langem Hin- und Herwerfen auf meinem Bette etwas Ruhe gefunden, wurde ich durch Hundegebell und Stimmengewirr aufgeweckt.

Von jäher Ahnung erfaßt, eilte ich dem klopfenden Diener zu öffnen. Er überbrachte einen verspäteten Brief, darinnen die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines Bruders stand". **Gizella Vlahov.**



Telepathie.

Von einem seit Jahren der Redaktion bekannten evangelischen Geistlichen ward diese kleine Einsendung empfangen. Vielleicht regt sie die Leser mit dazu an, in ihren Kreisen die vielen ähnlichen Vorkommnisse zu beachten. **P. D.**

Von benachbarten Geistlichen wurden wiederholt folgende Geschehnisse mitgeteilt. Sie sind ganz zuverlässig.

1. Pastor B. in H. sagt aus: a. „Der mir genau bekannt gewordene Vorsteher einer Blindenanstalt, S. in K., erzählte öfter: „Meine alte Mutter, in Belgien wohnend, wähnte ich wohlauf. In einer Nacht sah ich sie träumend im Sarge liegen. Bald erfuhr ich, in eben der Nacht wäre sie gestorben. b. Die Wittwe des Regimentsarztes E., wohnhaft bei dem Kaufmann J. in Hadersleben, besuchte einst Verwandte in Norwegen und wurde erst nach längerer Zeit zurückerwartet. Pastor E. in V., ihr Sohn, mir bekannt, war damals Primaner in Hadersleben. Selbiger nahm an einem Nachmittag teil an einem Ausflug der befreundeten Kaufmannsfamilie außerhalb der

Stadt. Zufolge eines inneren Eindrucks sagte er in dem Etablissement Bögho-ved, wo die Gesellschaft weilte: „Ich muß aufbrechen. Meine Mutter ist zurückgekommen". Vergebens suchte man ihn zurückzuhalten. Er eilte der Stadt zu. Unterwegs begegnete ihm ein Kommis des Kaufmanns, bei dem die Mutter wohnte. Der Sohn war der erste, der ausrief: „Sie sollen mich holen; meine Mutter ist gekommen". Es war so.

2. Pastor P. in U. sagt aus: a. „Mein Vater war Ortsvorsteher in M., Holstein. Eines Tages war er mit dem Nachbar ausgefahren und kam abends nicht rechtzeitig nachhause. Meine Mutter wachte, ihn erwartend. Da hörte sie von draußen ans Fenster klopfen und vernahm die Stimme jenes Nachbarn: „Geh' nach der und der Stelle — eine Viertelstunde vom Hause entfernt." Meine Mutter folgte der Stimme, ging dorthin, fand den Wagen bei Unwetter umgeworfen und meinen Vater mit gebrochenem Bein im Chausseegraben liegen; der Nachbar war bei ihm. Der sagte: „Ich dachte und wünschte lebhaft, Sie möchten kommen". Mein Vater fand Heilung. b. In Plön, Holstein, wo ich Primaner war, wußte ich, daß ein mir befreundeter anderer Primaner tiefe Zuneigung zu der Tochter eines angesehenen Hauses dort fühlte, sich ihr aber nicht zu erklären wagte. 1869 studierten wir beide in Tübingen. Weil er der Universität näher als ich wohnte, pflegte ich ihn morgens dorthin abzuholen. Im Frühjahr s. J. fand ich ihn eines Morgens noch nicht aufgestanden. Er erklärte, nicht mitgehen zu können; ich aber solle jedenfalls bald möglichst wieder zu ihm kommen. Um elf Uhr war ich wieder bei ihm. Er sagte: „Ohne mir bewußte Ursache erwachte ich in der letzten Nacht. Wachend sah ich sie (jene ihm Teure, mir Bekannte) vor mir stehen. An ihrer Hand war ein Verlobungsring. Alsbald war sie verschwunden". Bald danach erfuhren wir die erfolgte Verlobung mit einem Andern. In den Sommerferien desselbigen Jahres kam ich nach Plön und fand bei Gelegenheit eines Besuchs in ihrem elterlichen Hause Gelegenheit, mit der Betreffenden privat zu sprechen. Sie sagte mir: „Oft dachte ich: wird Ihr Freund sich mir erklären? Er that es nicht. Bei Gelegenheit einer Gesellschaft in unserm Hause, welche sich bis spät nachts ausdehnte, begehrte mein gegenwärtiger Verlobter Uhr eins meine Hand und gab mir Uhr drei den Verlobungsring. Der Eindruck ist mir geblieben: als ich den Ring anlegte, mußte ich aufs lebhafteste an Ihren Freund denken mit der der Frage: was wird er dazu sagen?" Das meinen Freund tief Bewegende war geschehen eben in jener Nacht um drei Uhr.

3. Pastor J. in R. sagt aus: 1876 studierte ich in Kiel. Nach Briefen hatte ich über das Befinden meiner Eltern bei Hadersleben keine Befürchtung. Am 15. Dezbr. s. J. legte sich auf mich eine meinem Verstande widerstrebende innere Beunruhigung, die mich wider Willen zwang, noch am selbigen Tage Vorbereitung zu einer Reise nachhause zu treffen. Nächsten Morgen 6 Uhr reiste ich mit der Bahn von Kiel nach Hadersleben ab. Dort angekommen, hatte ich noch eine Strecke Wegs bis zu meinem Elternhause vor mir. Von wachsender Unruhe erfüllt, kehrte ich bei Bekannten in Hadersleben nicht ein und eilte, so schnell ich vermochte, weiter. Ich trat an das Sterbelager meiner Mutter. Nach meinem Eintritt lebte sie noch zwanzig Minuten. Die ersten zehn Minuten davon hatte sie noch Bewußtsein, richtete in unvergeßlicher Weise ihren Blick auf mich und nannte meinen Namen. Dann entschlief sie. **G. T.**



Eusapia Palladino's Erschöpfung.

Das bekannte Mailänder Medium Eusapia Palladino ist durch die vielen Manifestationen, welche durch dasselbe stattfanden, so erschöpft, daß es eine Zeitlang dringend der Ruhe bedarf. Wieder eine Mahnung, bei der Ausbildung und dem Gebrauche von Medien die größte Vorsicht walten zu lassen oder besser auf die niederen Phänomene des Mediumismus zu verzichten. **Thomassin.**



Ein Gedankenleser.

Die Pariser Tageszeitungen beginnen sich immer mehr mit Experimentalpsychologie und Dingen aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften zu beschäftigen. Nachdem sich deren Redakteure und Mitarbeiter, wie aus meiner Studie über den Exorcistenkönig zu ersehen ist, längere Zeit über die Frage des Bilderzaubers herumgestritten, bringen sie gegenwärtig spaltenlange Artikel über den bekannten Gedankenleser Pickman. Derselbe hat vor kurzem, wie wir einer Nummer des „Petit Journal" (vom 21. März 1893) entnehmen, der Redaktion desselben einen Besuch abgestattet, und die dort anwesenden Journalisten durch seine Kunst in das höchste Erstaunen versetzt.

Dieselben verhüllten ihm den Kopf, sodaß er unmöglich sehen und wohl auch wenig hören konnte. Sodann sagte einer der Herren zu einem seiner Kollegen außerhalb des Zimmers, in dem Pickman saß, er wolle, daß letzterer in das Redaktions-Telegraphenbureau gehe, und den Finger auf den Buchstaben M einer der dort befindlichen Schreibmaschinen lege. Der, welchem dieser Befehl mitgeteilt war, behielt ihn fest im Gedächtnis und suchte ihn im Gedanken auf Pickman zu übertragen. Letzterer verließ in der That das Zimmer in dem er sich befand, und führte ihn aus.

Sodann kam man überein, dem Gedankenleser zu befehlen, in einem der nächsten Zimmer aus einem großen Schranke mit 24 Schubladen, in welchem die Clichés berühmter Persönlichkeiten verwahrt waren, die mit A. bezeichnete zu öffnen und aus derselben ein Cliché zu nehmen. Auch diesen Wunsch, auf den einer der Herren, wie vorgeschrieben, seine Gedanken konzentrierte, führte Pickman aus. Das Cliché war in einem Kästchen eingeschlossen, auf dem der Name der Persönlichkeit geschrieben war, die das Bild vorstellte. Pickman erbot sich, obschon er nicht sehen konnte, auch diesen zu lesen, und auf ein Blatt Papier zu schreiben. Man gab ihm ein solches, und er schrieb mit nervös zitternder Hand: „Emp. . . . Impérat. . . . d'Autriche". „Aber es hat", so sagte er, als dieses geschehen war, „der Herr, welcher den Namen im Gedächtnis behalten sollte, im Gedanken geschwankt; darum wußte ich nicht, ob ich „Kaiser oder Kaiserin" niederschreiben sollte! Das wurde bestätigt. Der betreffende „Suggestionist", wie Pickman ihn nannte, hatte mehr an „d'Autriche" gedacht.

Der Künstler las dann noch einen Namen auf einer Visitenkarte mit verbundenen Augen, drehte auf Gedankenwunsch das elektrische Licht in einer der an das Zimmer, in dem er sich befand, anstoßenden Räumlichkeit aus und folgte, nachdem einer der Herren in seiner Abwesenheit eine Kreislinie gezeichnet und diese mit Abschnittslinien versehen hatte, mit verbundenen Augen derselben, indem er bei jedem Abschnitte innehielt. Wie erzählt wird, sucht sich Pickman vor jeder Séance durch Trinken von mehreren Tassen starken Kaffees zu „sensibilisieren".

Ich hatte vorliegenden Bericht bereits verfaßt, als mir das neueste Heft (März und April) der hervorragenden psychologischen Monatsschrift: „Annales des Sciences Psychiques", die von den Pariser Psychologen Dr. Xavier Dariex und Marcel Mangin herausgegeben wird, zugestellt wurde. In demselben fand ich nun eine längere Studie der beiden genannten Herren über die Experimente Pickmans. Sie haben beide, wie sie berichten, sich beeilt, den Vorstellungen des letzteren im Theater der Galerie Vivienne zu Paris beizuwohnen, da sie hofften, durch neue Beobachtungen mehr Klarheit über die vielbesprochene Frage nach der Möglichkeit des Gedankenlesens zu erlangen. Jedoch hielten sie große Vorsicht bei Pickman für nötig, da sich herausstellte, daß derselbe neben seinen psychologischen Versuchen auch noch Taschenspielerkunststücke zum Besten gab, die teilweise auch „antispiritistischen" Charakter hatten. Man kann gewiß diese Zurückhaltung nur billigen. Uebrigens dürften wohl manche unserer Leser wissen, daß mehrfach auch bei uns in Deutschland gewisse psychische Fähigkeiten von bekannten Taschenspielern und „Antispiritisten" bewiesen wurden. Ich selbst habe in München Gelegenheit gehabt, die Vorstellungen von Homes-Fay zu verfolgen, die sich gleichfalls mit „antispiritistischer" Taschenspielerei

befaßten und dabei doch Experimente vorführten, welche die meisten Kenner nur durch Annahme der Fähigkeit zur Mentalsuggestion erklären zu können glaubten. Pickman steht also in dieser Hinsicht wohl nicht vereinzelt da. Dariex hat jedenfalls Recht, wenn er bemerkt, Pickman verbinde seine Vorstellungen wohl nur deshalb mit Taschenspielerei, weil ihm manchmal das Gedankenlesen, wenn er indisponiert sei, nicht vollständig gelinge und er dem Publikum dann doch irgend eine Schaustellung für den Eintrittspreis geboten haben möchte. Ob aber seine Taschenspielerkunst nicht doch von ihm manchmal zur Nachhülfe beim Mißlingen der Experimente benützt wird, das wollen sie nach ihren Erfahrungen nicht entscheiden, bemerken aber, daß ihnen dies in einzelnen Fällen nicht unmöglich erscheint.

In der ersten Sitzung, der die Herren Dariex und Mangin beiwohnten, ließ der Gedankenleser mehrmals von einem Anwesenden nach Belieben einen Gegenstand im Saale verbergen und bat denselben dann, ihn im Gedanken zu dem Orte zu führen, wo der Gegenstand lag. Die Auffindung gelang mehrmals. Wenn der Erfolg ausblieb, behauptete Pickman, keinen Einfluß von der betreffenden führenden Person zu fühlen. — Ferner erbot sich der „Wundermann", das Opfer eines fingierten Verbrechens aufzufinden. Er verließ mit verbundenen Augen den Saal, von einem der Anwesenden bewacht. Als er sich entfernt hatte, wählte Jemand aus einem Dutzend gleicher Messer eines aus, trat zu einem der Zuschauer im Saale hin und brachte demselben scheinbar einen Stich in einer Körpergegend bei. Sodann wurde Pickman zurückgerufen, ergriff die Hand des vermeintlichen Verbrechers und führte sie mehrmals zu seinem Kopfe. Er hatte sich ausbedungen, daß derselbe stets seinen Willen darauf zu konzentrieren hätte, ihm in Gedanken das fingierte Opfer seines Verbrechens zu kennzeichnen. Er behauptete, die körperliche Berührung diene nur dazu, die Willensbeeinflussung, wenn sie nachließ, zu verstärken. In der That gelang es ihm, sowohl den Gestochenen, wie die Gegend, an welcher er scheinbar verletzt war, sowie überdies das Messer, welches unter die anderen wieder zurückgelegt worden war und sich scheinbar durch kein Zeichen von ihnen unterschied, aufzufinden. — Sodann ließ er sich von irgend Jemand den Gedanken an die Namen einer Visitenkarte übertragen und schrieb dieselben auf eine Tafel. — Dieses Experiment wiederholte er jedoch nicht, da seiner Behauptung nach es ihn sehr ermüdete. — Statt dessen wünschte er, daß man mit der Kreide im Saale, während er sich entfernte und sich von neuem die Augen verbinden ließ, eine Linie zöge, auf der in Abständen Zeichen gemacht wären. Er wollte dann, der Linie mit dem Fuße folgend, bei jedem dieser Zeichen innehalten, um eine Handlung zu verrichten, die während seiner Abwesenheit bestimmt worden wäre. Dieses Experiment gelang gleichfalls. — Schließlich schrieb Pickman auf die Tafel die Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0, und bat eine der zahlreichen Personen, die auf das Podium gekommen waren, eine Zahl zu denken, ihm zu sagen, aus wieviel Ziffern sie bestehe und ihm dann dieselben im Gedanken zu übertragen, so daß er stets die korrespondierende geschriebene Ziffer auf der Tafel auslöschen könne. Es wurde ihm sodann mitgeteilt, daß man sich eine Zahl mit 4 Ziffern gedacht habe, und er erriet drei derselben. Nach der Vorstellung trat Dariex zu dem Gedankenleser, um von ihm die Zusage einer Privatsitzung zu erlangen, und er versprach, zu einer solchen beim Herrn Oberst von Rochas sich einzufinden. Jedoch mußte der Oberst bald darauf verreisen und die Sitzung deshalb unterbleiben.

Dariex fand sich daher mit einigen Herren wieder im Theater ein. Jedoch fand er Pickman sehr schlecht disponiert. Ein Experiment mit Marcel Mangin mißglückte, da ihn dieser seiner Aussage nach nicht beeinflussen konnte. Als sodann der Versuch mit der Visitenkarte gemacht wurde, nahm denselben der Gedankenleser nicht mit Dariex, wie dieser gewünscht hatte, sondern mit einem andern vor. Vielleicht fürchtete er, die Gunst des Psychologen durch einen Mißerfolg zu verlieren. — Nachdem ihm abermals ein Experiment mißlungen war, entschuldigte er sich damit, daß er sich nicht schwach und sensibel genug zu Suggestionsexperimenten fühle und bemerkte, daß er



versuchen wolle, sich in den geeigneten Zustand zu versetzen. Er ließ sich dann Kaffee bringen und trank den Inhalt von etwa 5 Tassen. Ferner gab er sich mit beiden Händen heftige Schläge auf den Kopf und begann heftig zu atmen. — Nun versuchte er wieder von Neuem seine Kunst, jedoch mit wenig Erfolg. Wie Dariex bemerkt, schien die Fähigkeit Pickmans abzunehmen, wenn man versuchte, sie methodisch und strenge zu erforschen.

Die beiden Psychologen wohnten, um sich größere Klarheit zu verschaffen, noch einer dritten Sitzung bei und begaben sich trotz der Gefahr, für Helfer zu gelten, auf das Podium. Sie sprachen eine Weile mit Pickman und dieser versprach Herrn Dariex, das Experiment mit der Visitenkarte zu wiederholen. Er erfüllte jedoch dieses Versprechen nicht, war aber bereit, sich eine andere Mentalsuggestion von Herrn Dariex beibringen zu lassen (Auffindung eines Gegenstandes), die leidlich gelang. Nach Wiederholung einiger bereits erwähnter Versuche wünschte er, die Nummer der Uhr des Herrn Mangin, die dieser selbst nicht kannte, zu erraten, was auch gelang. Allerdings meint Herr Mangin, daß hier eine Verwertung seiner Kunstfertigkeit von Seite des Taschenspielers in Verbindung mit seinem Gehülfen Georges nicht für ausgeschlossen gelten könne, da letzterer vor dem Experiment, als Pickman sich erbot, es zu machen, in der Nähe war. Ueberhaupt bemerken die beiden Herren, daß im Allgemeinen durch solche öffentliche Schaustellungen die psychologische Erkenntnis wenig gefördert werde, da man nie bestimmt wissen könne, ob der Experimentator nicht über Helfer verfüge, obwohl es jedem freistehe, das Experiment mit sich machen zu lassen. Diese Helfer könnten sich eben bei der Zaghaftigkeit des Publikums leicht vordrängen.

Von großem Interesse dürfte noch die Thatsache sein, daß auch Professor Richet und zwar einmal in einer Privatsitzung mit Pickman auf dessen Wunsch Versuche vornahm. Ueber dieselben berichtete er ausführlich in dem erwähnten Artikel der „Annales des Sciences psychiques“. Er wollte den Gedankenleser veranlassen, aus einem Spiel von 52 Karten, das er in Abwesenheit desselben in 4 Teile von je 13 Karten geordnet hatte, eine gedachte Karte herauszunehmen. Als er ihn wieder hereingerufen, kehrte er den aufgelegten Karten den Rücken und bemühte sich, mit der Miene keine Andeutung zu geben. Das Resultat des Experiments war, daß Pickman statt einer zwei Karten hervorzog, unter denen sich aber die gedachte befand. Es wurde zweimal wiederholt, immer mit dem gleichen Resultate. Richet bemerkt, er habe sich also sechsmal getäuscht(?). Bei acht Experimenten mit dem gleichen Resultate ergäben sich also bei einer Wahrscheinlichkeit von 1/52 ein Erfolg und sieben Mißerfolge, und es sei nicht möglich, zu sagen, daß der Erfolg nicht zufällig sei. Er glaube jedoch, daß die Fähigkeit zum Gedankenlesen bei Experimenten bald wieder schwinde und es deshalb nicht gut sei, diese oft zu wiederholen. Man solle vielmehr nach ein oder zwei Versuchen abbrechen und am nächsten Tage wieder beginnen, wenn die Vorstellungen der früher gezogenen Karten keine Verwirrung mehr hervorbringen können, wie dies bei längerer Fortsetzung eintreten müsse. — Richet spricht übrigens noch seine Verwunderung darüber aus, daß Pickman trotz seiner Aufforderung nicht mehr zu ihm kam. Das mag wohl durch die Befürchtung des letzteren zu erklären sein, daß er abermals mehr Mißerfolge als Erfolge haben werde.

Wenn nun auch die Versuche mit diesem Gedankenleser nicht vollständig befriedigen können, so darf man doch keineswegs annehmen, daß die Möglichkeit des Gedankenlesens überhaupt zu bestreiten sei. Wer die vielen Berichte über dasselbe, welche die berühmte „Society for psychical Research“ in England und von unsern deutschen Forschern Baron Dr. Carl du Prel gesammelt hat, — um nur diese zu erwähnen, — eingehend prüft, muß über die Fülle des bereits vorhandenen Beweismaterials erstaunt sein.

Thomassin.





Anregungen und Antworten.

Der Weg zur Wahrheit.

An den Herausgeber. — Das Verschwinden des Mahârâja-Spruches von den Umschlägen der Sphinx wäre imstande mich zu stören, da dasselbe im Zusammenhang stehen könnte mit einigen Äußerungen heteronomer Tendenz, die sich kürzlich an verschiedenen Stellen fanden, z. B. in dem kleinen, inhaltsschweren Artikel, „die Sphinx des Lebens" (XV, 224) in den Worten: .... (der Jünger) „muß zunächst sich selbst ganz der Beherrschung unterwerfen, dabei aber ... triumphieren über alle Regungen des Fleisches und des Geistes". Das schmeckt ein wenig nach „stat pro ratione voluntas" und „Willen zur Macht" auf Seiten der Meister, die Solches verlangen. — Ferner würde hierher gehören die Ankündigung einer neuen Übersetzung des alten Testaments, dieser sedes materiae des Schöpfungs-Theismus (rectius „Jahvismus") mit seinem heteronomen Moralprinzip und seiner Verdächtigung der Erkenntnis, wovon uns befreit zu haben Bruno's, Kant's und Schopenhauer's unsterbliches Verdienst ist.

Oder würden Sie es nicht mit mir für richtig halten, daß der Intellekt das einzig Unschuldige im Menschen ist und daß eine Bindung, oder gar Opferung und Kreuzigung desselben einer gräulichen Verstümmelung der göttlichen Idee des Menschenwesens gleich kommen würde? Wenn ich Jesuit — oder sogar auch Trappist — geworden wäre, so würde ich mir eine solche Amputation (Matth. 18,9?) haben gefallen lassen müssen; und dies vor allem ist der Grund, der jeden, dem die Freiheit des Denkens noch etwas gilt, von dem Eintritte in eine derartige Genossenschaft zurückschrecken muß.

In naher Berührung hiermit steht die Frage, ob nicht auch die Selbstbeherrschung (das „sustine et abstine") lediglich dem Willen, nicht aber dem Intellekt, und selbst auf dem Gebiete des Willens lediglich den niederen, vor allem dem direkt auf „fremdes Weh" gerichteten Streben zu gelten habe, während bezüglich unserer höheren Anlagen im Gegenteil ein möglichst ungehemmtes Bethätigen und Sich-Ausleben im Interesse der individuellen und allgemeinen Entwickelung zu wünschen sein würde.

Chr. Bg.

Der Mahârâja-Spruch ist nach wie vor Wahlspruch der Sphinx wie der T. V., und er ist auch nicht von dem Titel unserer Hefte verschwunden, sondern nur von dem Umschlage auf den Innen-Titel versetzt worden. Was der Einsender als Beweise unseres Abweichens von diesem unserm Grundsatz: Kein Gesetz über der Wahrheit! ansieht, beruht nur auf einem Mißverständnisse des richtigen Weges zur Wahrheit. Überdies identificieren wir uns selbstverständlich nicht mit den heteronomen dualistischen Anschauungen des alten Testamentes, auch dann nicht, wenn wir eine neue Übersetzung davon warm empfehlen. Daß dieses Kompendium der hebräischen Litteratur ein Schatz kulturgeschichtlich wertvollen Materials ist, wird kein Einsichtiger leugnen, und Herr Chr. Bg. wird sich durch eine Einsichtnahme in die neue geistvolle Übersetzung des verstorbenen Professors Reuß sehr bald von dem großen Werte dieser Leistung überzeugen.

Was ist nun aber der „richtige Weg zur Wahrheit"? Ist es der durch den Intellekt, den Verstand, wie die Philosophie und Wissenschaft der europäischen Rasse glauben? Nein, dies ist gerade der Weg nicht, sondern ist nur ein sekundäres nachhinkendes Hülfsmittel der Erkenntnis, das genau die gleiche und keine größere Bedeutung hat, als die einer Laterne oder einer Fackel auf dem Wege durch die Landschaft einer hellen Sternennacht. Den Weg findet man viel leichter und sicherer ohne solche Fackel; nur wenn man am Boden etwas suchen will, ein buntes Steinchen oder eine Stecknadel, dann ist die Fackel (des Verstandes) nützlich, ja meist unentbehrlich.

Was aber leitet uns denn wirklich auf dem Wege zur Wahrheit? — Die innere geistige Erkenntnis, die, wie unser Auge in der Sternennacht, sich durch Übung und Gewöhnung immer sicherer in der näheren und ferneren Umgebung zurecht findet und wenn sie dazu dessen bedarf, die Zeichen und Gestirne des Himmels als die sicheren ruhenden Anhaltspunkte nimmt.

Und was ist denn der Weg zur Wahrheit selbst? Vor dem Geistesauge kreuzen sich, wie in jeder Kulturlandschaft, gar viele Wege. Weshalb ist nun unsre europäische Kultur so gänzlich von dem wahren Wege ab auf den Holzweg gerathen? Aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie von jeher zu stolz und selbstgefällig war, je nach dem rechten Wege zu fragen, weil unsere Philosophen, hochmütig sich einredend, „wie weit wir es gebracht", und glaubend, daß nur sie es noch weiter bringen könnten, sich niemals die Mühe nahmen, erst bescheiden bei denjenigen Meistern, deren Wissen und Können sich bewährt, zu fragen und zu lernen. Und in dieser Eitelkeit hat kein Volk jemals so sehr gesündigt, wie das deutsche; jeder neue Philosoph, von seiner Schulweisheit voll aufgeblasen, glaubt die Wahrheit neu aus seinem „inneren Bewußtsein" schöpfen und in nie erkannter Klarheit darstellen zu können und — macht sich doch nur zum Spott aller wahrhaft Wissenden!

Noch schlimmer geht es denjenigen, die die nützliche Kärnerarbeit der exakten Wissenschaft mit dem Wege zur Wahrheit verwechseln; und auch darin zeichnet sich der deutsche Geist vor anderen Völkern als besonders tief und düster im Irrtum befangen aus. Auf welchen Wegen immer sich die Wissenschaft befindet, dort lehrt sie uns jedes Steinchen, jedes Hälmchen auf's genaueste erkennen: aber den richtigen Weg, die Richtung zur göttlichen Wahrheit, zu erkennen, ist die Wissenschaft als solche am aller unfähigsten. Das unbefangene Gefühl des Kindes wird das Göttliche vom Ungöttlichen besser unterscheiden können, als der exakt geschulte Intellekt eines gelehrten Herrn Professors: deshalb ist auch die Erkenntnis der europäischen Rasse heute noch in mancher Hinsicht weit zurück hinter derjenigen vieler Völker alter Zeit.

Hübbe-Schleiden.



Die Weltperioden.

An den Herausgeber. — Ich möchte Sie hier auf eine Periodizität in unserer Litteraturgeschichte aufmerksam machen, die Ihren Anschauungen entsprechen dürfte, die ich aber weder in der Sphinx noch in ihrer Schrift „Lust, Leid und Liebe" angedeutet fand. Gervinus hat meines Wissens zuerst darauf hingewiesen und nach ihm Wilhelm Scherer die 3 „Wellenberge und Wellenthäler" in unserer Litteraturentwickelung stark verwendet. Danach wäre der erste Wellenberg in's 6. Jahrh. zu setzen (Blüte der Heldendichtung), der zweite in's 12. (Blüte der Ritter- und Volksdichtung), der dritte in's 18. (Unsere Klassiker.) Dazwischen liegen im 9. und 15. die Wellenthäler.

Darüber finden Sie näheres in fast allen Teilen seiner Litteraturgeschichte.

K. Sch.

Die hier erwähnten 600jährigen Perioden sind den Okkultisten alt-bekannte Thatsachen, und daß Herr Schiffner hier daran erinnert, ist uns sehr willkommen. Eben diese Perioden zeigen sich in der politischen, der sog. Weltgeschichte ebenso wie in dem Geistes- und Kulturleben der Menschheit. Diese Parallele durchzuführen wäre

ein höchst anregender Gegenstand für ein eigenes Buch. Es mag hier nur daran erinnert werden, daß mit der Wende unserer Zeitrechnung und der Grundlegung des Christentums die Begründung des röm. Kaiserreiches und dessen beginnender Verfall zusammentraf. Um 600 Jahre früher aber lebten die bedeutendsten Begründer der geläuterten Religionssysteme aller alten Völker: Pythagoras, Zarathustra, Buddha, Laotse, Kung-futse (Confucius).

Nach den Lehren der Theosophie und des Okkultismus kehren aber nicht dieselben bedeutenden, tonangebenden Individualitäten schon nach einer Periode (nach 600 Jahren) wieder, sondern je nach der Höhe ihrer Bedeutung erst in 2, 3, 4, 5 oder noch längeren solcher Perioden. **H. S.**



Der Vegetarismus und die Mystik.

An den Herausgeber. — Sollte nicht der Vegetarismus, als Angelpunkt des Regenerationsgedankens, doch eine ungleich höhere Wichtigkeit beanspruchen dürfen, als Sie ihm beilegen? Die Menschen sind untereinander nicht so verschieden, wie „Lamm" und „Löwe", wenigstens nicht die der arischen Rasse. Was für den „Geistmenschen" naturgemäß ist, ist für den, der es erst werden will, sittliches Postulat, dessen Befolgung das Heranreifen zum Geistmenschen unverkennbar fördert. An die Verwirklichung einer idealen Kultur ist in keinem Sinne zu denken, wenn sie nicht aufgebaut wird auf dem Fundamente des Vegetarismus, durch den allein „die Natur ihren Unschuldstag erwirbt". Durch ihn würde auch das Problem der „Kindertragödie" aus der Welt geschafft und unzählige andere brennende Kulturfragen. Selbst bis in das innerste Heiligtum der Mystik läßt sich sein veredelnder, reinigender Einfluß verfolgen — bezw. der entgegengesetzte der Fleischesserei; ich war fast starr vor Entsetzen, als ich in Ihrem Berichte über Anna Henle las, wie bei dieser doch ohne Frage bereits außerordentlich hoch entwickelten Seele der Transsubstantiationsgedanke sich in ästhetisch unglaublich widerlicher, ja roher Weise objektivierte. Offenbar stammt doch dieser roh-sinnliche Transsubstantiationsvorgang aus dem subjektiven Vorstellungsinhalt der Ekstatischen. Ist dies übrigens nicht der erste bekannte derartige Fall?

Chr. Bg.

* * *

Sicherlich unterschätze ich die Bedeutung der vegetarischen und überhaupt naturgemäßen Lebensweise nicht, weder als kulturbildenden noch als geistig-innerlich entwickelnden Faktors, auch erkenne ich solche Lebensweise mit Tolstoi als „erste Stufe" zur Regeneration an. Was hilft aber dies der großen Masse unserer „gebildeten" Zeitgenossen gegenüber, die zur „Regeneration" noch nicht reif sind. Sollen wir nun, weil diese die „erste Stufe" nicht betreten wollen, ganz davon absehen, sie sittlich-geistig zu fördern und über ihr alltägliches Bewußtsein und selbstisches Streben hinauszuheben? Doch gewiß nicht!

Die magisch-realistische Transsubstantiation bei der Anna Henle wird allerdings durch deren Vorstellungsinhalt bestimmt; sie ist nichts anderes als die „Objektivierung" (Schopenhauer) dieser ihrer Vorstellung durch den Willen. Einerseits aber haben hiermit die Nachteile des Fleischessens nichts zu thun, denn hier handelt es sich ja nicht um die Tötung eines tierischen Lebens und um Fleischgenuß, der mit dem tierischen Magnetismus solches Lebens durchsetzt ist. Andererseits ist solcher Fall ein deutlicher Beweis dafür, wie völlig unabhängig hoch entwickelte Mystiker von äußerlichen Fragen sind, wie die Art ihrer Ernährung eine ist. Das Osterlamm, was Jesus aß, war auch nicht beim Bäcker gebacken und Vater Johannes in Kronstadt, der zwar für sich äußerst einfach, nicht nur vegetarisch, sondern asketisch lebt, fragt auch nicht, wenn er mit und bei anderen Leuten ist, ob das Wenige, was er von den ihm vorgesetzten Speisen genießt, streng vegetarisch ist. **Hübbe-Schleiden.**







Bemerkungen und Besprechungen.



Ein Beitrag zur Lehre von der Wiederverkörperung.

„Rien ne s'en va qui ne revienne".
Béranger.

In der umfangreichen Litteratur der Wiederverkörperungslehre nimmt die kleine, jetzt in 2. vermehrter Auflage erschienene Schrift von Revel[1]) eine nicht unbedeutende Stelle ein. Daß gerade die Beweise, durch welche der Verfasser jenes alte Dogma zu bekräftigen sucht, besonders überzeugend wären, können wir nicht finden; immerhin aber sind sie beachtenswerth als Versuch einer exakten deduktiven Begründung der Palingenesie.

Nichts in der Natur geht zu Grunde; nichts wird (neu) erschaffen. Jede Erscheinung ist die Wirkung einer Ursache. Aus diesen zwei Weltgesetzen leitet Revel seine Philosophie des „Zufalls" ab, und versteht unter Zufall natürlich nichts anderes, als den „unbekannten Mechanismus der Ursachen" (S. 16). Da die meisten Ursachen uns unbekannt sind, läßt sich wohl sagen: der Zufall ist es, der die Welt regiert.

Man stelle sich eine beschränkte horizontale Fläche vor, auf welche auf's Gerathewohl Kugeln geworfen werden. Die Möglichkeit, sagt Revel (S. 44—50), kann man nicht leugnen, daß, früher oder später, jede Kugel auf jeden Punkt der Fläche zu stehen kommt, und daß aus diesen hin- und herrollenden Kugeln sich nach und nach alle denkbaren planimetrischen Figuren bilden. Endlos fortgesetzt, muß dieses Spiel auch offenbar eine endlose Wiederkehr der realisirten Denkbarkeiten möglich machen. Ein ähnliches Spiel spielt der Zufall in der Natur: seine Kugeln sind die Atome, denen alle denkbaren Gruppierungen und Kombinationen möglich sind.

Revel geht weiter und behauptet: es ist nicht denkbar, daß das Denkbare nicht einst realisiert würde und nicht schon früher einmal realisiert gewesen sei. Ja, es ist, auch jetzt, irgendwo in der Natur; in irgend einer der zahllosen Welten muß es ein wirkliches Dasein haben; hatte ein solches einst in der unsrigen und wird es wieder haben, nachdem es in einer anderen sich vielleicht zu einem bloß denkbaren verflüchtigt (S. 76, vgl. S. 66). Wer bürgt also dafür, daß die Zukunft nicht Alles das entdeckt und bestätigt, was die heutige Erfahrung und Wissenschaft für unwahrscheinlich und unmöglich erklärt? Wer sagt, daß man nicht einst sogar jenen Wesen in der Wirklichkeit begegnet, welche für bloße Ausgeburten der Phantasie gelten, wie die mythologischen Gestalten? Wer darf demnach die Möglichkeit bestreiten, daß die kommenden Geschlechter eine ganz andere Natur vor Augen, also auch eine ganz andere Physik, Chemie und Biologie, ja vielleicht eine andere Mathematik haben werden? (S. 83—88).

Der „Zufall", wie ihn Revel auffaßt, erinnert an den ein „Kinderspiel spielenden Zeus" des Heraklit. Das Ergebnis dieses Weltspieles mit der unerschaffenen, unvergänglichen, ewig sich wandelnden Materie ist die ewige Verjüngung und Wiederkehr alles Daseins.

[1]) Esquisse d'un Système de la Nature fondé sur la loi du hasard, suivi du sommaire d'un Essai sur la vie future considérée au point de vue biologique et philosophique. Nouvelle édition corrigée et augmentée. 1892. 259 Seiten.

Wir fühlen uns dem Autor gegenüber verpflichtet zu sagen, daß wir gewiß nicht zu denjenigen — wahrscheinlich sehr vielen — gehören, bei welchen diese Anschauung ein Achselzucken oder ein mitleidiges Lächeln hervorruft. Wir finden sie vielmehr tiefsinnig und ungemein fruchtbar — nur mangelhaft bewiesen, — ein geistvolles Aperçu.

Die Idee der Palingenesie, sagt Revel, hat ihre Wurzel im menschlichen Herzen, und wir begegnen ihr sowohl bei allen Völkern des Altertums, als auch in den Sprüchwörtern und Redensarten, die das Volk täglich im Munde führt. Sie war der Ausgangspunkt aller philosophischen Natursysteme und der weitverbreitete „schöne Glaube" an die Seelenwanderung ist nichts als eine Anwendung jener ursprünglichen Anschauung auf das Individuum. Die Metempsychosenlehre, in der die Idee der ewigen Gerechtigkeit ihren Ausdruck finden, liegt auch dem Auferstehungsdogma unserer Kirche und der heutigen, auf dem Begriff der Entwickelung (Evolution) fußenden Naturwissenschaft zu Grunde. Im Pantheismus Spinoza's (?) und in Leibnizens Monadologie erblickt Revel ebenfalls Umgestaltungen oder Entwicklungsformen der Palingenesie.

Nicht minder interessant als die eben besprochene Arbeit ist ihr Anhang (S. 165—222): die summarische Uebersicht einer Studie über das zukünftige Leben, deren baldiges Erscheinen (in 2. veränderter Auflage; die uns leider unbekannte erste ist vom Jahre 1887) in Aussicht gestellt wird. Diese vorläufige Mitteilung ist so vollständig, daß wir über den Charakter der Unsterblichkeitslehre und der Argumentation des Verfassers ganz im Klaren sind — bis auf Einen Punkt: was versteht er unter „Seele"? Anfangs (S. 166 ff.) schien es uns, als wenn Revel das individuelle, den Leib organisierende Prinzip oder den präexistierenden, unvergänglichen, sich einkörpernden und wiederverkörpernden Keim (germe) alles einzelnen Daseins mit der „Seele" identifiziere. Jedoch weiter (S. 204 f.) spricht er auch von „individuellen Seelen", welche bei der „Auferstehung" sich mit dem alten, von ihnen im Tode verlassenen „Keime" wieder verbinden! Eine nähere Aufklärung über diese (unseres Erachtens völlig überflüssige) „Seele" finden wir nirgends.

Die Wiederverkörperung, der alle Wesen — nicht bloß der Mensch — unterworfen sind, ist für Revel nicht nur eine Konsequenz seiner Keimtheorie und des Entwickelungsprinzips, sondern auch jenes oben erwähnten Gesetzes, nach welchem alles Mögliche und Denkbare sich in der Natur realisieren müsse (S. 207 f.).

Eine hübsche Bemerkung über die Träume lesen wir auf S. 196. Wenn man, sagt Revel, die Präexistenztheorie und mit ihr die Lehre von der Wiedererinnerung (die platonische ἀνάμνησις) annimmt, warum sollte man dann nicht auch annehmen können, daß gewisse Träume, die in keiner Beziehung zu unserem gegenwärtigen Leben stehen, uns Scenen aus unseren früheren Lebensläufen vorführen? Da ferner die Wahrträume eine zwar seltene, aber beglaubigte Thatsache sind — welche Revel, gleich Schopenhauer, aus einem „Transscendenten Fatalismus" erklärt, — so erscheint es, unter dem Gesichtspunkt der Reïnkarnation, zum wenigsten nicht unmöglich, daß wir in anderen Träumen das uns in späteren Wiederverkörperungen notwendig Bevorstehende oder Vorherbestimmte und in der ewigen unsichtbaren Ordnung der Dinge von jeher Seiende vorschauen.

Die sinnliche, d. h. durch die Sinne wahrnehmbare und wahrgenommene Welt, von der wir umgeben sind, ist, nach Revel, ein sekundäres, von der unsichtbaren Welt Abgeleitetes: das Physische, Empirische ist der Erkenntnisgrund des Metaphysischen, Intelligiblen. Also spricht auch die Thatsache, daß es intelligente sinnliche Wesen giebt, für das Dasein intelligenter nicht sinnlicher: d. h. (in Rücksicht auf uns) übersinnlicher Wesen. Dies ist der Punkt, in welchem Revel's Weltanschauung mit dem Okkultismus in einige Berührung kommt. Ueber die Ursachen der spiritistischen Phänomene enthält sich jedoch Revel eines endgültigen Urteils (S. 216—20). Mit Recht weist er auf das hohe Alter der spiritistischen Lehren hin und wirft denjenigen Unkenntnis der Geschichte vor, welche den Spiritismus für eine erst in unserem Jahrhundert aufgekommene Doktrin ausgeben. Sie ist, sagt er (S. 216), vielmehr nichts als eine Kombination der pythagoreischen und platonischen Anschauungen mit der Theorie des organischen Magnetismus. **Dr. R. v. Koeber.**

✻

Das Erringen der Unsterblichkeit

und das Wiederaufgehen in die Elemente.

In der Hempel'schen Goetheausgabe (Bd. XIII, S. 172) wird zu den Versen des Schlußchors der Geister im 3. Akt des II. Teils vom Faust:

Zurückgegeben sind wir dem Tageslicht;
zwar Personen nicht mehr,
das fühlen, das wissen wir,
aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
macht auf uns Geister,
wir auf sie vollgültigen Anspruch.

in der Anmerkung gesagt:

„Sehr treffend allegiert Düntzer (694) zu diesen Worten des Chors die Stelle aus dem Briefe von Wilhelm von Humboldt an Karoline von Wolzogen vom 8. Mai 1830: „Es giebt eine geistige Individualität, zu der aber nicht jeder gelangt, und diese, als eigentümliche Geistesgestaltung, ist ewig und unvergänglich. Was sich nicht so zu gestalten vermag, das mag wohl in das allgemeine Naturleben zurückkehren".[1])

Auch an anderer Stelle sagt Goethe (in seinen Sprüchen in Prosa, Maximen und Reflexionen III):

„Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren.

Wr. Frdt.

Der reine Gottesbegriff und seine Wichtigkeit.

Vollständig auf den Boden unserer Weltanschauung stehend, bringt A. Gauser in seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Der reine Gottesbegriff und seine Wichtigkeit" — Graz 1892, k. k. Universitäts-Buchhandlung (46 S. — 1,00 Mk.), welche er als Fortsetzung und Schluß seines Werkchens „Schule und Staat" angesehen wissen will, eine Kritik der modernen induktiven Erkenntnisversuche und weist die Unmöglichkeit nach, auf diesem Wege zum Ziel gelangen zu können. Wie scharf und gewissenhaft man auch die Natur auf ihrem Gange beobachten mag, es muß doch, trotz alles gesammelten Erfahrungsmaterials, immer wieder zugestanden werden, daß von den eigentlichen Ursachen der Ereignisse nichts zu ermitteln ist. „Ich kann ja nichts in seinem Wesen fassen!" — Dagegen finden wir einen Schlüssel zu allen Rätseln in uns selbst. Befolgen wir das induktive Verfahren, daß wir, von unserer Empfindung ausgehend, die Offenbarung unseres Selbst studieren, so erkennen wir in uns das Bild des Makrokosmos. Hier wie dort ist das Reale ein einheitliches Prinzip, begabt mit 2 Attributen; der schöpferische Wille, die Lust, welche nach Andeutung der visionären Vorstellung schaffend wirkt.

Der Einfluß Hartmann'scher Philosophie ist nicht zu verkennen, und dieser Einfluß ist wohl auch die Ursache, daß der Verfasser seine Anschauung nicht mit voller Konsequenz ausgebaut hat, die ihn notwendig zu der Annahme individueller Entwicklung geführt hätte. Denn wenn er das Eine, das gleiche Prinzip in Allem erkennt, seine graduellen Unterschiede aber ebenfalls zugiebt, (S. 26) z. B. in der Schilderung des Überwiegens der Lust über die Vorstellung in den einfachsten Stoffpotenzen, im Gegensatz hierzu aber die sittliche Freiheit in der Ausbalancierung zwischen Willen und Vorstellung sieht und endlich in dem erreichten Gleichgewichtszustande zwischen beiden Prinzipien das Kriterium der höchsten Persönlichkeit, des Göttlichen, erkennt, so nötigt das Alles zu der Annahme, daß hier eine Entwicklung vom Niederen zum Höheren vor sich geht.

[1]) Man vergleiche dagegen A. P. Sinnett, „Die esoterische Lehre", Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1884, S. 122 flg.

Voll und ganz stimmen wir dem Verfasser zu, wenn er sagt (S. 42):

„Wir glauben an eine Wahrheit, wir wissen, daß sie in jedem steckt, und deshalb möchten wir auch jedem, der lebt, empfindet und denkt, jene Worte zurufen, die schon im Altertume von einem Weisen gesprochen wurden: Erkenne dich selbst!"

Wir halten die richtige Erkenntnis jedes Einzelnen über sich und die Welt, respektive das Weltprinzip, für ungemein wichtig, als den geeigneten Boden zu einem würdigen Streben, einem würdigen Dasein des Individuums. **Wr. Frdt.**



Ideale Welten
und unsere theosophische Bewegung.

Im Verlage von Emil Felber in Berlin ist ein dreibändiges Werk unter dem obigen Titel „Ideale Welten" erschienen. Dessen Verfasser ist der in Bezug auf Ethnologische Forschung wohl als erste Autorität dastehende Direktor des Museums für Völkerkunde, Geheimrat Professor Dr. Adolf Bastian. In außerordentlich reichhaltiger Weise hat der Verfasser hier die Ergebnisse von Forschungsreisen in den Jahren 1889—1891 dargelegt und daran Betrachtungen der verschiedensten Art geknüpft. Neben der Entwickelung des tiefsten esoterischen Kernes indischer Religionsphilosophie schildert er die bizarre abstoßende Form, die „Bestien im Göttersaal", als welche sich in exoterischer Volksanschauung die personificierten Begriffe des Alls darstellen. Eine erdrückende Fülle von Material bieten die drei Bände: I. „Reise auf der vorderindischen Halbinsel", II. „Kosmogonien und Theogonien indischer Religionsphilosophien (besonders der Jainistischen), und III. „Ethnologie und Geschichte" dem Forscher dar; und die bei gegebenen 22 Tafeln, zum Teil künstlerisch ausgeführte Reproduktionen indischer Originale, erhöhen den Wert des Werkes, welches als ein ganz bedeutender Schatz in der indischen Litteratur anzusehen ist.

In ganz besonderer Hinsicht aber hat dies hervorragende Werk noch für uns hier eine Interesse, da es sich am Schlusse seines 3. Teiles (S. 220—222) mit unserer theosophischen Bewegung befaßt. Die Werke der Blavatsky werden in der schärfsten Weise als „unbegreifliche Verwirrung" bezeichnet, „die sich in mißverstandene indische Probleme theosophisch einvertakelt hat, unter wunderlicher Verquickung mit indianisch nachklingenden Reminiszenzen (auf dem Boden der „neu-alten" Atlantis)".

Ich halte dies Urteil über das zweibändige Werk: „The secret doctrine" für durchaus nicht gerechtfertigt, möchte aber vor allem betonen, daß der Kern und Angelpunkt der ganzen theosophischen Bewegung nicht die Einzelausführungen jenes Werkes sind, sondern die Grundbegriffe der indischen Philosophie: Karma (individuelle Kausalität), Djanma (Wiederverkörperung) und Gnana (Erlösung durch Weisheit); und zwar bestehen wir allerdings darauf, daß diese (wie Bastian sagt) „primären Elementargedanken" allen Weisen aller Völker gemeinsam waren und sind, aber deshalb sind wir doch keineswegs mit Bastian der Meinung, daß diese Grundlehren einen „grotesken Naturzustand" kennzeichnen. Im Gegenteil, wir halten gerade unsere heutige, so viel gepriesene Civilisation für einen verhältnismäßig „grotesken Naturzustand" im Vergleich mit einer Kultur, in welcher jene drei Grundbegriffe wirklich das Kulturleben beherrschen werden.

Nach einem Seitenhiebe auf Professor Fechner (ohne ihn zu nennen) geht der Verfasser dann in Form einer halben Rechtfertigung oder Entschuldigung auf unsere eigenen Bestrebungen über. Zwar nennt er die „Sphinx" erst etwas weiter unten und führt mein „Lust, Leid und Liebe" überhaupt gar nicht an; offenbar aber redet er von beiden in den folgenden Worten:

„Insofern, weil oftmals aus ernst gewissenhaftem Streben erwachsen, darf — (von den die Verstandesbeschränkung ausbeutenden Schwindeleien abgesehen) — dieser spiritistisch-theosophischen Richtung gleichmütiger zugesehen und nachgesehen werden, zu-

mal sich unter ihren Vertretern Regungen bemerkbar zu machen beginnen, eine vernunftgemäße Fühlung wiederzugewinnen mit naturwissenschaftlichen Ergebnissen und den noch in Diskussion befindlichen Kontroversen..."

Der Verfasser empfiehlt dann eine Experimental-Psychologie unter den Naturvölkern und fährt fort:

„Hier wäre denen, welchen ihre Sache ernstlich am Herzen liegt, eine vielversprechende Aufgabe gestellt, und besonders der „Sphinx" möchte es nahegelegt sein, statt auf eine „Isis unveiled" hinzustarren oder durch einen „Esoteric Buddhism" mystifiziert zu werden, zeitgemäßen Kulturfragen sich zuzuwenden, die dann auch der Kolonisation zu Gute kommen würde, durch richtigen Einblick in das Geistesleben derjenigen, die mit den Segnungen der Civilisation beglückt werden sollen (in „Kultivation" und Kolonisation")."

Der letzte Satz ist ein liebenswürdiger Hinweis auf meine frühere kolonialpolitische Wirksamkeit und schriftstellerische Thätigkeit. Allerdings würde ein mystisch entwickelter Mensch in der Leitung einer „Kultivation" (eines Naturvolkes im Tropenlande) Vorteile haben, wie kein noch so gut geschulter „Kulturmensch", aber freilich in ganz anderer Weise als hier Bastian meint; und dann würde jener den gleichen Vorteil auch bei seiner Bethätigung innerhalb unseres heimischen Kulturlebens haben.

Was aber Bastian hier zur Kennzeichnung unserer Monatsschrift „Sphinx" vorbringt, ist thatsächlich nicht richtig. In der Hauptsache hat dieselbe stets meine eigene Geistesrichtung vertreten, die doch Bastian selbst vorher bedingungsweise lobt und anerkennt. Insofern ich aber über meine eigenen Anschauungen hinausgegangen bin, habe ich vielmehr, ganz entgegengesetzt, der spiritistischen Richtung Dr. du Prels Raum gegeben, die doch gerade von den Anhängern der Blavatsky bekämpft wird. Gegenüber deren einseitigem Hängen an den Dogmen des „Esoteric Buddhism" aber habe ich gerade immer wiederholt auf die ursprüngliche reine Lehre der Vedanta-Philosophie hingewiesen — ohne irgend welche Verbrämung. Ich würde dem Verfasser dankbar sein, wenn er diese Irrtümer hinsichtlich meiner Wirksamkeit gelegentlich berichtigen möchte. **Hübbe-Schleiden.**

Zum älteren Ideal-Naturalismus.

Mir sind während der Zeit meines Lebens, in dem ich mich allmählich mit allem Menschlichen bekannt zu machen bestrebt war und bin, auf verschiedenen Gebieten der Kunst und Wissenschaft vereinzelte Bücher in die Hand gekommen, die ich kurz als klassisch bezeichnen möchte. Zu diesen rechne ich auf dem Gebiete der Malerei die akademischen Reden Sir Joshua Raynold's, des Begründers der ersten englischen Kunstakademie im Jahre 1769. Diese Reden liegen jetzt in einer neuen Uebersetzung von Dr. Eduard Leisching vor unter dem Titel: Zur Aesthetik und Technik der bildenden Künste.[1]) Sie erscheinen mir besonders deswegen so wertvoll, weil er, selbst Künstler, niemals gelehrte Theorien über das Wesen des Schönen und seine Darstellung aus seinem eigenen Begriffsvorrat herausspinnt, sondern mit feinstem Gefühl für Wahrheit und Schönheit diesen in den Werken der anerkannt größten Meister nachspürt, und, in aristotelischer Weise, hieraus gewisse vorläufige Darlegungen herauszieht, die seinen Zuhörern mehr als Anregung, denn als Regel dienen sollen. —

Mag es in den ersten Reden scheinen, als schwanke der Meister in seiner Anschauungsweise zwischen Realismus und Idealismus (Erringbarkeit des Genies durch fleißiges Streben einerseits; andererseits die Erhebung Rafaels über Michel Angelo), so klärt sich dieselbe bald im Verlaufe seiner Reden zu einem immer reineren Realidealismus oder Ideal-Naturalismus, was sich unter anderem darin äußert, daß er Michel Angelo als den größten Künstler aller Zeiten hinstellt. Auf nähere Besprechung hier einzugehen, müssen wir als durchaus überflüssig bezeichnen, da der Herausgeber Dr. Eduard Leisching sich mit einer solchen Liebe und kongenialen

[1]) Im Verlage von C. E. M. Pfeffer in Leipzig. 1893. LXII und 325 Seiten.

Verständnis seiner Aufgabe in der Einleitung zu der von ihm gelieferten deutschen Uebersetzung entledigt hat. Hinzufügen wollen wir nur noch, daß der Styl der Uebersetzung ein so einfach edler ist, daß man vergißt, eine Uebersetzung vor sich zu haben. Die Anmerkungen und Stellennachweise sind mit bewunderungswürdigem Fleiße und mit Gründlichkeit zusammengestellt. Wer immer, sei er ausübender Künstler oder Freund der Kunst, sein Urteil über diese vertiefen will, dem empfehlen wir hiermit auf das Wärmste diese vom wohlthuenden Hauch des Wohlwollens durchwehten Reden. —

Dr. **Hdt.**

Toleranz und Mystik im Germanentum.

Wo kam es zuerst zu religiöser Unduldsamkeit? Bei den Naturvölkern mit ihren hochpoetischen Religionen, wo viele Götter Himmel und Erde bewohnten und friedlich neben einander lebten? Haben Sie jemals von griechischen oder germanischen Religionsverfolgungen gehört? Oder von buddhistischen? Die Verfolgung Andersgläubiger ist eine Schattenseite des Monotheismus (? Die Red.) und war ganz besonders dem jüdischen Stamme eigen. Die jüdische Religion ist eine harte, alles andere ausschließende Religion, Jahve ein zürnender strafender Gott, der keine Götter neben sich duldet. Die reine Christuslehre, die Religion der Milde und Duldsamkeit, wurde erst dann in ihr Gegenteil verkehrt, als der ganze hirnbedrückende Ballast jüdischer Wahnvorstellungen hineingepfropft wurde. (?) So kam sie dann zu den Germanen, die meines Erachtens die großartigste poetische Religion besaßen und nie jemand um eines andern Glaubens willen verfolgten. Das ward ihnen erst als „Christen" möglich.

Aber der deutsche Volksgeist war noch lange nicht von dieser ihm widerstrebenden jüdischen Anschauung überzeugt und vergiftet. Nach manchen blutigen Religionskämpfen gegen Heiden, Arianer, Waldenser u. A. brach wieder leuchtend der große Gedanke hervor, der rein indogermanisch ist, daß die trennenden Schranken zwischen den einzelnen Individuen etwas vergängliches sind. Der Gedanke der All-Eins-Lehre leuchtet durch. Nicht umsonst fallen in jene Zeit die ersten Ansätze von Mystik, die einen Kampf gegen den Dogmenzwang bilden, der sich wie ein eiserner Ring um das wahre Christentum legt und zum größten Teil jüdischen Ursprungs ist. Dieser Befreiungskampf des innern Menschen gegen äußere Fesseln, der Drang des Höher-Steigens der Wesenheit des Einzelnen, wie des ganzen Volkes ist es, was zu allererst in jenem Jahrhundert weltbewegender Gedanke war, als der Parzival geschaffen wurde, der getreulich diesen Kampf abspiegelt. Parzival verläßt den Boden des Herkömmlichen, gerät dadurch in Zwiespalt mit sich, bis er aus dem Kampf siegreich hervorgeht und geläutert eine höhere Daseinsstufe erreicht. Daß er (bezw. Wolfram v. Eschenbach) dabei den engherzigen Gedanken der Intoleranz und andere landläufige Vorstellungen abschüttelt, ist selbstverständlich, aber keineswegs die Hauptsache. **K. Sch.**

Die Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München

ist in letzterer Zeit sehr hervorgetreten. Die Tagespresse brachte eingehende Referate über die von Mitgliedern gehaltenen Vorträge; besonders über diejenigen des Baron Dr. du Prel und über jene, welche ich über „Jeanne d'Arcs Seelenleben", „die Seherin von Prevorst und die indische Weisheit", „Uebertragung der Sensibilität und Bilderzauber", den „König der Exorcisten und die modernen Zauberer von Paris" hielt. Die beiden Vortragscyklen des Ehrenpräsidenten, Karl du Prel, über das „Fernsehen" und das „Fernwirken", bedeuteten einen gewaltigen Fortschritt in der Darlegung der Geheimwissenschaften und werden, wenn publiziert, das Interesse weiter Kreise auf sich lenken. Durch Vorträge und förderndes Wirken haben sich außerdem besonders die Herren L. Deinhard, welcher auch für die Interessen unserer Gesellschaft unermüdlich thätig ist, Dr. A. Ullrich, Dr. C. von Arnhard und Dr. A.

Heberle große Verdienste erworben. Die Gesellschaft ist mit den Gleichgesinnten in Frankreich, England und Amerika durch Herrn Deinhard und mich in Verbindung gesetzt worden. Die Vorstandsschaft setzt sich seit meiner Uebersiedelung nach Berlin zusammen aus den Herren: A. Bayersdorfer, 1. Präsident, Dr. A. Ullrich, 2. Präsident, A. Watzelsberger, Sekretär und Kassierer. Die Redaktion der „Sphinx“ sendet der so erfolgreich vorwärtsstrebenden Vereinigung die besten Wünsche ferneren Gedeihens.

Thomassin.



Librairie des Sciences psychologiques.

Dieser unermüdlich für den Magnetismus, Spiritismus und Okkultismus in Paris wirkende Verlag oder vielmehr diese Vereinigung von Gesinnungsgenossen hat neuerdings mehrere Schriften von Rouxel herausgegeben, unter denen auch eine sehr gute satirische, gegen alle möglichen Kulturthorheiten gerichtete ist: L'art d'abréger la vie; außerdem desselben Théorie et pratique du Spiritisme; La liberté de la médecine und sein größeres Werk Rapport du Magnetisme et du Spiritualisme (5 Frs.), ferner von H. Durville: La libre exercice de la médecine reclamé par les médecins; von Rével: Esquisse d'un système de la nature fondé sur la loi du hasard; von G. Pélin: La médecine qui tue, le magnétisme qui guérit und einen Almanac spirite et magnétique illustré für 1893.

H. S.



La Haute Science.

Unter den neuen Zeitschriften, die sich auch in Frankreich fast allmonatlich mehren, ist eine der verdienstvollsten: La Haute Science; Revue documentaire de la Tradition esotérique et du Symbolisme religieux. Sie wird monatlich herausgegeben von der Librairie de l'art indépendant in Paris (Nr. 11 rue de la Chaussée d'Antin) und kostet jährlich 14 Frs., für das Ausland 16 Frs. Sie wird, wie es scheint, vortrefflich redigiert und bringt nur anerkannt gediegene Sachen. Das erste uns vorliegende Heft (27. Januar 1893) enthält Uebersetzungen des Zohar, der Brihadaranyaka Upanischad, der Nymphengrotte des Porphyrius und zwei Aufsätze über Erscheinungen der Gegenwart; unter letzteren wird auch du Prels Aufsatz über das Fernsehen in den letzten Heften der Sphinx sehr anerkennend besprochen. **H. S.**



„Le Coeur“

Neben den vielen andern bereits in Frankreich bestehenden okkultistischen Zeitschriften erscheint nunmehr in Paris seit April eine neue mit dem Titel „Le Coeur“. Sie scheint sehr zum Herzen sprechen zu wollen und pflegt deshalb auch neben Beleuchtung des Esoterismus und Angriffen auf die „sophistes d'outre-Rhin“ die schönen Künste, leider in etwas excentrischer Art. Die erste Nummer bringt als Kunstbeilage das im Salon des Independants zu Paris ausgestellte Bild des „katholischen“ Rosenkreuzerarchonten, Antoine de La Rochefoucauld, welches darstellen soll, wie die gute Göttin Isis den Hirten in die Geheimnisse einweiht. Der Chefredakteur des neuen Monatsorgans ist der bekannte Jules Bois, der kürzlich wegen angeblichen Bilderzaubers den armen kabbalistischen Rosenkreuzerfürsten Guaïta in der Presse angriff und in seinem Werke: „Les Noces de Sathan“ sowie in sonstigen Schriften die gegenwärtig in Frankreich seiner Ansicht nach noch wütenden Teufel, ähnlich wie der „Exorcistenkönig“, bloßstellte.

Thomassin.





Mitglied kann jeder werden (ohne Beitrag) durch Anmeldung beim Vorstande in Steglitz bei Berlin. Die Mitglieder beziehen das Vereinsorgan „Sphinx" zu dem ermäßigten Preise von 3 Mk. 75 Pf., vierteljährlich vorauszubezahlen an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Eingegangene Beträge.

Von Dr. Dietrich Morck in Berlin: 5 Mk. — J. van Groningen in Berlin: 5 Mk. — Dr. Theodor Branowitzer in Pottschach: 5 Mk. — Ernst von Weber in Dresden: 6 Mk. — A. Paasch in Hamburg: 5 Mk. — Frau Anita Schulz in Hamburg: 5 Mk. — Ludwig Merk in Neustadt (Haardt): 3 Mk. — A. K. in L.: 5 Mk. — G. Kramerius in Zizkov: 2 Mk. — Georg Hering in Glauchau: 3 Mk. — H. G., P. F. und H. R. in London je 5 Mk.: 15 Mk. — Georg Olsen in Leipzig: 3 Mk. — Dr. Paul in Charlottenburg: 1 Mk. — Ed. Rost in Dresden: 75 Pfg. — P. F. M. in Schlettstadt: 2 Mk. — Wilhelm Reuter in Berlin: 3 Mk. — M. G. in Berlin: 10 Mk. — Zusammen: 78 Mk. 75 Pfg.

Steglitz bei Berlin, den 15. Mai 1895. J. V.: **Thomassin.**



Geldsendungen

für Sphinx-Abonnements und für die Theosophische Bibliothek ersuchen wir nur an den Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig zu richten, weil uns sonst allzuviel geschäftliche Schwierigkeiten erwachsen.

Anmeldungen zur Theosophischen Vereinigung und freiwillige Mitgliedsbeiträge bitten wir dagegen nur an den Vorstand der Theosophischen Vereinigung in Steglitz bei Berlin zu senden.

Der Vorstand der „Theosophischen Vereinigung".

Bandeinteilung der Sphinx.

Um den Vertrieb der „Sphinx" durch die Post und den Buchhandel sowie die Uebersichtlichkeit zu erleichtern, werden vom Juli ab die einzelnen Bände nicht mehr 4monatlich, sondern 6monatlich (also halbjährlich) erscheinen. Es laufen die Bände demnach von Juli bis Dezember und Januar bis Juni jedes Jahres und fallen mit dem Kalenderjahre zusammen. Denjenigen, welche unsere Monatsschrift durch die Post oder den Buchhandel beziehen, wird der Halbjahrsband mit 9 Mark berechnet, während für die Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" nach wie vor die vierteljährliche Berechnung mit 3,75 Mark bestehen bleibt. **Die Leitung der Sphinx.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:

Ch. Thomassin und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.